


SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.
CHRISTO
ET
ECCLESIAE

Friedrich Bodenstedt's

Gesammelte Schriften.

Siebenter Band.

Friedrich Bodenstedt's

Gesammelte Schriften.

Gesammt-Ausgabe

in

zwölf Bänden.

Siebenter Band.



9. Berlin 1866.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

Russische Dichter.

Deutsch von

Friedrich Bodenstedt.

III.

Michaïl Lermontoff, Kolzoff und Andere.

Vierter Band.

Berlin  1866.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

Inhaltsverzeichniß.

Ismaïl Bey.

Eine morgenländische Sage von M. Lermontoff.

In drei Theilen.

Erster Theil.

Ismaïl Bey.

Aufs Neu der Brust, die leblos lang,
Ist die Begeisterung erschienen,
Den Gram, der Leidenschaft Ruinen,
Mir umzuwandeln in Gesang.
Dem Paradiesesvogel gleich'
Ich, der im fremden Steppenland,
Wohin das Unglück ihn verbannt,
Sich einsam wiegt auf dürrem Zweig —
Hell glänzt sein himmelblau Gefieder;
Ob Stürme heulen, Schnee die Flur
Bedeckt: ihn stört es nicht — und nur
Vom Süden singen seine Lieder.

I.

Du greiser Kaukasus, ich grüße dich!
In deinem Reich kein fremder Gast bin ich:
Hast mich schon früh, in meiner Jugendzeit,
Gewöhnt an deine Bergeseinsamkeit.
Und oft seitdem durchzogen meine Träume
Mit dir des Ostens sonnenhelle Räume.
O, freies Bergland! rauh bist du, doch schön!
Altären gleich sind deine steilen Höhn,
Wenn Abends fernher Wolken zu dir fliegen,
Bald, blauem Dampf gleich, deine Höhn umschmiegen,
Bald, schwanken Federn gleich, auf dir sich wiegen,
Bald, Schatten gleich, an dir vorüberschweben,
Bald graunvoll, wie Gespenster, sich erheben,
(Die man im Traumgesicht zu sehen meint) —
Und nur der Mond vom blauen Himmel scheint.

II.

Wie liebt' ich, Berge, eure wilde Schöne,
Die kriegerischen Sitten eurer Söhne,
Des Himmels über euch durchsicht'ge Bläue,
Der Stürme graus Geheul, das immer neue,
Wenn's von den Höhen, aus den Schluchten tief,

Wie eine Stimme zu der andern rief
Gleichwie Ablösungsrufe nächt'ger Wachen.
. . . . *)
. . . .
. . . .
. . . .
Und Abends oft sah ich am Himmelsdach
Dem Ziehn der regenschwangern Wolken nach —
Hier: hell umsäumt und rosig angehaucht
Ziehn sie einher — dort: dunkel, riesiggroß
Steigt's wie ein Zauberschloß aus ihrem Schoß ...
Da fährt ein jäher Windstoß auf, und wild
Zerstört er, schneller als es aufgetaucht,
Das wundersame, luftige Gebild,
Das, aus der Nacht erzeugt — in Nacht entweicht.
(Gleichwie zerstörend Kettenklirren bricht
Durch des Gefangnen nächtlich Traumgesicht,
Das ihm der Heimatfluren Bild gezeigt)
Indessen, weißer als die Gletscher, flieht
Gen Westen hoch ein Wölkchen nach dem andern. —
Ihr heller, leichtbeschwingter Reigen zieht
Die Abendröthe mit im luft'gen Wandern,
So leicht, so sorglos schweben sie einher,
Als ob ihr kurzes Sein ein ew'ges wär! ..

---

*) Alle wie hier mit Punkten ausgefüllten Stellen sind von der Russischen Censur gestrichen.

1875, July 19.
Subscription Fund.

Russische Dichter.

Deutsch von

Friedrich Bodenstedt.

III.

Michaïl Lermontoff, Kolzoff und Andere.

Vierter Band.



Berlin 1866.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Ismaïl Bey.

Eine morgenländische Sage von M. Lermontoff.

In drei Theilen.

Erster Theil.

Ismaïl Bey.

Aufs Neu der Brust, die leblos lang,
Ist die Begeisterung erschienen,
Den Gram, der Leidenschaft Ruinen,
Mir umzuwandeln in Gesang.
Dem Paradiesesvogel gleich'
Ich, der im fremden Steppenland,
Wohin das Unglück ihn verbannt,
Sich einsam wiegt auf dürrem Zweig —
Hell glänzt sein himmelblau Gefieder;
Ob Stürme heulen, Schnee die Flur
Bedeckt: ihn stört es nicht — und nur
Vom Süden singen seine Lieder.

I.

Du greiser Kaukasus, ich grüße dich!
In deinem Reich kein fremder Gast bin ich:
Hast mich schon früh, in meiner Jugendzeit,
Gewöhnt an deine Bergeseinsamkeit.
Und oft seitdem durchzogen meine Träume
Mit dir des Ostens sonnenhelle Räume.
O, freies Bergland! rauh bist du, doch schön!
Altären gleich sind deine steilen Höhn,
Wenn Abends fernher Wolken zu dir fliegen,
Bald, blauem Dampf gleich, deine Höhn umschmiegen,
Bald, schwanken Federn gleich, auf dir sich wiegen,
Bald, Schatten gleich, an dir vorüberschweben,
Bald graunvoll, wie Gespenster, sich erheben,
(Die man im Traumgesicht zu sehen meint) —
Und nur der Mond vom blauen Himmel scheint.

II.

Wie liebt' ich, Berge, eure wilde Schöne,
Die kriegerischen Sitten eurer Söhne,
Des Himmels über euch durchsicht'ge Bläue,
Der Stürme graus Geheul, das immer neue,
Wenn's von den Höhen, aus den Schluchten tief,

Wie eine Stimme zu der andern rief
Gleichwie Ablösungsrufe nächt'ger Wachen.
. . . . *)
. . . .
. . . .
. . . .
Und Abends oft sah ich am Himmelsdach
Dem Ziehn der regenschwangern Wolken nach —
Hier: hell umsäumt und rosig angehaucht
Ziehn sie einher — dort: dunkel, riesiggroß
Steigt's wie ein Zauberschloß aus ihrem Schoß ...
Da fährt ein jäher Windstoß auf, und wild
Zerstört er, schneller als es aufgetaucht,
Das wundersame, luftige Gebild,
Das, aus der Nacht erzeugt — in Nacht entweicht.
(Gleichwie zerstörend Kettenklirren bricht
Durch des Gefangnen nächtlich Traumgesicht,
Das ihm der Heimatfluren Bild gezeigt)
Indessen, weißer als die Gletscher, flieht
Gen Westen hoch ein Wölkchen nach dem andern. —
Ihr heller, leichtbeschwingter Reigen zieht
Die Abendröthe mit im luft'gen Wandern,
So leicht, so sorglos schweben sie einher,
Als ob ihr kurzes Sein ein ew'ges wär! ..

---

*) Alle wie hier mit Punkten ausgefüllten Stellen sind von der Russischen Censur gestrichen.

III.

Wild sind die Stämme jener wilden Schluchten,

. . . .

Im Kampf, zum Kampfe, wachsen sie heran,
Kämpfend beginnt das Kind, endet der Mann.
Der »Russe« ist des Kampfes Losungswort,
Die Mutter schreckt damit ihr Kindlein dort;
Verzeihung kennt selbst nicht das Kind, das schwache,
Treu ist die Freundschaft, treuer noch die Rache.
Kein Blut fließt dort, das ungerochen bliebe,
Doch maßlos wie der Haß ist auch die Liebe.

IV.

Graunvoll sind ihre Sagen. Ein Tschetschén,
Den durch's Gebirg ich mir zum Führer wählte,
Ein alter Insaß des Kasbék, erzählte
Mir eine solche Stammesmär' im Gehn.
Er pries die Vorzeit, führte mich des Wegs
Zu dem berühmten Steine Roslam-Begs,
Der hoch den krummen Fußpfad überdeckt,
So schwebend, ohne Stützen hingestreckt,
Als ob die Luft ihn trüge. — Moos und Gras
Umgrünt ihn üppig, und in seinem Schatten,
Gleichwie in einem Tempelheiligthume,
Wächst hoch und lieblich die Erinnrungsblume. —
Sie blüht und duftet, hat nicht Sorge, daß
Der Stein herabstürzt auf die grünen Matten.

Unter dem alten, moosbewachs'nen Stein
Einstmals saß der Tschetschén mit mir allein,
Felsgrau umkräuselte der Bart sein Kinn,
In stillem Sinnen schaut' er vor sich hin ...
Vielleicht für seine Heimat betet er —
Ich fremder Pilger wagte nicht zu sprechen —
Stumm wie der Greis ragt das Gebirg umher —
Das Schweigen wagt' ich nicht zu unterbrechen.

V.

Bald wild, bald traurig klang, was er erzählt.
Ich hab's zum Inhalt dieses Lieds gewählt.
Mag es auch seltsam Euch im Norden klingen,
Wie ich's gehört, so will ich's wiedersingen.
Ich mag es als Geheimniß nicht bewahren
In meiner Brust, ich muß es offenbaren.
Nicht um die Gunst der Menge zu erstreben
Sing ich mein Lied — denn kein Verlangen hegt
Nach solchem Kranz, wer Stolz im Busen trägt:
Gesang und Liebe sind des Dichters Leben,
Das ohne diese grau und öde ganz,
Wie nächt'ger Himmel ohne Sternenglanz.

VI.

»Wo tief zu Thale, zwischen Kieseln,
Podkumoks reine Wasser rieseln,
Wo hinterm Maschuk[1]) aufersteht
Der Tag, beim Beschtau[2]) untergeht
Unfern den fremden Steppenlanden
Einst blühende Aoule standen,
Durch keinen Streit und Haß entzweit.
In jedem Haus der Wandrer fand
Ein schützend Dach und gastlich Mahl —
Noch frei und glücklich dazumal
War der Tscherkeß im eignen Land.
Berühmt durch ihre Schönheit waren
Des Landes Töchter weit und breit,
Und Greise übten, hocherfahren,
Das Richtamt bei der Jugend Streit.
Von Lust erklang der Barden Sang
Durch's Land: Sie kannten dazumal
Noch nicht der Russen Gold und Stahl!

VII.

Nie ganz treu ist das Glück im Bunde,
Es kommt und geht wie Tag und Stunde.
Einstmals, — schon war der Tag vollbracht,
Dicht sah man rings die Nebel schweben,
Nacht ward's, doch sollte diese Nacht
Den Menschen keine Ruhe geben.
Die Heerden bang die Erde scharrten,
Die hohen schweren Arbas [3]) knarrten,
Die Burka [4]) umgethan, die warme,
Saßen die Männer stumm zu Pferde,
Geschäftig die Pistolen ladend —
Und jede Mutter hielt im Arme
Ihr zitternd Kind, mit Angstgeberde
Sich und ihr Kind in Thränen badend —
Was man nicht mitnahm aus dem Land,
Ward aufgethürmt und dann verbrannt.
Die nächste Morgensonne zeigte
Davon noch Asche, Trümmer nur,
Und als der Wind den Nebel scheuchte,
Den dicken, von der feuchten Flur,
Sah man rings um die Berge her
Nur wüste Häuser, wüstes Land,
Drauf einen Rest von Feuerbrand,
Und frische Räderspur — nichts mehr.

VIII.

Doch was hat diesen Stamm versucht,
Fort aus der Väter Haus zu ziehn,
Und nächtlich, in freiwillger Flucht,
In fremde Wüstenei zu fliehn?
Hat Muhammed ihm vorgeschrieben
Sein Schicksal, und den Stamm vertrieben?
Nein! eine andre Unglückshand
Vertrieb den Stamm aus seinem Land:
Ein fremdes Kriegsheer zog heran,
An Macht und Stärke unermeßlich,
Und machte Alles unterthan
Auf seinem Weg, und hauste gräßlich.

. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

IX.

Und Jahre kommen, Jahre ziehn,
Fünf Jahre schon sah man entfliehn,
Und an dem feindlichen Geschlecht
War noch die Unbill nicht gerächt.
Im Hochland ließ nach langem Lauf
Der flüchtige Tscherkeß sich nieder,
Und baute neue Hütten auf,
(Davon schon lang die Spuren wieder
Verschwunden). Nur an Kampf und Streit
Dachte das Volk zu jener Zeit,
Und Alt und Jung nach Rache dürsten.

Roslam-Beg hatte mit den Fürsten
Und ihren kriegerischen Horden
Schon gegen den verhaßten Feind
Zu offnem Kampfe sich vereint,
Und harrte an des Kuban Borden.

X.

Im Herbst des Jahrs, in früher Stund,
Zwischen dem Eisenberge[5]) und
Dem Schlangenberge,[6]) wo inmitten
Des Krauts, im dicht bewachs'nen Raum
Der schmale Weg bemerkbar kaum,
Ein Reiter kam des Wegs geritten.
Zur Rechten und zur Linken, neben
Dem Weg — und kaum dadurch geschieden —
Zerborstne Trümmer sich erheben,
Wie Reste hoher Pyramiden.
Und wie die Blicke weiter wandern,
Drängen, einander überstreckend,
Gewaltge Berge sich hervor —
Doch steigt als König aller andern,
Durch seine Höhe fast erschreckend,
Der Beschtau in die Luft empor.
Er strahlt im Glanz des reinsten Blau's,
Und lichte Nebelstreifen schweben
Um seine Schultern her, daraus
Fünf weiße Häupter sich erheben.

XI.

Noch hatte von den Wiesen nicht
Den Thau geküßt das Morgenlicht,
Und aus den schlängelnd wilden Reben,
Die den Granitfels hier umgeben,
Noch Silberregen niederträufte,
Sobald der Reiter daran streifte.
Doch plötzlich seinen kleinen, zähen
Bergrappen hielt der Reiter an,
Und scharf umher zu schaun begann
Als wollt' er Jemand fern erspähen.
Bald lockert er des Pferdes Zügel,
Stellt sich bald aufrecht in den Bügel,
Sein Auge späht, die Glieder zittern
Vor Ingrimm, nichts kann er erwittern ...
Im Zorne springt er ab vom Pferde
Und hält sein Ohr zur feuchten Erde,
Doch mag er noch so emsig lauschen,
Nichts hört er, als der Büsche Rauschen.
Stumm war es, öde ringsumher;
Sein Blick ward trüb, sein Herz ward schwer.
Er fluchte seinem Mißgeschick ...
Gern hätt' er zu der Zeit sein Leben,
Die ganze Welt dahingegeben
Für einer nahen Hütte Dampf,
Für naher Pferde Hufgestampf.

XII.

Wer ist der Mann? Ein Russe? — Nein!
Ein Waffenrock von fremder Art
Hüllt seine schlanken Glieder ein,
Und eine Mütze, langbehaart,
Bedeckt den Kopf — im Gürtel trägt
Er, schwarz und golden ausgelegt,
Dolch und Pistolen — an der Seite
Sein Degen hängt, der scharfe, breite —
Am Riemen, überm Rücken quer,
Trägt er sein filzumhüllt Gewehr.
Wehr und Gewand sind ganz bestellt
Wie sich die Bergkosaken kleiden;
Doch hat kein Andrer solch Geschick,
Und wie er sich im Sattel hält,
Kann man ihn auf den ersten Blick,
Leicht von Kosaken unterscheiden:
's ist kein Kosak — 's ist ein Tscherkeß!

. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

Ein Mann, von Haltung stolz und prächtig,
Jung, aber wie ein Greis bedächtig.
Kein Jugenddrang nach Spiel und Lust
Schwillt diese breite Mannesbrust.
Was will er? wer hat ihn gesandt,
In dieses unruhvolle Land?

XIII.

Sein Auge kalt verdeckt, was heiß
Und stürmisch seine Brust erfüllt,
Wie wenn das erste dünne Eis
Des Meeres dunkeln Schlund verhüllt
Bis zu den nächsten Sturmesschauern . . .
Furchtbare Leidenschaft versteckt
In dieser jungen Brust sich tief,
(Wie Löwen in der Höhle lauern,
Bis sie ihr Opferthier entdeckt
Und wild erwacht, was scheinbar schlief.)
Schien wie ein Stein sein Herz zu sein:
Der Stahl lockt Funken aus dem Stein!

XIV.

. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

XV.

. . . .
. . . .
. . . .

XVI.

. . . .
. . . .
. . . .

XVII.

Wohin mag der Tscherkeß wohl eilen?
Und sucht er nirgends Ruh und Rast?
Er will nicht rasten, will nicht weilen,
Er reitet fort in stürmscher Hast.

. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

Er treibt sein zähes Roß und schlägt es,
Als ob nur wilde Flucht ihn rette;
Schnell wie der Wind der Steppe, trägt es
Ihn fort — die Nüster schnaubt und schäumt,
Das Auge glänzt im stürmschen Lauf.
Bald steigt die vielgespaltne Kette
Des Hochgebirges vor ihm auf,
Endlos — von Schnee und Grün umsäumt.
Und über alle Berge hoch
Der Elborus zum Himmel steigt,
Sein Doppelhaupt von Schnee gebleicht.
Der Reiter ruft: »Ein Stündchen noch
Geduld, dann hab' ich ihn erreicht!«

XVIII.

Vor ihm erheben sich die nackten
Felswände, schauerlich, doch schön —
Bald hell und glatt vom Fuß bis Oben,
Bald schwarz, in Formen, rauhgezackten,
Seltsam zerklüftet und verschoben,
Bald licht verschwimmend in den Höhn ...
Schon längst verfloß die erste Stunde,
Noch ist der Reiter nicht am Ziel;
Die Berge schimmern in der Runde
In wechselvollem Farbenspiel.
Vor Zorn der Reiter selbst erbleicht,
Wie ferner stets das Ziel sich zeigt.
Das müde Pferd kann kaum noch weiter;
Nah ist's vor Sonnenuntergang,
Schon bläst der Abendwind dem Reiter
Kalt in's Gesicht — am Bergeshang
Wird's dunkler, nur die Kuppen glimmen
Und roth im Abendroth verschwimmen —
Den Schattberg[7]) kann er mit den beiden
Schneekuppen nicht mehr unterscheiden.

XIX.

Doch unaufhaltsam weiter steigt
Er auf, ob's rund auch schauerlich,
Hat bald der Berge Rand erreicht,
Wo zwischen hohen Kuppen sich
Der Weg verliert, Gestrüpp-durchschlungen —

Und, ob von Schaum bis an die Ohren
Bedeckt, hier athmet wieder leicht
Sein müdes Roß; der Reiter streicht
Das treue Thier — und ganz verloren
In alter Zeit Erinnerungen,
Blickt der Tscherkeß umher im Land,
Aus frührer Zeit ihm wohlbekannt.
Sein Auge wird von Thränen naß,
Und auf ein Kurzes flieht der Haß
Der schwer auf seinem Herzen drückt,
Der Kindheit Zauberbilde weicht er,
Das vor ihm aufsteigt, ihn beglückt —
Sein Auge strahlt, sein Herz wird leichter;
So freundlich schaut er rings darein,
In der Erinnerung verloren,
Als sei er stolz, Tscherkeß zu sein;
Stolz auch, daß ihn dies Land geboren,
Der unbeugsamen Felsen einen —
Und wie die Jugendzeit in reinen
Gebilden ihm vorüber gleitet,
Vergißt er Alles, was das Leben
Ihm Trübes, Schreckliches bereitet,
Vergißt er auch sein dunkles Streben,
Vergißt die Freunde, wie die Feinde,
Ein Herrscher dünkt er sich der Welt,
Die Liebes, Schönes nur enthält.
Er gleicht der jungen, frohen Braut,
Die ihren Liebsten wiederschaut,
Und glaubt, daß sie die ganze Welt
Mit ihm in ihren Armen hält.

XX.

Im Glanz der Abendröthe streben
Hochauf die Kuppen steil und kahl,
Bergab die grauen Nebel schweben
Hinunter in das enge Thal.
Und tiefes Schweigen herrscht — kein Schall
Ertönt, als Roßhufwiederhall.
Ein feiner Duft zieht durch die Luft;
Die halbverblühten Blumen schließen
Die Kelche zu, um nächtge Ruh,
Wenn auch bewußtlos, zu genießen . . .
Schon ist, bei hellem Sternenschein
Der Abend ganz hereingebrochen;
Aus tiefzerklüftetem Gestein
Kommt eine Schlange angekrochen.
Sie spielt und hebt sich — bleibt dann träge
Sich krümmend, liegen auf dem Wege.
Hell glitzert in der Sterne Strahl,
Wie sich die Schlange krümmt und windet,
Die bunte, glatte Ringelhaut,
Gleichwie die Klinge eines Dolches,
Oder ein Panzerhemd von Stahl,
(Wie nach der Schlacht man oft noch solches
Verloren auf der Wahlstatt findet)
Beim Schein des Mondes angeschaut.

XXI.

Spät ist's zur Nacht; der Reitersmann
Thut seine breite Burka an.
Dort, wo das Baumgestrüppe dicht
Den Weg versperrt, bäumt sich das Pferd,
Und schnaubt und tobt, und will nicht weiter.
Schnell aus dem Sattel springt der Reiter,
Und wie er sich zur Seite kehrt,
Sieht er mit staunendem Gesicht
Zu Füßen einen Abgrund gähnen,
Darin ein Gießbach brausend schäumt —
Das war's, warum das Pferd gebäumt
Und bang gesträubt die schwarzen Mähnen.
Und zweifelnd stand der Reiter lange
Am abgrundtiefen Felsenhange,
Und wußte nicht mehr ein, noch aus —
Da plötzlich, fern im nächtgen Graus
Entdeckt er eines Lichtes Schimmer,
Das, wie er ausspäht, näher immer
Zu kommen scheint — auf's Neue schwingt
Er sich auf's Pferd, und ohne Ruh
Treibt er das Thier der Gegend zu,
Woher das Licht ihm flackernd winkt.

XXII.

Bald sollt' er nun am Ziele sein
Und finden was er lang gesucht —
Es war kein trügerischer Schein,
Der ihn gelockt in jene Schlucht.

Durch einen Hügel halb versteckt,
Zwei weiße Häuschen sieht der Reiter,
Das platte Dach hoch überdeckt
Mit dicken Bündeln Stroh und Kräuter.
Der kalte Herbstwind pfeift und singt,
Spielt mit den Halmen, mit den Stengeln,
Die rings vom Dache niederschlängeln.
Ein breiter Hof das Haus umschlingt.
Der Zaun von Pfählen und von Zweigen
Kunstvoll geflochten und gezimmert,
Schon halb verfallen; tiefes Schweigen
Herrscht ringsumher; im niedern Haus
Mit mattem Schein ein Lichtchen schimmert,
Der Rappe wiehert, stampft die Erde
Und weckt das Wiehern andrer Pferde;
Bald tritt ein Mann zur Thür heraus,
Der Hausherr selbst: »Schickt der Prophet
Noch Gäste in der Nacht so spät?
Wer ist da?« So die Frage schallt.
— »Ein Fremder!« — scholl die Antwort bald.
Das Wort genügt, er fragt nicht weiter,
Der heilig noch die alte Sitte,
Die gastliche der Väter, hält . . .
Begrüßend naht der Wirth dem Reiter,
Dem müden, von dem langen Ritte,
Und sorgt, daß Obdach ihm bestellt;
Nimmt das Geschirr vom Pferde ab
Und führt es selbst zum Stall hinab.

XXIII.

Nun heißt der Wirth den Gast willkommen
An seinem Herd, reicht ihm die Hand;
Bald ist ein Feuer angezündet,
Wo Beide traulich Platz genommen.
Der Schmuck im Zimmer an der Wand
Ringsum, dem kund'gen Aug' verkündet
Des Bergsohns Reichthum: Pfeile, Flinten,
Dolche, mit Koranschrift verziert,
Ein weiß Baschlik [8]) im Winkel hinten,
Und, zwischen Sattelzeug und Burka,
Die Peitsche. — Das Gespräch verliert
Der Beiden sich in alte Zeit,
Sie sprechen von der Herrlichkeit,
Und Freiheit frührer, bessrer Tage,
Und führen ob der Jetztzeit Klage.
Lebendig fließt das Wort vom Munde
Dem Greis und seinem jungen Gast;
Sie achten nicht der späten Stunde,
Sie denken nicht an Ruh und Rast.
Des jungen Gastes Worte schlugen
Gewaltig an des Greises Herz,
Bald Schmerz, bald Freude weckend, trugen
Sie ihn gen Osten, heimatwärts.

XXIV.

Er war ein Lesghier. Früh verbannt
Von Vaterhaus und Heimatland,
Hatt' es ihn weit umhergetrieben
Bis er ein Obdach hier gewann.

Vier Kinder wuchsen ihm heran:
Drei Söhne und ein Töchterlein;
Es ward im Kreise seiner Lieben
Ihm leichter der Verbannung Pein.
Vom Raube lebt sein ganzes Haus:
Sobald der Himmel seine Sterne
Anzündet, ziehen in die Ferne
Auf Beute die drei Söhne aus,
Und Furcht und Graun folgt ihren Schritten.
Sie plündern, nehmen, wo es geht,
So fehlt es nie an Speis' und Trank,
An Hirse, Hafer, Wein und Meth.
Der scharfe Dolch hilft ihnen bitten,
Die Flintenkugel giebt den Dank.
Sie jagen auf geraubten Pferden,
Gefahr ist ihnen lieb und Plage,
Und unbegrenzt ihr Reich auf Erden —
Furcht haben sie nur — vor dem Tage!
»Heut — sprach der Greis — von meinen Lieben
Ist nur der Aeltste heimgeblieben.«
Doch kaum noch hört der Gast den Wirth,
Versteht nicht mehr, was er ihm sagt,
Sein klares Auge blickt verwirrt,
Kaum daß er noch zu athmen wagt,
Er wußte nicht wie ihm geschah,
Denn plötzlich, wie gesandt von Oben,
Stand eine Jungfrau vor ihm da,
Aus Erd- und Himmelsreiz gewoben.

XXV.

Wie eine Peri war sie schön und rein —
Und wer, der sie gesehen, spräche: nein!
Und wer, der solch ein weiblich Wunder sieht,
— Wie es durch unsre ersten Träume zieht,
Wie's einmal nur an uns vorüberflieht —
Wer unterschiede nicht die Himmelsspuren
Im süßen Zauber dieses Augenlichts,
Im selgen Lächeln dieses Angesichts,
Von nichtger Schönheit irdischer Naturen?
Des Weibes Hoheit von des Weibes Roheit!
Und wer auch sagt, entzückt von solchem Weibe:
Ein kaltes Herz in einem schönen Leibe!
Wenn plötzlich strahlend in der Reize Fülle
Die vor ihm steht, die aller Erdenhülle
Er frei geglaubt, und die nur auf der Erde
Erschien, daß sie ein Trost den Menschen werde!
Tritt prüfend er zum Zauberbilde hin:
Erkennt sein Auge leicht die Lesghierin;
Aus ihren Zügen strahlt ihm irdsche Glut,
Durch ihre Wangen flammt des Ostens Blut.
Doch kaum tritt fern sie wieder dem Gesicht,
So traut er seinen eignen Augen nicht,
So weiß er selbst nicht mehr wie ihm geschehn,
Und zweifelt selbst an dem, was er gesehn.

XXVI.

Holdselig, einer Peri gleich,
Voll Erden- und voll Himmelsschöne,
Und lieb — wie wenn in fremdem Reich,
Wo wir die Sprache nicht verstehen,
Uns plötzlich heimatliche Töne,
Dem Ohr so traut, entgegenwehen —
So lieb — wie Duldern im Gefängniß
Wohl auch durch Kummer und Bedrängniß
Das Lied des freien Vögleins klingt,
Das draußen in den Zweigen singt —
So trostmild stand mit heitrer Miene
Die junge Sara am Kamine:
Das Köpfchen halb zur Brust geneigt,
Sonst stolz von Haltung, frei und leicht,
In ihrem Anzug schlichter Art
Geschmack und Einfachheit gepaart.
Ein enganliegend Tuch umschlang
Den Kopf, wie zu des Haarschmucks Zwang,
Draus fessellos zwei Locken drangen,
Die dunkel über beide Wangen
Bis auf die weiße Brust sich schlangen ...
Schon ist es Zeit — man sieht's ihr an —
Die dunkeln Haare aufzuschlingen,
Hübsch Ordnung in den Putz zu bringen —
O, man erkennt das Weib daran!

XXVII.

Das Händchen zitterte der Maid,
Als mit der Hast der Schüchternheit
Sie das bescheidne Nachtmahl jetzt
Dem alten Vater vorgesetzt.
Sie lächelte und wollte gehn,
Und blieb doch schwankend wieder stehn,
Als ob sie Scham und Neugier quälte,
Hoch hob sich ihr die junge Brust ...
Sie hätte gar zu gern gewußt
Was wohl der fremde Mann erzählte.
Doch schwieg er selbst nun, und im Zimmer
Umher, vom Wandschmuck angezogen,
Verlegen seine Blicke flogen.
Sie traf zuletzt des Auges Schimmer,
Und so durchdringend, daß sie fast
Vor seinem tiefen Blick erbangte.
Doch, trotz dem Vater, blieb sie stehn
In stummer Neugier — es verlangte
Sie, mehr zu hören, mehr zu sehn
Von ihrem jungen, fremden Gast.
Doch dieser wurde selbst verlegen,
Und schwerer ward es ihm zu sprechen.
Er schlug die großen Augen nieder
Und hob sie lang zu ihr nicht wieder
Empor — was mag in ihm sich regen?
Durch Lächeln sucht er und durch Scherzen
Seine Verlegenheit zu brechen,
Doch kam dies Lächeln nicht von Herzen!

Sich häufig unterbrechend, setzt
Er mühsam seine Rede fort,
Und lächelt wieder — und zuletzt
Stockt auf der Zunge ihm das Wort.
Das kalte Lächeln im Gesicht,
Das schwer erzwungne, steht ihm nicht.
Er schweigt — und leid ist ihr's darum;
Sie seufzt — und weiß doch nicht, warum?
Er hatte Anfangs doch so traut,
So voll herzinniger Bewegung
In's dunkle Auge ihr geschaut,
Und sie erwiederte die Regung,
Und wandte lieb den Blick auf ihn,
Als wollte sie aus seinen Augen
Geheimnißvolle Antwort saugen —
Und jetzt? Was ist mit dem Tscherkessen?
Sein Aug' erwiedert nichts! ihr schien
Als hätt' er plötzlich sie vergessen.
War ihm der Blick nicht angenehm?
Ist Sara's Näh' ihm unbequem?
Verwirrt es ihn sie anzusehen?
Genug, genug! zum zweiten Mal
Fragt sie ihn nicht — sie muß schnell gehen.

XXVIII.

Wer in der Welt sich viel bewegt,
Die Sitte kennt in fremdem Land —
Der Leidenschaften Spuren trägt,
Mit ihrer Sprache auch bekannt; —
Wer früh sich hingerissen fand
In's sogenannte »große Leben,«
Wo er gelernt, mit seiner Hand
Nicht auch sein Herz dahinzugeben:
Dem mag es — wenn er sonst beachtet
Von Damen ist, und leicht gefällt —
Dem mag's auch leicht geschehn, daß er
Die Neigung einer Frau von Welt
Nicht grade als ein Glück betrachtet.
Doch dem Naturkind gegenüber
Ist er der alte Mensch nicht mehr,
Stimmt ihn die Liebe ernster, trüber —
Er schämt sich, fürchtet sich zu scherzen
Mit einem einfach-wilden Herzen,
Und wird der Jungfrau zart Begegnen
Oft kalt, mit Thränen gar entgegnen.
Für sündhaft hält er Küssen, Schmeicheln,
Unmöglich ist es ihm zu heucheln.
Es hat das Herz noch nicht genug
Am Leide, das es mit sich trug
Aus frührer Jahre stürmscher Zeit —
Sich einzubilden macht ihm Leid,
Daß für sein Feuer keine Nahrung . . .

Leicht halten solche Menschen Alles
In ihrer Herzenswelt Erfahrung
Für lauter Zeichen tiefen Falles,
Für lauter Sündenoffenbarung.
Unfähig sind sie der Verführung,
Doch leicht zugänglich tiefer Rührung;
Und, ist ihr Herz in vollem Brand,
Voll unbefriedigter Gelüste:
So glauben sie in fremdem Land,
In wilden Bergen, in der Wüste,
In schattger Thäler Einsamkeit,
Am Ort, wo sie die Jugendzeit
Verlebt, den Qualen zu enteilen,
Sich zu befrein, ihr Herz zu heilen.
Umsonst! es schleppt auf jedem Schritt
Sein Weh und seine Fesseln mit.

XXIX.

Verschwunden schon aus dem Gemach
War Sara — lange sah ihr nach
Der fremde Gast, und in sich sprach:
»Bist kaum den Kinderschuhn entgangen
»Und kennst schon Thränen, — und Verlangen
»Ist schon im jungen Busen wach?
»Kraftloses, helles Abendlicht,
»Glüh' auf der dunkeln Wolke nicht:
»Es wird auf ihr dein letztes Funkeln,
»Dein letztes Leuchten selbst verdunkeln.«

XXX.

»Du kennst mich noch nicht, süße Maid!
»Dem wilden Kampf, der Männerschlacht,
»Und nicht der Liebe stiller Macht
»Ist vom Geschick mein Herz geweiht.
»Ich könnte wohl mit ganzer Glut
»Dich lieben — doch in höhrer Hut
»Stehst du — und ich … ich muß dich lassen.
»Darf diese blutbesprengte Hand
»Dein reines, zartes Händchen fassen?
»Dich dieser Arm umschlingen, und
»In dir die Glut der Liebe schüren?
»Und darf mein fluchgewohnter Mund
»Je deiner Rosenlippen Rand
»Entheiligend im Kuß berühren?«

. . . .

XXXI.

Schon bricht der Morgen an — 's ist Zeit!
Vom Schlaf erwachte der Tscherkeß
Und machte sich zum Weg bereit.
Sein greiser Gastfreund unterdeß
Blies auf dem Herd die Flamme an,
Bereitete von Hirse dann
Den Morgenimbiß — sagt ihm auch
Wo er die besten Wege reitet.
Zur morschen Schwelle dann geleitet
Er ihn nach seinem alten Brauch . . .
Zerstreut, nachdenkend stand am Thor
Der Gast, den Blick voll Traurigkeit;
Er dachte an die junge Maid —
Doch: Wer führt ihm den Rappen vor?

XXXII.

Schau! Sara selbst führt ihm das Pferd
Vom Stall her, schüchtern und verlegen,
Und richtet dann, zu ihm gekehrt,
Die leisen Worte ihm entgegen:
»Hier ist dein Roß, — steig in den Bügel!
Ich habe Sattelzeug und Zügel
Mit eigner Hand ihm angethan.
Die Arbeit hat mich nicht belästigt,
Dergleichen ist nicht neu für mich.
Die schwarze Burka habe ich
Dir überm Sattel her befestigt.
Sieh nur das Thier, wie schimmern dran
Die Silberschuppen vom Kuban!
Sieh, lieber Fremder, nichts gebricht!
Ein prächtig Pferd! das scheut gewiß
Im Lauf vor Fels und Schluchten nicht.
Welch' stolze Haltung, welch' Gebiß!
Ob auch aus fremdem Lande stammt
Dein Pferd, aus seinen Augen flammt
Doch eine wilde, stolze Glut!
Sein Rücken ist so glatt und rein,
Wie in dem Bergstrom kaum ein Stein
Geglättet von der starken Flut.
Dem kleinsten Wink gehorcht es flink.
Ich hab's gestreichelt, ihm geschmeichelt,
Daß es dich treu und sicher trage
Durch Berge und durch Steppenland,
Dich schütze vor der Feinde Hand,
Vor Dolchesstich und Unglücksschlage.«

XXXIII.

»Droht Sturm und Wetter: schneller schmiegt
Der Reiter sich auf's Pferd und fliegt
Einher in ungestümer Hast.
Wer weiß, o junger, fremder Gast!
Wer weiß, es kommt vielleicht ein Tag,
Wo dir im Innern leis Erinnern
An uns, an mich erstehen mag!
Und denkst du mein in froher Zeit,
Beim Klang und Lärm der Festgelage:
Verscheuche die Erinnrung weit
Von deinem Blick, wie eine Plage!
Doch wenn dein Herz voll Traurigkeit,
Der Schlaf dich flieht — dein Auge weint,
Und dann mein Bild vor dir erscheint:
So halt es fest — o hör' mein Flehn! —
So laß es tröstend vor dir stehn,
Und denk dabei: auf Wiedersehn!«

XXXIV.

»Wohl klein ist unser Aufenthalt,
Doch sicher vor des Feinds Gewalt.
Nie sind wir hier durch Feindestücke
Beraubt, bedroht, geängstigt worden —
Was sollten auch die Russenhorden
Uns nehmen? Unsre Kleidungsstücke?
Ein halb Dutz Pferde?... Traue mir,
O Fremdling! sage mir, wohin
In solcher Hast dich treibt dein Sinn?
Was suchst du fern? O, bleibe hier!
Bleib hier im Kreise meiner Lieben.
Ich seh dir's an, o fremder Mann,
Du bist ein Flüchtling, bist vertrieben
Vom heimschen Herd und heimschen Glück,
Wie so viel andere Tscherkessen,
Hast deine Sprache gar vergessen —
Was treibt dich in dein Land zurück?
Was ist's, das dort dein Herz noch hofft?
Wohl predigt uns der Vater oft,
Daß wir uns willig, ohne Grollen,
— Ist's an der Zeit — mit Herz und Hand
Dem Vaterlande opfern sollen,
Dem Vaterland, das uns geraubt!
Doch da nur ist mein Vaterland,
Wo man mich liebt, wo man mir glaubt!«

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Es [illegible]
Noch einmal laß in deinem Arme
Mich hängen — [illegible] —
O, halt das Glück mir nicht zurück!
Sprich, oder willst die schwere Stunde
Des Scheidens mir noch mehr verbittern?« —
Und Sara stand in Angst und Zittern,
Und harrt, daß er auf ihre Frage
Ein Wörtchen nur zur Antwort sage —
Wird er den Wunsch ihr nicht erfüllen?
Vergeblich wartet sie: er schweigt.
Sie kann ihr Wehe nicht verhüllen:
Ihr Auge wird von Thränen feucht.
Doch ach! er bricht sein Schweigen nicht —
Schon schwingt er sich auf's Roß, bereit
Davonzujagen — doch dann dreht
Er plötzlich seinen Rappen wieder,
Neigt freundlich sich zu Sara nieder,
Zu lindern ihre Traurigkeit,
Ihr zu gewähren was sie fleht.

XXXVI.

» — Du mußt mich nicht so grausam wähnen,
Sara! was willst du von mir — Thränen?
Mein Aug' war viel von Thränen feucht,
Aus Neid hat sie die Welt verscheucht.
Doch paßt solch dunkles Loos wie meines,
Nicht für ein liebend Herz, wie deines!
Allein als Sklav, als Herrscher stehn
Will ich — allein auch untergehn . . .
Was mir das Leben Liebes bot
Hab ich als Opfer dargebracht —
Mein Hauch ist aller Freude Tod,
Und Schonung nicht in meiner Macht . . .
Wohl keinen ganz geringen Mann,
(Laß ich als solchen auch mich an)
Siehst du — Sara! du siehst in mir
Den Bruder Roslam-Beg's vor dir!
Mein Glück gab ich dahin als Opfer, frei . . .
O klage nicht darum, verzeih, verzeih! —«

XXXVII.

Sprach's, winkte mit der Hand, und fernher schon
Scholl, kaum vernehmbar, Roßhufwiederhall —
Und starr und stumm horcht sie dem fernen Schall,
Ihr Geist, Gefühl, Bewußtsein war entflohn,
Als ob mit jenem dumpfen Roßhufschalle
Ihr Herz, all ihrer Zukunft Glück verhalle.
O Sara, Sara! denke sein nicht mehr!
Zurück aus deinen schönen Träumen wandre —
Dein Auge ist so voll, dein Herz so leer,
Ein Augenblick dir schwerer als der andre.
O nähre nicht den Schmerz, laß ihn vergehn! ..
Den ganzen Tag blickt sie hinaus in's Land
Wo ihrer Liebe heller Stern verschwand —
Und in der lichten Abendwolken Ziehn,
Allüberall glaubt sie sein Bild zu sehn.
Und Nachts im Schlaf bei jeglichem Geräusche
Schnell springt sie zitternd auf, erwartet ihn,
Und späht, bis sie gewahrt, daß sie sich täusche ...
So sieht man wohl ein Meteor aufflammen,
Es scheint zu nahn und — bricht in Nichts zusammen. —

Zweiter Theil.

1.

In trüber Flut braust der Argun durch's Land,
Des Winters Fesseln sind ihm unbekannt,
Nie unter Eisesdruck ward er gebeugt,
Denn selbst von Eis und Schnee ward er gezeugt,
Der keck aus seinen Silberwindeln sprang
Auf steilen Höhn, wo selbst der Gemse bang.
Ein derb Naturkind, treibt er seine Flut
In kindlich frohem, lautem Uebermuth —
Bald rauscht er hüpfend zwischen hohem Gras,
Bald krümmt er sich, und wie gebognes Glas
Durchsichtig, in den Abgrund stürzt er, bis
Er ganz verschwunden in der Finsterniß.
Hier über'm Schlund, wohin sein wilder Lauf
Treibt, girrend fliegt ein Schwarm von Tauben auf.
Und aus den strauchbewachs'nen Wänden drängen
Steinblöcke sich hervor, und drohend hängen,
Erwartend, daß das Flutgetös verhalle, —
Um in das Flußbett dann zu stürzen alle,
Die Fluten zu begraben in dem Falle.
Vergebens warten sie — die Woge ruht nicht,
Und aller Steine Sturz begräbt die Flut nicht:
Wird ein Weg ihm versperrt: zu einem andern
Bricht der Argun sich Bahn, fürbaß zu wandern.

II.

. . . .
. . . .
. . . .

III.

. . . .
. . . .
. . . .

IV.

Roslam-Beg hatte einstmals einen Bruder,
Davon man jetzt noch singt und um ihn trauert;

. . . .
. . . .
. . . .

Nicht unter seidner Perserdecken Pracht
Ward Ismaïl geboren — um ihn wacht'
Kein weiblich Wesen in der dunklen Nacht,
Einlullend ihn mit kindestrautem Klang.
Der Stürme Heulen war sein Wiegensang.
Als er zum Erstenmal den Blick erhob,
Ein Ungewitter ihm entgegenschnob.
In dunkler Höhle feuchter Lagerstatt,
Wohin sein Vater sich mit ihm gerettet
Vor seinem Mörder-Bruder Bey-Bulát,
Ward Ismaïl als zartes Kind gebettet.
Und wieder ein Verfolgter war er, da
Zum Erstenmal das Licht er wieder sah.

V.

Von früh an hielt er sich für überflüssig
In dieser Welt — des Lebens überdrüssig
War er, und — ob noch rein von Herz und Händen —
Hub er sein Leben an, wie's Viele enden:
Durch ein Verbrechen. Fremd der Mutterliebe
Fand er als Kind kein Herz sich anzuschmiegen,
Blieb unerschlossen jedem zarten Triebe;
Ließ sich von kühlen Abendwinden wiegen;
Nachts war der Mond sein einz'ger Spielgenoß.
So zwischen Erd' und Himmel ward er groß.
Bedürfniß, Sorge war ihm unbekannt.
Er war gewohnt im rauhen Bergesland
Zu sehn, wie unter ihm die Wolken zogen,
Und über sich den blauen Himmelsbogen.
Und seine jugendlichen Spiele theilten
Die Adler nur, die oben mit ihm weilten.
Es war sein Herz voll starker Leidenschaft,
Voll wilder Glut und starker Willenskraft.
Des Südens Stürme brachen sich darin,
Erschütterten und stählten seinen Sinn...
Vom Vater ward Ismaïl, jung an Jahren
Noch, in das ferne Türkenland gesandt:
Seitdem hat man nichts mehr von ihm erfahren.

XXXI.

Schon bricht der Morgen an — 's ist Zeit!
Vom Schlaf erwachte der Tscherkeß
Und machte sich zum Weg bereit.
Sein greiser Gastfreund unterdeß
Blies auf dem Herd die Flamme an,
Bereitete von Hirse dann
Den Morgenimbiß — sagt ihm auch
Wo er die besten Wege reitet.
Zur morschen Schwelle dann geleitet
Er ihn nach seinem alten Brauch . . .
Zerstreut, nachdenkend stand am Thor
Der Gast, den Blick voll Traurigkeit;
Er dachte an die junge Maid —
Doch: Wer führt ihm den Rappen vor?

XXXII.

Schau! Sara selbst führt ihm das Pferd
Vom Stall her, schüchtern und verlegen,
Und richtet dann, zu ihm gekehrt,
Die leisen Worte ihm entgegen:
»Hier ist dein Roß, — steig in den Bügel!
Ich habe Sattelzeug und Zügel
Mit eigner Hand ihm angethan.
Die Arbeit hat mich nicht belästigt,
Dergleichen ist nicht neu für mich.
Die schwarze Burka habe ich
Dir überm Sattel her befestigt.
Sieh nur das Thier, wie schimmern dran
Die Silberschuppen vom Kuban!
Sieh, lieber Fremder, nichts gebricht!
Ein prächtig Pferd! das scheut gewiß
Im Lauf vor Fels und Schluchten nicht.
Welch' stolze Haltung, welch' Gebiß!
Ob auch aus fremdem Lande stammt
Dein Pferd, aus seinen Augen flammt
Doch eine wilde, stolze Glut!
Sein Rücken ist so glatt und rein,
Wie in dem Bergstrom kaum ein Stein
Geglättet von der starken Flut.
Dem kleinsten Wink gehorcht es flink.
Ich hab's gestreichelt, ihm geschmeichelt,
Daß es dich treu und sicher trage
Durch Berge und durch Steppenland,
Dich schütze vor der Feinde Hand,
Vor Dolchesstich und Unglücksschlage.«

XXXIII.

»Droht Sturm und Wetter: schneller schmiegt
Der Reiter sich auf's Pferd und fliegt
Einher in ungestümer Hast.
Wer weiß, o junger, fremder Gast!
Wer weiß, es kommt vielleicht ein Tag,
Wo dir im Innern leis Erinnern
An uns, an mich erstehen mag!
Und denkst du mein in froher Zeit,
Beim Klang und Lärm der Festgelage:
Verscheuche die Erinnrung weit
Von deinem Blick, wie eine Plage!
Doch wenn dein Herz voll Traurigkeit,
Der Schlaf dich flieht — dein Auge weint,
Und dann mein Bild vor dir erscheint:
So halt es fest — o hör' mein Flehn! —
So laß es tröstend vor dir stehn,
Und denk dabei: auf Wiedersehn!«

XXXIV.

»Wohl klein ist unser Aufenthalt,
Doch sicher vor des Feinds Gewalt.
Nie sind wir hier durch Feindestücke
Beraubt, bedroht, geängstigt worden —
Was sollten auch die Russenhorden
Uns nehmen? Unsre Kleidungsstücke?
Ein halb Dutz Pferde?... Traue mir,
O Fremdling! sage mir, wohin
In solcher Hast dich treibt dein Sinn?
Was suchst du fern? O, bleibe hier!
Bleib hier im Kreise meiner Lieben.
Ich seh dir's an, o fremder Mann,
Du bist ein Flüchtling, bist vertrieben
Vom heimschen Herd und heimschen Glück,
Wie so viel andere Tscherkessen,
Hast deine Sprache gar vergessen —
Was treibt dich in dein Land zurück?
Was ist's, das dort dein Herz noch hofft?
Wohl predigt uns der Vater oft,
Daß wir uns willig, ohne Grollen,
— Ist's an der Zeit — mit Herz und Hand
Dem Vaterlande opfern sollen,
Dem Vaterland, das uns geraubt!
Doch da nur ist mein Vaterland,
Wo man mich liebt, wo man mir glaubt!«

XXXV.

»Noch liegt der Nebel rings umher,
Der Bergespfad ist so beschwerlich,
Die Morgenkälte dir gefährlich.
O, einen Tag noch bleibe hier,
Nur eine Stunde noch, nicht mehr!
Ein einzig Stündchen bleib bei mir.
Ich will dein Pferd abschirren, pflegen
Mit Trank und Korn, — laß sich's noch legen.
Du aber setz dich her zu mir,
Stütz deinen Kopf auf meine Hand —
Es ist so traut, so lauschig hier!
Noch einmal laß an deinem Munde
Mich hängen — horchen unverwandt —
O, halt das Glück mir nicht zurück!
Sprich, oder willst die schwere Stunde
Des Scheidens mir noch mehr verbittern?« —
Und Sara stand in Angst und Zittern,
Und harrt, daß er auf ihre Frage
Ein Wörtchen nur zur Antwort sage —
Wird er den Wunsch ihr nicht erfüllen?
Vergeblich wartet sie: er schweigt.
Sie kann ihr Wehe nicht verhüllen:
Ihr Auge wird von Thränen feucht.
Doch ach! er bricht sein Schweigen nicht —
Schon schwingt er sich auf's Roß, bereit
Davonzujagen — doch dann dreht
Er plötzlich seinen Rappen wieder,
Neigt freundlich sich zu Sara nieder,
Zu lindern ihre Traurigkeit,
Ihr zu gewähren was sie fleht.

XXXVI.

» — Du mußt mich nicht so grausam wähnen,
Sara! was willst du von mir — Thränen?
Mein Aug' war viel von Thränen feucht,
Aus Neid hat sie die Welt verscheucht.
Doch paßt solch dunkles Loos wie meines,
Nicht für ein liebend Herz, wie deines!
Allein als Sklav, als Herrscher stehn
Will ich — allein auch untergehn ...
Was mir das Leben Liebes bot
Hab ich als Opfer dargebracht —
Mein Hauch ist aller Freude Tod,
Und Schonung nicht in meiner Macht ...
Wohl keinen ganz geringen Mann,
(Laß ich als solchen auch mich an)
Siehst du — Sara! du siehst in mir
Den Bruder Roslam-Beg's vor dir!
Mein Glück gab ich dahin als Opfer, frei ...
O klage nicht darum, verzeih, verzeih! —«

XXXVII.

Sprach's, winkte mit der Hand, und fernher schon
Scholl, kaum vernehmbar, Roßhufwiederhall —
Und starr und stumm horcht sie dem fernen Schall,
Ihr Geist, Gefühl, Bewußtsein war entflohn,
Als ob mit jenem dumpfen Roßhufschalle
Ihr Herz, all ihrer Zukunft Glück verhalle.
O Sara, Sara! denke sein nicht mehr!
Zurück aus deinen schönen Träumen wandre —
Dein Auge ist so voll, dein Herz so leer,
Ein Augenblick dir schwerer als der andre.
O nähre nicht den Schmerz, laß ihn vergehn! ..
Den ganzen Tag blickt sie hinaus in's Land
Wo ihrer Liebe heller Stern verschwand —
Und in der lichten Abendwolken Ziehn,
Allüberall glaubt sie sein Bild zu sehn.
Und Nachts im Schlaf bei jeglichem Geräusche
Schnell springt sie zitternd auf, erwartet ihn,
Und späht, bis sie gewahrt, daß sie sich täusche ...
So sieht man wohl ein Meteor aufflammen,
Es scheint zu nahn und — bricht in Nichts zusammen. —

Zweiter Theil.

1.

In trüber Flut braust der Argun durch's Land,
Des Winters Fesseln sind ihm unbekannt,
Nie unter Eisesdruck ward er gebeugt,
Denn selbst von Eis und Schnee ward er gezeugt,
Der keck aus seinen Silberwindeln sprang
Auf steilen Höhn, wo selbst der Gemse bang.
Ein derb Naturkind, treibt er seine Flut
In kindlich frohem, lautem Uebermuth —
Bald rauscht er hüpfend zwischen hohem Gras,
Bald krümmt er sich, und wie gebognes Glas
Durchsichtig, in den Abgrund stürzt er, bis
Er ganz verschwunden in der Finsterniß.
Hier über'm Schlund, wohin sein wilder Lauf
Treibt, girrend fliegt ein Schwarm von Tauben auf.
Und aus den strauchbewachs'nen Wänden drängen
Steinblöcke sich hervor, und drohend hängen,
Erwartend, daß das Flutgetös verhalle, —
Um in das Flußbett dann zu stürzen alle,
Die Fluten zu begraben in dem Falle.
Vergebens warten sie — die Woge ruht nicht,
Und aller Steine Sturz begräbt die Flut nicht:
Wird ein Weg ihm versperrt: zu einem andern
Bricht der Argun sich Bahn, fürbaß zu wandern.

II.

. . . .
. . . .
. . . .

III.

. . . .
. . . .
. . . .

IV.

Roslam-Beg hatte einstmals einen Bruder,
Davon man jetzt noch singt und um ihn trauert;

. . . .
. . . .
. . . .

Nicht unter seidner Perserdecken Pracht
Ward Ismaïl geboren — um ihn wacht'
Kein weiblich Wesen in der dunklen Nacht,
Einlullend ihn mit kindestrautem Klang.
Der Stürme Heulen war sein Wiegensang.
Als er zum Erstenmal den Blick erhob,
Ein Ungewitter ihm entgegenschnob.
In dunkler Höhle feuchter Lagerstatt,
Wohin sein Vater sich mit ihm gerettet
Vor seinem Mörder-Bruder Bey-Bulát,
Ward Ismaïl als zartes Kind gebettet.
Und wieder ein Verfolgter war er, da
Zum Erstenmal das Licht er wieder sah.

V.

Von früh an hielt er sich für überflüssig
In dieser Welt — des Lebens überdrüssig
War er, und — ob noch rein von Herz und Händen —
Hub er sein Leben an, wie's Viele enden:
Durch ein Verbrechen. Fremd der Mutterliebe
Fand er als Kind kein Herz sich anzuschmiegen,
Blieb unerschlossen jedem zarten Triebe;
Ließ sich von kühlen Abendwinden wiegen;
Nachts war der Mond sein einz'ger Spielgenoß.
So zwischen Erd' und Himmel ward er groß.
Bedürfniß, Sorge war ihm unbekannt.
Er war gewohnt im rauhen Bergesland
Zu sehn, wie unter ihm die Wolken zogen,
Und über sich den blauen Himmelsbogen.
Und seine jugendlichen Spiele theilten
Die Adler nur, die oben mit ihm weilten.
Es war sein Herz voll starker Leidenschaft,
Voll wilder Glut und starker Willenskraft.
Des Südens Stürme brachen sich darin,
Erschütterten und stählten seinen Sinn . . .
Vom Vater ward Ismaïl, jung an Jahren
Noch, in das ferne Türkenland gesandt:
Seitdem hat man nichts mehr von ihm erfahren.

———

VI.

Durch Berge vor der Sonne Strahl
Geschützt, dehnt sich ein blühend Thal —
Drin liegt, am Stromesufer dort,
Inmitten hochbewachs'ner Räume
Ein wirthlicher Tscherkessenort.
Die Häuser stehn in bunter Reihe
(Jedwedes Haus für sich allein)
Im Schatten alter Mispelbäume. [9])
Zur Sommerzeit, in Mittagsglut,
Wenn's vom Kamine wirbelnd dampft,
Die Kinderschaar voll Uebermuth
Im Spiel und Lauf das Gras zerstampft,
Und der Tscherkeß ermüdet ruht,
Derweil geschäftig seine Frau
Das Feuer schürt, den Löffel schwingt,
Auch wohl ein Lied zur Arbeit singt
Von ihrem fernen Heimatgau . . .
Es ziehn durch des Tscherkessen Träume
All seiner Heimat traute Räume;
Dort duftger ist die grüne Au,
In hellern Perlen glänzt der Thau,
Der Himmel ist so rein und blau —
Es spannt sich hoch der Regenbogen
Weit über alle Wolken weg,
Von einem Felsen zu dem andern
Wie eine Brücke hingezogen,
Ein luftger, wunderbarer Steg,
Drauf nur Peris und Dshinne'n wandelten . .
Hier hat auch seine junge Hand
Zuerst der Armbrust Schnur gespannt.

VII.

Die Tage flohn. In Lust begann
Der Beiram [10]) Alles umzuwandeln.
Es ließ der Mullah den Koran,
Um froh nach eignem Sinn zu handeln —
Das war ein Jubel, eine Pracht,
Ein Feuermeer die ganze Nacht!
Um die Moschee, in vollem Glanze,
Und von den Bergen nah und ferne,
Flammt es in lichtem Strahlenkranze,
Wie über Wolken helle Sterne . . .
Die Sterne schaun vom Himmel nieder
Und finden sich auf Erden wieder.
Der Mond allein muß einsam gehn
Auf seiner Himmelsbahn, der blauen,
Sieht keinen andern Mond erstehn,
Mag er auch noch so schmachtend schauen.

VIII.

Das Rennen, Schießen, Tanzen war
Des Festes, lange schon beendet;
Nacht herrschte rings. Im trauten Kreise
Am Feuer standen ernste Greise,
Und um sie her in heimscher Weise
Der jungen, kühnen Männer Schaar,
Dem fremden Sänger zugewendet,
Der auf dem Stein allein dort sitzt.
An seinem Leib kein Waffen blitzt,
Denn Wehr und Waffen braucht er nicht:
Er fürchtet Räuber nicht und Dränger,
Sein einzig Gut ist sein Gedicht.
Ob arm — er leidet keine Noth!
Er hat kein Gold — doch hat er Brod,
Und Stolz hat er — er ist ein Sänger!
Ein Sohn der Steppe, in der Gunst
Des Himmels — reich in seiner Kunst.
Jetzt hebt er an: es zittern schon,
Von seiner Hand berührt, die Saiten;
Wild, einfach, in lebend'gem Ton,
Singt er ein Lied aus alten Zeiten:

IX.

Tscherkessisches Lied.

»Aus der Bergmaid Augenpracht
Strahlt bestirnte Mitternacht; —
Schön ist's hier sich zu beweiben,
Aber besser frei zu bleiben!
  Freie nicht, du kühner Bursch!
    Nimm zum Weib dein Schwert —
  Für das Brautgeld, kühner Bursch,
    Kaufe dir ein Pferd!

»Wer sich in der Ehe quält,
Hat ein schlechtes Theil erwählt:
Wahret ängstlich seines Leibes,
Denn es jammert ihn des Weibes!
  Freie nicht, du kühner Bursch!
    Nimm zum Weib dein Schwert —
  Für das Brautgeld, kühner Bursch,
    Kaufe dir ein Pferd!

»Wie so treu das Pferd von Sinn,
Fliegt mit uns durch Dick und Dünn,
Trägt in Lust und Leid uns gerne,
Macht zur Nähe uns die Ferne!
  Freie nicht, du kühner Bursch!
    Nimm zum Weib dein Schwert —
  Für das Brautgeld, kühner Bursch,
    Kaufe dir ein Pferd!«

X.

Woher der Lärm? Wer sind die Beiden?
Stumm sieht man schnell den Kreis sich scheiden —
Der Fürst des Stammes tritt heran,
Führt mit sich einen fremden Mann,
Und drei Usdéne [11]) folgen dicht.
»Allah ist groß und sein Prophet!
(Ruft er mit strahlendem Gesicht) —
Ruhm, Preis und Dank ihm im Gebet!
Den Bruder, den ich längst gebettet
Im Grab geglaubt, im fremden Land,
Hat Allah mir mit starker Hand
Bewahrt, ihn heimgeführt, gerettet!
Kennt ihr Ismaïl?« . . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

XI.

Laut wiederhallt' es in der Runde,
Kein Ende war des Lustgeschrei's,
Es freut sich Alt und Jung der Kunde
Der Wiederkehr Ismaïl-Bey's.
Alle umdrängen ihn, laut preisend
Des Wiedersehens froh Geschick;
Die Weiber, mit gerührtem Blick
Halten die Kinder hoch empor,
Hin auf den neuen Fürsten weisend.

Doch, wo ist, der sonst Allen theuer,
Des Volkes Abgott, Roslam-Beg?
Der Freiheit Säule — weiter weg
Vergessen steht er dort am Feuer.
Nachdenkend, finster von Geberde,
Senkt er den scharfen Blick zur Erde.
Wie lang ist's her, daß er allein
Des Volkes Blicke auf sich zog,
Ihm jedes Herz entgegenflog,
Die Mutter ihn den Kindern wies
Und staunend seine Thaten pries?
War Alles dies nur Trug und Schein?
Und muß jetzt Alles anders sein?
Wer hat die Volksgunst ihm genommen?
Ismaïl! — weil er einst verschwand,
Darauf im Dienst des Feindes stand,
Und plötzlich nun zurückgekommen . . .
Und Roslam-Beg, der gestern noch
Des Volkes einz'ger Abgott schien,
Heut hat man ganz vergessen ihn.
»Die Menge stellt das Neue hoch
In ihrer Dummheit, aber bald
Wird auch der Eifer wieder kalt!«
So murmelt er leis vor sich hin.
Doch wenn ein Mensch von bösem Sinn
Einmal im Leben Neid gefühlt,
Kann er dem Eindruck nicht entfliehn,
Und wie zum Hohne foltert's ihn,
Bis er des Herzens Glut gekühlt.

XII.

Krieg! ... grauses Wort, der Welt bekannt,
Seit Bruderblut durch Bruderhand
Unschuldig floß vor dem Altar ...
Weit durch den öden Kaukasus
Erscholl es laut rings wie zum Gruß:
Krieg! Krieg! — schon nah ist die Gefahr,
Und weckt des Herzens schlimmste Flammen.
Froh rottet Alles sich zusammen
Zu Schlacht und Tod — im stillen Ort,
Wo eben noch der Festgesang
Erscholl — klirrt's jetzt von Waffenklang.
Es schweigt des Sängers Spiel und Wort,
Zum wilden Kampf zieht Alles fort.
»Seht, wie die Herzen muthig schlagen
Zur Freiheit und zur Ehre That;
So war es ganz in unsern Tagen,
Da uns geführt Achmet-Bulat!«
So flüstern unter sich die Alten,
Wie sie mit stolzem Lächeln stehn,
Des Stammes Heerbann sich gestalten,
Die jungen Streiter ziehen sehn.
's ist Zeit! Und manches Herz wird schwer;

. . . .

XIII.

Der Winter schwand. Schon heller ziehn
Die Wölkchen fern am Himmelsbogen,
Liebäugelnd im Vorüberfliehn
Tiefunten mit des Stromes Wogen.
Der Strom, in seiner stolzen Schnelle
Sich schlängelnd unter lautem Toben,
Erwiedert nicht den Gruß von oben,
Wälzt schäumend weiter Well' auf Welle.
An beiden Ufern weit entlang
Sich dunkle, hohe Berge strecken —
Durch Höhe und durch steilen Hang
Zugleich ein Zauber und ein Schrecken.
Dort muß die Fichte einsam trauern,
Mit rothen Wurzeln, langen, nackten,
Gekettet an die rauhgezackten,
Zerklüftetsteilen Bergesmauern.
Warum sie trüb? Woher das Trauern?
Sie muß dort einsam und allein
Auf ihren stolzen Höhen sein!
So mag es einem mächtigen
Beherrscher großer Reiche gehn,
Auf seinem Thron, dem prächtigen,
Den Schmeichler, kriechende, umstehn.
Er trauert, weil er seines Gleichen
Nicht hat in seinen weiten Reichen ...

XIV.

Die Krieger hatten durch Verhaue
Den Weg vom Thal zum Aul gehemmt;
Gestein und Holz ward durch die graue
Flut des Argun mit fortgeschwemmt.
»Geduld, ihr list'gen Feinde! bald
Wird Euch zum Grab der Hinterhalt!«
So ruft's in der Tscherkessen Reihn;
Doch mächtig bricht der Feind herein,
Schon fernher durch den Nebel blitzen
Zahlloser Bajonette Spitzen.
Und Roslam-Beg beruft den Rath
Und redet zu entschloßner That:
»Sobald die Nacht hereingebrochen
Stürzen wir auf den Feind zumal,
Jäh, wie der Wasserfall ins Thal —
Den Russenschaaren zum Verderben,
Sie sollen starr vor Schrecken sterben.
Es sollen ihre mürben Knochen
Zernagt von Wölfen und von Raben,
Verfaulen offen, unbegraben!
Dann mögen wir, wenn Alles warm
Vom Blut — zum Schein von Frieden sprechen,
Um insgeheim mit unserm Arm
Durch Blut die lange Schmach zu rächen!«

XV.

Und Alle waren einig drob;
Nur Ismaïl im Widerspruch
Lärmend vom Platze sich erhob,
Und zürnend an den Degen schlug.
Im Kreise die Usbéne saßen
Und scharf ihn mit den Augen maßen.
Doch Ismaïl, verächtlich schien
Er alle Blicke, die auf ihn
Sich wendeten, zurückzuweisen.
Sich stützend auf sein klirrend Eisen
Hub er also zum Bruder an:
»Ich bin kein nächtger Räubersmann!
Ich lieb es mich an Blut zu weiden;
Doch, wenn mein Feind am Boden liegt,
Soll er mich sehen, unterscheiden
Die starke Hand, die ihn besiegt!
Ich kenne unsers Feindes Macht,
Ich hasse ihn wie du, — ja, mehr!
Doch mach' ich nie die dunkle Nacht
Zum Mantel meiner Fürstenehr!
Verschieden ist der Ruhm der Schlacht,
Der Glanz der hehren Kriegesflamme,
Von Blutschuld in dem eignen Stamme!«
Stumm hörten, was der Fürst gesprochen,
Wie Roslam-Beg so die Usbéne —
Es hat ihn Keiner unterbrochen.
Er ging — und stumm noch saßen Jene.

XVI.

Furchtbar erhebst du, Berg Scheitan! [12])
Dich aus der Oede himmelan.
Der böse Geist, — so geht die Sage —
Schuf dich, gewaltger Bergesriese!
In seinem Zorn an jenem Tage,
Da Gott ihn aus dem Paradiese
Verstieß. Hier zwischen Erd' und Himmel
Wollt' er, wenn auch nur auf ein Kurzes,
Sich dem Gedächtniß seines Sturzes
Entziehn, fern von der Welt Gewimmel.

. . . .

Mit dunklen Tannen rauh umkleidet,
Durch seine Schwärze unterscheidet
Er sich von seinen Berggenossen.
Ein gelber Fußpfad kriecht hinauf,
Entstanden, wo im jähen Lauf
Bittre Verzweiflungsthränen flossen.
Kein Strauch, Gras, Moos, gedeiht darauf;
Durch Schluchten, Wälder, kreuz und quer
Führt er, Gott weiß wohin, woher.
Tief zwischen Sträuchen, hohen, schwanken,
Dran Hopfen rings und Epheu ranken,
Halb schlummernd ruht ein Edelhirsch.
Und plötzlich hört er's fernher rauschen,
Spitzt seine Ohren um zu lauschen,
Hört Hundsgebell, das Nahn der Birsch . .
Schon näher kommt der Feind herbei —
Langsam erhebt der Hirsch sich jetzt
Mit dem vielzackigen Geweih,

Schüttelt den Thau vom mächtgen Rücken
Athmet noch einmal voll und frei,
Und dann mit Einem Sprunge setzt
Er in's Gehölz, wo Sträuche dicht
Ihn der Verfolgung bald entrücken.
Ob Schlünde drohn, der Schlehdorn sticht:
Er jagt vorbei und achtet's nicht.
Jetzt ist er plötzlich angelangt
Vor dem verhängnißvollen Wege,
Und — ob auch nichts ringsum sich rege —
Er prallt zurück und scheut und bangt;
Gebannt von unsichtbarer Hand.
Doch, der Verfolgung Noth verschwand —
Er eilt nicht weiter, streckt die Glieder
Zur Ruhe in den Rasen nieder. —

XVII.

Wer hat am Scheitansberg zur Nacht
Das große Wachtfeu'r angefacht?
Laut prasselt und knistert der helle Brand,
Weit leuchtet die Glut hinaus in's Land.
Beleuchtet von der Flamme Schein
Liegt Ismaïl allein und wach,
Das Haupt gestützt auf einen Stein.
Die Stammgenossen wollten ihm nach,
Doch wagten's nicht — er blieb allein.

XVIII.

Das also hat die Heimat ihm bereitet!
Erfüllt sind seine Träume, heimgeleitet
Ward er zu seines Paradieses Flur,
Wo noch so jung und üppig die Natur.
Aber die Menschen! was bekümmern die
Sich um Natur? Noch kaum hat der Verbannte
Den langvermißten Bruder grüßen können,
Und schon mit Neid, Verläumdung quälen sie,
Verfolgen ihn, als ob sie's ihm nicht gönnen,
Daß ihn das Schicksal glücklich heimwärts sandte.
Ein zärtlich Wiedersehn, der Freunde Grüßen,
Die Rückkehr zu der Heimat Paradiese,
Wofür ein Andrer seinen Schöpfer priese,
Muß er wie eine schwere Sünde büßen.
'S giebt solche Menschen, denen alle reinen
Genüsse stets zu trüben Leiden werden,
Und die vom Schicksal auserkoren scheinen
Zum Spielball seiner Launen hier auf Erden.
Es wirft sie unter uns, und läßt sie steigen
Und fallen, bloß um seine Macht zu zeigen.
So warf ein König einen Diamant
In's Meer einst — doch in seiner Schicksalsstunde
Geheimnißvoll kam aus dem Meeresschlunde
Der stolze Stein zurück in seine Hand.
Für Schicksalskinder ist kein Platz hienieden,
Kein stäter Hort, kein dauernd Glück beschieden.
Sie glänzen, — doch verwischt sich ihre Spur
Dem Blitz gleich, der aus dunklen Wolken fuhr.
Oft wecken sie des Volkes Staunen — doch
Viel öfter Hassen und Verdammen noch;
Weil sie im Meer des Unglücks gute Schwimmer,

Nie nach der Andern Rath und Hülfe fragen,
Und sich auf eigne Kraft verlassend, immer
In Bös' und Gutem Alle überragen,
Auf stolzer Stirn der Herrschaft Zeichen tragen.

XIX.

»Leichtsinniger! warum schlugst du die Bitten
Der Schönheit und der Liebe in den Wind?
Warum, nachdem so Vieles du gelitten
Vom Schicksal, und so lang damit gestritten,
Erschrickst du jetzt davor gleichwie ein Kind?
Leicht war bei Sara die Vergessenheit
All deines Ungemachs vergangner Zeit,
All dessen, was dein glühend Herz je büßte.
Du konntest bei dem Engel in der Wüste
Vergessen alle Schmerzen, alle Leute;
Du konntest lieben — wolltest nicht — und heute
Taucht vor dir aus der Neider wüstem Hauf
Dein Bild des Glücks lebendig wieder auf:
Siehst Sara vor dir, hängst an ihrem Munde,
Sprichst, hörst und schwelgst in wonnigem Verlangen,
Erschöpfest dich in Küssen und Umfangen,
Und leerst der Wonne Becher bis zum Grunde.
Wie lang ist's her, seit du ihr Bild, das schöne,
In Wahrheit sahst? Daß ihre süßen Töne
Vernahmst — Entzücken sogst aus ihren Zügen?
Hast du nicht selbst dich um dein Glück betrogen?
Ach, kaum ist dieser süße Traum verflogen,
Und so lebendig kehrt das Bild zurück,
Daß dir das Herz erschrickt vor deinem Glück,
Aus Furcht, es könnte wieder dich betrügen!«

So murmelte beim Feuer Ismaïl —
Da hört' er's plötzlich knallen, Schüsse fallen
In Menge, daß die Berge wiederhallen —
Und aufgescheucht aus seinen Traumgedanken
Späht er umher — doch ward es wieder still.
Er sprach: »es war das Traumbild eines Kranken!«

XX.

Erschöpft von seiner Sinne Kampf
Und wilder Aufregung, sank wieder
Der müde Fürst zur Erde nieder.
Das Feuer knistert, und der Dampf
Aufwirbelnd in der Luft verlor sich.
Ismaïl starrt — was sieht er vor sich!
Sieh', ein Gespenst am Feuer stand,
Ein Grab-entstieg'ner Kriegesmann
Lehnt auf sein Schwert sich mit der Hand,

. . . .

Hohl waren seine Züge, blaß . .
Ismaïl wollte fragen, was
So spät zur Nacht ihn aus dem Grabe
Verscheucht, hiehergetrieben habe?
Wie roth die Flammen vor ihm brennen,
Zeigt auf dem Antlitz des Tscherkessen
Sich ein so finstrer, stolzer Trutz,
Daß Ismaïl kaum zu erkennen,
Deß Augen scharf den Fremdling messen.
— Was willst du von mir? — fragt er ihn.
»Gewähr' mir Gastfreundschaft und Schutz!
Ich mußte vor den Feinden fliehn,
Hab' im Gebirge mich verirrt,

Und noth thut's, daß mir Hülfe wird.
Erschlagen liegen meine Mannen,
Es fiel durch feindliches Geschoß
Auch unter mir mein treues Roß —
Hülflos, allein floh ich von dannen.
Du kannst mir helfen! fürchte nicht:
Von Fleisch und Blut ist mein Gesicht,
Die Brust voll Kampfslust — auf dich baut sie,
Und deiner Kraft und Ehre traut sie!«

»— Fremdling, mit Recht baust du auf mich!
Komm, setz' dich zu mir, wärme dich. —«

XXI.

Klar und voll Ruhe war die Nacht,
Die Sterne glänzten in hellster Pracht,
Und hinter Wolken schlief das Licht
Des Monds — die Menschen schliefen nicht.
Es saßen neben den knisternden Flammen
Die beiden Feinde friedlich beisammen,
Schweigsam, mit offenem Gesicht.
Ismaïl lange unverwandt
Sah prüfend auf dem Fremdling hin,
Die Züge schienen so bekannt
Aus alter Zeit her seinem Sinn.
Ist dieses plötzliche Erinnern,
Das hell erwacht in seinem Innern,
Wahr — oder ist's ein Spiel des Bösen?
Er muß die dunklen Zweifel lösen,
Und schnell beginnt er ihn zu fragen
In seiner Ungeduld: — »du bist

Noch jung, gewohnt nach Ruhm zu jagen,
Die hast'ge Jugend leicht vergißt,
Daß bei dem rohen, großen Haufen
Durch blut'ge That Ruhm zu erkaufen
Kein würdiges Beginnen ist.

. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

Sprich ohne Furcht zu mir, sag', was
Treibt dich gen uns zu Kampf und Haß?
Was that dies Volk dir, steh mir Rede,
Daß du ihm nahst in blut'ger Fehde?«

XXII.

»Du irrst, Tscherkeß!« der Fremdling spricht
Mit freundlich lächelndem Gesicht:
»Glaub mir, ich liebe ganz wie Ihr
Die waldbedeckten Berge hier,
Des wilden Wasserfalls Geplätscher,
Das wunderbare Glühn der Gletscher
Beim Morgen- und beim Abendroth.
Und Eurem Volk auch bin ich gut;
Nur Einem dieses Volkes bin
Ich gram und feind mit ganzer Wuth,
Den Einen haß' ich bis zum Tod!
Tscherkeß von Stamm, doch nicht von Sinn
Ist er, mit dir in nichts vergleichbar —

Doch, ist er meinem Arm erreichbar,
So findet Einer hier sein Grab
Von uns, Ismaïl oder ich!
Ein heil'ger Eidschwur bindet mich.
Was ziehst du so vom Kopf herab
Die Mütze über's dunkle Auge?
Dein tiefes Schweigen soll mir zeigen
Daß dir mein Blutgelüst nicht tauge —
Hör' mich nur aus, es wird dich rühren,
Du selbst wirst meine Rache schüren!«

XXIII.

»Du weißt gewiß, daß viele Jahr'
Im Dienst Ismaïl bei uns stand.
Doch immer unzufrieden war
Er, faselte vom Heimatland ...
Ganz in der Weise des Tscherkessen
War er im Kampf, beim Festesessen
Der Erste stets. Zu seines dunkeln
Schwarzübersäumten Auges Funkeln,
Gesellte sich des Ostens braune
Und glatte Haut, geschmeid'ges Wesen,
Die Weiberherzen zu entflammen.
Die Frauen, Mädchen allzusammen
Waren ein Spielzeug seiner Laune:
Als Opfer fiel, die er erlesen.
Er hielt es nicht für ein Verbrechen,
Er fühlte weder Scham noch Reue
Ein schwaches Weiberherz zu brechen,
Des Landes Sitte zu verletzen,
Und Hohn zu sprechen den Gesetzen.

Und täglich sündigt' er auf's Neue.
Kalt blieb sein Herz und ohne Rührung
Bei allen Opfern der Verführung,
Die Liebe war ihm eitler Tand,
Ein Zeitvertreib ihm das Vergehen,
Und keine mocht' ihm widerstehen
Der allerschönsten Fraun im Land.«

XXIV.

»Tscherkeß! manch schönes Mädchen mag
In euren freien Bergen blühn,
Es mag ihr Antlitz wie der Tag,
Wie Sternennacht ihr Auge glühn:
Doch mögen ihre Glutenblicke,
Ihr feiner Bau, die Haut wie Sammt,
Das Haar, das lang im anmuthreichen
Geflechte fällt — sich nicht vergleichen
Der Schönheit, welche mich entflammt
Zu unglückseligem Geschicke!
Tscherkeß! du hast wohl nie geliebt,
Kennst nicht der Sinne süßen Rausch,
Der Liebe und der Küsse Tausch,
Der Wonne nimmt und Wonne giebt.
Nie hat ein blendend Angesicht
Dich in sein Lockennetz gezogen,
Du kennst der Liebe Schwüre nicht,
Und bist von ihnen nie betrogen,
Wie ich es bin durch mein Geschick!
Buntschimmernd wie ein Regenbogen
Baut es zum Glücke mir die Brücke,

Verlockend zeigt' es meinem Blick
Des Glückes höchste Höhen — und
Stürzt dann mich in den tiefsten Schlund
Des Unglücks. Eine Braut war mein:
Kein Mädchen mochte schöner sein
Und unschuldsvoller von Geberde;
In meines Glückes Uebermaß,
In ihrem Himmelsblick vergaß
Ich, daß kein Himmel auf der Erde!
Da schlug die schwere Unglücksstunde,
Die Quelle jahrelanger Leiden —
Von neuem Krieg erscholl die Kunde,
Ich mußte fort — wir mußten scheiden.
Furchtbar umflort' es meinen Geist —
O, nimmer werd' ich jene Stunde,
Wie jenen Unglücksschlag vergessen!
Du kannst solch Unglück nicht ermessen,
Tscherkeß! du weißt nicht, was es heißt,
Wenn liebend sich zwei Herzen trennen —
Kannst, wenn du nichts von Liebe weißt,
Auch nicht den Schmerz der Trennung kennen!«

XXV.

»Ein unglücksel'ger Zufall mußte
Ismaïl bald nach unserm Scheiden
In meines Mädchens Nähe führen.
Schnell flammt' er auf für sie, und wußte
Auch schnell ihr junges Herz zu rühren,
Zu fesseln durch Verführungsbande.
So kos'ten, liebelten die Beiden —
Derweilen ich im fremden Lande
Tod suchte oder Ruhm im Kriege:
Kämpft' Ismaïl um andre Siege.
Wie er's verstand, durch List und Heucheln,
Durch Thränen, Flehen, ihre Gunst
Und ihr Vertrauen zu erschmeicheln!
Durch der Verführung ganze Kunst
Sie abzulocken vom Geleise
Der Tugend, in die Zauberkreise
Der Leidenschaft sie zu verstricken;
Mit sanften und mit wilden Blicken
Der Sinne Lust in ihr zu schüren,
Des Herzens ganze Glut zu wecken;
Bald sie durch Zärtlichkeit zu rühren,
Bald sie durch Drohung zu erschrecken.
Er wußte, daß sie meine Braut war,
Und doch . . . .
Sie fiel, ein Opfer seiner Lust,
Sie sank an seine Mörderbrust
Von ganzer Leidenschaft getrieben,
Sie wußte nichts als lieben, lieben . .«

XXVI.

»So lange er um sie gekämpft,
War sie sein Alles — aber bald
Nachdem er seinen Raub umkrallt,
War sein Gelüsten auch gedämpft.
Gesättigt war der wilde Brand
Der Leidenschaft, die ihn verzehrte;
Sein Opfer, die mit ihm den Becher
Der Freude bis zur Neige leerte,
Die er bethört, verführt, geliebt:
Treulos verließ er sie und kehrte
Leichtsinnig heim in's Vaterland,
Vergessend, daß es einen Rächer
Im Himmel und auf Erden giebt.
Erreichen wird ihn meine Hand,
Mein Racheschwert ihn niederstrecken,
Sei's im Gebirg, im Steppenland,
Mag er sich wo er will verstecken,
Mag sich verkleiden, anders nennen;
Kann ihn mein Auge nicht erkennen,
So wird mein Herz den Feind entdecken!«

XXVII.

»Tscherkeß! ich seh, dein Herz begreift,
Daß ich gerechte Rache suche;
Wie grimm dein dunkles Auge schweift,
Die Lippen öffnen sich zum Fluche!
Du würdest schaudern, könnt' ich Alles
Erzählen von der Unglücksstunde,
Von jener Schreckensstunde, da
Ich tief im Elend ihres Falles
Das holde Wesen wiedersah.
Doch stirbt das Wort mir auf dem Munde,
Versuch' ich's, die Verzweiflungsqualen,
Das wilde Elend dir zu malen
Der Unglückseligen, die ganz
Im Irrsinn jetzt die Zeit verbringt,
Bald laut in wirrer Freude singt,
Bald stumm sich schwingt in wildem Tanz,
Bald Tage lang am Fenster weilt,
Die Straßen mit dem Blick durchmißt,
Zu spähen, wo Ismaïl ist,
Ob er nicht wieder zu ihr eilt.
Ach! selbst im Wahnsinn nicht vergißt
Sie sein, der treulos sie verlassen,
Der dieses wunderschöne Weib
Kalt hingemordet, Seel' und Leib —
Zerknickt der Jungfrau Blüthenkranz,
Gebrochen ihres Auges Glanz . . .«

Und lange noch der Fremdling spricht
Von Glück, von Liebe und Verrath,
Von Rache für die Missethat,
Doch hörte Ismaïl ihn nicht.
Sein Antlitz barg durch kalten Schein
Des Herzens unruhvolle Regung,
Um seine innere Bewegung
Wußt', außer ihm, nur Gott allein.
Den Blick zum Himmel stolz erhoben,
(Hofft er auch keinen Trost von Oben)
Gewaltsam kämpft' er hin und wieder
Was ihm die Brust bewegte, nieder.
So lag er auf der feuchten Erde
Stumm wie sie selbst, kalt von Geberde.

XXVIII.

Habt ihr gesehen, wie zum stillen Thal,
Wo Leichen, der Verwesung Opfer, liegen,
In gier'gem, wildem Triebe auf einmal
Zum Fraße Raben, Geier, Adler fliegen?
So giebt's im Leben kurze Augenblicke,
Wo, wie Raubvögel, alle Höllenplagen
Sich auf uns stürzen, unser Herz zernagen,
Zu einer Ewigkeit von Mißgeschicke
Uns die Minute machen. Leicht zerbricht
Die Lilie bei des Wirbelwindes Wehen;
So mögen auch die schwachen Seelen nicht
Dem Andrang solcher Plagen widerstehen.
Bei Menschen stark von Herz und Geist zumal,
Wird solche Plage zur Prometheusqual,
Davon die Spuren nie verwischt die Zeit;
's giebt Alles hier — nur nicht Vergessenheit!

XXIX.

Der Tag bricht an. Schon golden blitzen
Der Schneegebirge zack'ge Spitzen.
Es schweben in des Frühroths Strahle
Die dichten Nebel tief zu Thale,
Und an des Scheitanberges Rand
Im Glanz des jungen Tags erblaßt
Das nächt'ge Feuer. Schweigend stand
Und mit vorsichtiger Geberde
(Als wäre todeskrank sein Gast)
Der Fürst auf von der feuchten Erde.
Bleich war sein Antlitz, wild, verstört,
Es schien, als graute dem Tscherkessen
Vor dem, was er zur Nacht gehört,
Das war ein schreckliches Erinnern!
Gewaltig kämpft's in seinem Innern:
Er wollte gar zu gern vergessen
Die Schreckensworte, die ihn trafen,
Einbilden sich, daß er geschlafen,
Daß Alles nur ein Traumbild war ...
Er rieb die Stirn sich mit der Hand,
Doch ob er tastend stand und sann:
Der Gram, der eiserne Tyrann,
In seiner Brust, bewies ihm klar,
Daß Alles wirklich, Alles wahr,
Was er gesehn, gehört, empfand ...

XXX.

Ismaïl winkt zum Aufbruch, will
Durchaus den jungen Gast geleiten,
Der folgt erstaunten Blickes still
Dem stummen Führer, und sie schreiten
Fürbaß auf wildverschlungnen Wegen.
Und Alles schreckt sie rings im Wald,
Das Vöglein, das vom Busch auffliegt,
Der Fuchs, der ängstlich sich verkriecht
In seinen sichern Aufenthalt.
Ismaïl-Bey wie sein Begleiter
In Vorsicht hält die Hand am Degen,
Und eilig ziehn die Beiden weiter,
Bergab, auf ungebahnten Wegen.
Sie springen ohne umzusehn,
Klafft irgendwo ein Felsenspalt,
Und keinem Mund ein Wort entschallt.
Auf einem Hügel endlich stehn
Sie Beide still, in düsterm Schweigen.
Von dort beherrscht der Blick ein Thal,
Wo, schimmernd in der Sonne Strahl,
Sich weithin Kriegsgezelte zeigen,
Gleichwie ein großer Kranichschwarm.
Ismaïl nimmt des Fremden Arm,
Zeigt mit der Hand hinaus in's Land,
Und spricht dann, stolz zu ihm gewandt:

XXXI.

» — Leb' wohl! Gefahrlos magst von hier
Zu euren Zelten du gelangen.
Doch höre mich, und glaube mir:
Es ist ein eiteles Verlangen
In Blut den Kummer wegzuspülen!
Du würdest nach der blut'gen That
Nicht Ruhe, sondern Reue fühlen!
Glaub's: dein Beginnen ist nicht gut.
Ein Weh wie deines heilt kein Rath
Der Freunde — noch des Feindes Blut.
All' deine Mühe ist vergebens,
Umsonst suchst du im fremden Land
Für das verlorne Glück des Lebens
Ersatz — es ist ein eitel Hoffen.
Den Feind trifft nimmer deine Hand,
Den schon des Schicksals Hand getroffen,
Das auf sein Opfer nicht Verzicht
Den Händen ird'scher Richter thut.
Doch wer dem Schicksal widersteht,
Im Kampf mit ihm nicht untergeht:
Der fürchtet auch die Menschen nicht,
Unbeugsam ist sein starker Muth.
Du kennst Ismaïl schlecht — schau her:
Ich selbst bin es, der vor dir steht!«

Und stolzen Blickes wandte er
Sich weg, harrt nicht auf Antwort mehr,
Und blitzschnell im Gebirg verschwand,
Derweil der Fremde starrend stand,
Sprachlos mit staunender Geberde —
Wie angewurzelt an die Erde.

XXXII.

Am Scheitansberge saß indessen
Bewaffnet eine Schaar Tscherkessen
Im Kreise um die Lagerfeuer.
Vom Troß Ismaïls war die Schaar,
Der aller Krieger Liebling war,
Und ihnen über Alles theuer.
Sie folgten ihm zu Ruhm und Tod;
's galt ihnen gleich, wenn er gebot!
Sie waren in der Brüder Streite
Geblieben auf Ismaïls Seite;
Sie kannten nicht des Streites Grund,
Doch folgten sie Ismaïl — und
Sie hätten ihn in jedem Falle
— Ob Recht, ob Unrecht — treu vertheidigt,
Denn sein Verstand war ihr Verstand.
Es hatte Roslam-Beg sie Alle
In ihrem Führer mitbeleidigt!
(So sind die Leute hier zu Land.)

XXXIII.

Sie rauchen sorglos bei der Wacht
Des Fürsten harrend, ihre Pfeifen:
»Ismaïl kommt, sobald die Nacht
Entflohn, die Feinde anzugreifen.
Gewaltig und verderbenschwer,
Ein Adler, fliegt er vor uns her!
Es fällt sein Blick gleich Ungewittern
Auf unsrer Feinde Heer, daß Jene

In Angst und Furcht vor ihm erzittern,
Wie Roslam-Beg und die Usdéne!«
So schwoll aus seiner Mannen Kreise
Das schlichte Lied in schlichter Weise.

XXXIV.

Dem Kreise fern, am Bergesrand,
Den kummerschweren Blick nach oben
Zum liebetrauten Mond erhoben,
Der bald im Morgenglühn verschwand,
Ein schöngebauter Jüngling stand:
Eine Menschenblume zu schön und zart,
Daß schon des Todes Hand sie knicke ...
Er wartet auch auf Ismaïl,
Doch nicht wie Jene sorglos, still:
Er fürchtet seine Gegenwart,
Und wünscht sie doch — aus seinem Blicke
Sprach seines Herzens tiefer Gram.
Was mocht' es sein warum er kam?
Er kam bei Ismaïl zu weilen,
Im Kampf mit ihm sich zu verbinden,
Sein Kriegsgeschick mit ihm zu theilen,
Ruhm oder Tod mit ihm zu finden ...
Ist's dieser weißen Hand Geschick
Roth von Kosakenblut zu rauchen?
Soll dieser kindesfromme Blick
Sich in des Schlachtfelds Gräuel tauchen?
Was hat er hier die ganze Nacht
Mit seinem Aug', dem liebesmilden,

Allein inmitten dieser wilden
Schaar Bergtscherkessen zugebracht?
Ob er auch Scheu hat, es zu sagen,
Man sieht's ihm an, braucht kaum zu fragen! . . .
Jemehr noch jung und unerfahren
Das Herz, je keuscher das Gemüth,
Strebt es geheimnißvoll zu wahren,
Was in ihm zehrt, was in ihm glüht.
Auch Selim, wie vor giftgen Schlangen,
Barg vor der Neugier Späherblick
Des jungen Herzens Mißgeschick,
Sein Leiden, Hoffen und Verlangen.

Dritter Theil.

I.

. . . .
. . . .
. . . .

II.

Es brennen die Aoule rings im Land,
Der Himmel wiederflammt den Schreckensbrand.
Zerstreut, geschlagen flohn die heimschen Krieger
In wilder Unordnung; der Feind blieb Sieger.
Wie wilde Thiere haus't er, ohne Schonung,
Zum neuen Schlachtfeld wird die stille Wohnung.
Was nicht in Brand steht, wird von Blut geröthet,
Der schwache Greis fällt unterm Bajonette,
Man schont der Mutter nicht im Wochenbette,
Und in der Wiege wird das Kind getödtet.
Der blut'ge Mörder frech umschlingt den Leib
Der zarten Jungfrau, kos't das junge Weib —
Doch ist das Weib hier nicht wie anderwärts,
Im zarten Leibe wohnt ein starkes Herz!
Den Kuß zu rächen wird der Dolch gezückt,
Dem Küssenden ins gier'ge Herz gedrückt,
Und röchelnd stürzt er: »Rache Kamerad!«
Dem Racheworte folgt die Rachethat —
Todt stürzt das Weib — bald steht das Haus in Flammen,
Des Stammes Gut und Freiheit bricht zusammen.

III.

Roslam-Beg hat sich, trotz der Niederlage,
Auf's Neu in einem fernen Ort befestigt,
Bereitet sich zu einem neuen Schlage,
Den er in Hinterlist vollführen will;
Jetzt wird er nicht vom Bruder mehr belästigt
In seinen Plänen . . . Wo steckt Ismaïl?
Der kämpft noch im Gebirge mit den Seinen,
Täuscht schlau die Feinde durch verstellte Flucht,
Und wie sie folgen, ihn zu fangen meinen,
Verlockt er sie in eine enge Schlucht,
Greift sie dort an, entläßt lebendig Keinen.

. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

IV.

Doch Ismaïl strebt in dem Kampfgewühl
Nach Ruhe nicht und Selbstvergessenheit —
Er hat für Ehre, die das Schlachtfeld beut,
Für Ruhm und Heldengröße kein Gefühl —
Zieht nicht für's Vaterland das Racheschwert —
Er kennt der Ehre und der Worte Werth,
Die man gewußt für Thoren zu entdecken.

Die kaum erloschne Glut, die ihn verzehrt,
Er will sie nicht auf's Neu im Herzen wecken —
Der Heimat Felsen, — nicht die Häuser will
Beschützen vor dem Feinde Ismaïl.

V.

In Abendnebel hüllt das Feuer
Des Tags sich, wie in einen Schleier.
Kein Lüftchen weht, kein Wölkchen zieht
Am bleichen Himmel — einen Aar
Nur wird man fernhin noch gewahr,
Wie er zum Felsenneste flieht.
Und durch die Felsen schauerlich
Des Mondes gelber Lichtstrahl stiehlt
In eine wilde Thalschlucht sich,
Und mit den nackten Schädeln spielt,
Und mit den Knochen, mit den Leichen,
Die ringsum auf dem Rasen liegen;
Und wie die Strahlen sie bestreichen,
Scheint's als ob Funken daraus fliegen.
Es wundert sich der Mond der kalten,
Stumm-unbeweglichen Gestalten —
Doch sieh': er läßt sein falbes Licht
Zwei andre Körper dort erreichen:
Noch Leben haucht aus dem Gesicht,
Doch reglos liegen sie wie Leichen.

VI.

Einer der zwei ist Ismaïl!
Es blickt sein Auge trüb und still,
Doch ungebeugt vom Mißgeschick.
Er sah die Sonne untergehn,
Wie wir wohl oftmals mit dem Blick
Noch einen läſtgen Gast begleiten,
Den wir gleichgültig scheiden sehn.
Des Panzerhemdes Ringeln decken
Die Schulter sammt der Brust, der breiten,
Ein Helm das Haupt — doch blutge Flecken
Verdunkeln hier und dort den Glanz
Des blanken Stahlgewandes ganz.
Der Kopf des jungen Selim ruht
Auf seinen Knie'n — er zog ihm nach,
Er folgt ihm in freiwilliger Flucht,
Und birgt sich in Ismaïls Huth,
Wie man im Schatten Obdach sucht. —
Trägt mit ihm alles Ungemach,
Mit ihm Gefahr und Kriegsgeschick,
Treu, ohne Murren, ohne Klagen —
Und ist er müde, will verzagen,
Hebt er auf Ismaïl den Blick:
Und hin ist Sorge und Beschwerde,
Und heiter wird er von Geberde.

VII.

Er schläft; es deckt sein Augenlicht
Die Wimper zu, die seidne, lange,
So mädchenhaft ist sein Gesicht,
So feingeröthet seine Wange!
Doch auf des Panzers Stahlgefüge
Liegt er so hart. In Mitleid sieht
Der Krieger auf die feinen Züge,
Und Trübsinn seinen Geist durchzieht: —
So fällt ein klarer Tropfen Thau
Aus seiner Himmelsheimat Blau
Auf ein verwelkend Blatt hernieder,
Strahlt alle Himmelsschönheit wieder,
Wie eine Perle licht und rein —
Und süß Vergessen lullt ihn ein,
Daß bald das Blatt, ihn selber mit,
Die Sichel trifft, das Roß zertritt!

VIII.

Er athmet mit halboffnem Mund
Die Abendluft, die frische, kühle;
Er schläft — doch seiner Brust Gefühle
Thun sich in leisen Worten kund.
Es ist als spräche er im Traum
Mit Jemand — und erstaunt und still
Mit offnem Ohr lauscht Ismaïl,
Wagt, wie er horcht, zu athmen kaum . . .
Vielleicht im Traum thut Selims Mund
Der jungen Brust Geheimniß kund.

»Du konnt'st vergessen?« klang das Wort,
»Ich will dein ganzes Herz ja nicht,
Will nur ein freundliches Gesicht,
Vergieb! ich kann nicht von ihm fort!«

»Vergeben, wem?« — fragt Ismaïl,
Ein Kurzes wurde Selim still,
Dann fuhr er fort: »Was nützt es, sich
Zu täuschen, er verachtet mich!

Was ist für ihn die arme Maid?
Was Selim? Doch in Ewigkeit
Also bleibt zwischen uns der Bund —
Warum durch seinen theuren Mund
Hat er den Namen mir geweiht?«
— »Wer, ich?« — nahm Ismaïl das Wort.
Doch Selim fuhr im Traume fort:

»O heilger Gott! entsetzlich doch
Ist eines Vaters Fluch den Kindern!
Entsetzlicher die Thränen noch
Der fluchbeladnen Trennungsstunde —
Kein Trost vermag dies Weh zu lindern!« . .

Noch weiter klang's aus seinem Munde,
Doch fehlte der Zusammenhang.
Bald schwieg er ganz, ein Seufzer rang
Sich tief aus seiner jungen Brust,
Dann blieb er ganz in Schlaf versunken.
Und auch Ismaïl schlafestrunken
Schloß seine Augen unbewußt.

IX.

Selim erwachte, sah sich stumm
Und ängstlich erst im Kreise um,
Und lächelte, als er gewahr,
Wo diese Nacht sein Lager war:
Daß ihn Ismaïls Knie getragen!
Erröthen zog durch sein Gesicht,
Er schämte sich, und wagte nicht
Was er im Traum gesehn, zu sagen.
Als ob das böse Traumgesicht
Einfluß geübt auf sein Geschick,
Senkt er verlegen seinen Blick,
Und sucht den Fragen auszuweichen,
(Des Kummers unverkennbar Zeichen!)
Kaum mag sein Auge noch gewaltsam
Die heißen Thränen unterdrücken,
Bald drängen sie sich unaufhaltsam
Hervor — schnell hat er sich gewandt,
Scheinbar um Blätter abzupflücken
Von wilden Rosen — mit der Hand
Sucht er, gebückt zum Strauch, inzwischen
Die dicken Thränen wegzuwischen . . .
Dem Fürsten war es nicht entgangen,
Doch ließ er ihn darob in Ruh,
Er schrieb die Glut auf Selims Wangen
Des Augenblicks Erregung zu.
Er selbst hat wohl seit lange nicht
Der Liebe süßen Schmerz gefühlt?
Ihm Thränenflut die Wange nicht
Gewaschen und sein Herz gekühlt?

X.

Ich weiß es nicht . . . Doch nie bemißt er
Nach eignem Herzen fremde Rührung,
Denn häufig schon im Leben ist er,
Wenn er den Künsten der Verführung,
Als seiner unwerth, sich entzogen,
Durch solche Künste selbst betrogen,
Durch Thränenflut bei Herzenskälte.
Die Täuschung, die er selbst vermieden,
Ward ihm durch Andere beschieden,
Daß es ihm manche Lust vergällte.
Er glaubt blos nicht: um seinem Glauben
Nicht noch den letzten Rest zu rauben.
Die nicht'ge Welt verachtet er, darin
Das Leben — nur ein wechselndes Betrügen,
Wo Gram und Freude — nur Gespensterlügen,
Und jegliches Erinnern — Gift dem Sinn;
Das Böse schmeichelnd uns noch mehr erbost,
Der Brust im Guten nur ein flücht'ger Trost,
Und wo die Leidenschaften stets auf's Neue
Uns nichts zum Erbtheil lassen als die Reue . . .

XI.

Selim erhebt sich und besteigt
Den Berg, an dessen Rand er schlief . . .
Das Dunkel schon dem Morgen weicht,
Der Rasen blitzt vom Thaue feucht
Rings um die Schlucht, bis abwärts tief —
Und plötzlich tönt ein fern Geschrei, —
Tscherkessen die zum Kampfe rufen —
Staub wirbelt auf von Rosseshufen,
Wälzt gelb sich bis zur Schlucht herbei.
Rings wiederhallt's verworrnen Schalles,
Selim hört, sieht von Oben Alles;
In Angst zurück zur Thalschlucht flieht er,
»Sie kommen, dringen schon herauf!«
Ruft er, mit sich den Fürsten zieht er,
Weckt ihn aus seiner Ruhe auf.
Und sieh: schon zeigt sich dort ein Reiter —
Wie aus der Erde aufgesprungen
Schien er, da er zum Hügel ritt —
Dem ersten Reiter folgt ein zweiter,
Ein ganzer Schwarm kommt angedrungen
Zur Hohlschlucht in gemess'nem Schritt.
Es ist der Schluchtpfad hier so schmal
Geformt vom Doppelfelsenrück,
Daß ein paar Pferde, auf einmal
Zur dunklen Schlucht hineingetrieben,
Im Drängen beide stecken blieben,
Nicht vorwärts könnten, nicht zurück.

XII.

Der Schwarm der kühnen Kampfgenossen
Macht vor dem Berge Halt — dort steigen
Sie lärmend von den müden Rossen.
Da naht der Fürst — und Alle schweigen,
Sich des Gebieters Wink zu fügen:
In ihren ausdrucksvollen Zügen
Ist Achtung — keine Furcht zu sehn.
Als freie Männer vor ihm stehn
Die Krieger:

»Nun, was bringt Ihr Neues?«
— »Des Feindes Heer ist aufgestellt
Zum Marsch im Ossajew'schen Feld,

. . . .

's sind ihrer viel!« —

Ismaïl spricht:
»Wer von Euch liebt die Freiheit nicht?«
Sie schweigen.

»Laßt die Rosse nun
Ein Kurzes noch vom Ritte ruhn.
Mit Tagesanbruch ziehen wir,
Sei es zum Siege, zum Verderben —
Doch, in des Lebens Blüthe sterben,
So jung . . . nein, Selim, du bleibst hier!«

XIII.

Selim erbleichte bei dem Wort,
Er sprach mit vorwurfsvollem Blick:
— »Ich kann nicht bleiben, mußt du fort!
Nein, Fürst! ich theile dein Geschick,
Ich folge meines Schwurs Gebot:
Mit dir im Leben und im Tod!
Wardst du es selbst nicht oft gewahr,
Daß Schlachtendonner und Geschoß
Mich nicht erschreckt, mich nichts verdroß,
Wenn ich bei dir, Ismaïl, war!
Wie oft von deiner Stirne schon
Hab' ich gewaschen Staub und Blut —
Als alle deine Freunde flohn:
Hielt ich nicht aus mit frohem Muth?
War dir's nicht wohl in meiner Huth?
Und wußt' ich nicht durch Kosen, Streicheln,
All deinen Kummer wegzuschmeicheln?
O meine Liebe, bleib mir gut!
O nimm mich, nimm mich mit von dannen!
Du weißt, ich kann den Bogen spannen,
Wie Andre — was ist mir der Tod?
Dir hab ich ganz mich hingegeben,
Dein will ich sein in Qual und Noth,
Will Schönheit, Glück der Jugend, will
Gern Alles lassen, Welt und Leben,
Doch laß ich dich nicht, Ismaïl!«

XIV.

Sprach's. Und der Fürst stand lange stumm,
Den Blick zum Himmel aufgewandt;
Dann kehrt er tiefbewegt sich um,
Drückt warm und kräftig Selim's Hand.
Selim giebt warm den Druck zurück,
Den ihm der Freund als Zeichen bot,
Daß sie vereint in Leid und Glück,
Daß nichts sie trenne als der Tod . . .
Lang sah der Fürst zur Erde nieder,
Ein Zittern ging durch seine Glieder,
Im dunklen Auge glänzt etwas:
Ich hätt' es mögen Thränen nennen —
— In solchem Auge Thränennaß? —
Es war nicht deutlich zu erkennen,
Denn bald schloß sich das Auge wieder.

XV.

Am Bergesabhang stehn die Rosse;
Es wurden Feuer angemacht
Am Eingang zu der Schlucht; — Geschosse
Wie Panzer, Köcher, und ein ganzer
Berg Sattelzeug hineingebracht.
Auf Ismaïl blitzt hell der Panzer,
Doch trübe ist der Fürst von Sinn,
Ist krank an Körper und Gemüth.
Und Selim tritt zum Freunde hin:
— »Ich weiß« — spricht er »was in dir glüht;

Der Thalschlucht Nachtluft ist es, die
Verpestend über dich gekommen!
Ein Lied will ich dir singen, wie
Ich's in der Heimat oft vernommen,
Wo manche junge Maid es singt
Dem Liebsten der zu Felde zieht —
Ein Abschiedslied, das traurig klingt,
Doch weiß ich gar kein andres Lied.
Es sang mir bei der Wiege schon
Die Mutter in der Kindheit Tagen;
Horch nur, es wird sein sanfter Ton
Den Gram von deiner Stirn verjagen,
Und liebe Bilder längst entflohn,
Der Kindheit Bilder zu dir tragen! —
Selim hub an, und ringsum wiederhallt
Der Fels, wie hellen Ton's das Lied erschallt.

Das Lied Selim's.

Schimmert die Nacht
So friedlich und heiter —
Doch der Jüngling-Streiter
Muß fort in die Schlacht.
Mit Schwert und Geschoß er dort steht,
Und es sagt ihm die Maid wie er geht:

»Mußt fort, meine Liebe!
Das Schlachtfeld betreten —
Vergiß nicht zu beten,
Bleib treu dem Propheten,
Doch treuer der Liebe!

»Wird immer belohnt
Wer liebt bis zum Sterben;
Er bleibt von Verderben
Und Unglück verschont;
Und mag er im Tod auch vergehen:
Was liebt muß ja ewig bestehen!

»Wer falsch in der Liebe,
Im Kampf nicht besteht er
Vor feindlichem Hiebe,
Und ruhmlos vergeht er —
Es wäscht seine Wunden kein Regen,
Ihn meidet der Wolf auf den Wegen!«

Schimmert die Nacht
So friedlich und heiter —
Doch der Jüngling-Streiter
Muß fort in die Schlacht! . . .

»Fort mit dem Lied!« schrie voller Wuth
Der Fürst, »du sollst mich nicht bethören!
Glaubst, der Prophet wird auf dich hören?
Im Schlachtfeld, in des Kampfes Glut,
Wasch' ich die Worte weg mit Blut,
Will jede Spur davon zerstören
In meinem Herzen . . . Auf! 's ist Zeit,
Ihr Mordgesellen, auf zum Streit!
Die Pferde vor! macht Euch bereit!
Fort mit dem Liede! — Blut will ich,
Kanonendonner, Panzerrasseln,
Wehrufen, Schlachtlärm, Kugelprasseln! . . .
O sing' nicht, sing' nicht! höre mich,

Fühl' meines Herzens wilden Brand!
Bist nicht zufrieden? Laß ab — laß!
O Himmel, du bist grausam, daß
Du strafen willst durch diese Hand!« . . .
So abgebrochen, wild, in Zittern
Stieß er die Worte aus dem Munde —
Sie wiederhallten in der Runde
Wie fernes Donnern bei Gewittern.
Und wie er starr und reglos stand,
Verzweiflung in den wilden Mienen,
Halb von des Feuers Glut beschienen,
Den blanken Degen in der Hand:
Erschien er wie ein böser Geist,
Der plötzlich aus der Grabesnacht
Durch einen Zauberspruch erwacht.
Sein finstres Auge spähend kreist
Umher im fernen Steppenland,
Und furchtbar droht er mit der Hand
Zur Steppe, ohne Unterlaß . . .
Wer ist es, der sein Blut so kochen
Gemacht, die stolze Ruh gebrochen?
Selim bemerkte endlich, daß
Ismaïl nicht zu ihm gesprochen.
Der Unvorsichtige! er schürte
Die Flammen, die hier aufgegangen,
Bedachtlos seine Hand berührte
Des Herzens Saiten — und sie klangen
Und bebten in Ismaïls Brust,
Daß Selim selber unbewußt
Des Grundes, stand in Angst und Bangen.

— — —

XVI.

Die Reiter schwangen sich zu Pferde,
Gar finster blickten ihre Mienen,
Matt von des Feuers Glut beschienen,
Das bald erloschen auf der Erde.
Und lärmend zog's hinauf den Hügel —
Wie wenn im Feld ein Kranichzug
Am Abend noch zu weitem Flug
Aufwärts erhebt die weißen Flügel. —
Gewieher, Lachen, Lärm, Gestampf,
Es athmet Alles Glut und Kampf!
Wie Männer in des Geistes Kindheit
Stets voll sind von dem Muth der Blindheit.

XVII.

Der Tag bricht an; in seinem flüchtgen
Glanz bricht das Morgenroth herein,
Entflammt der blauen Wolken Reihn,
Der aufeinander eifersücht'gen.
Fern durch die enge Hohlschlucht reitet
Der Fürst, die Mannen hinterdrein
In langem Zug. Bedächtig schreitet
Das Roß an schluchtbedrohter Stelle —
Doch durch das Thal mit Windesschnelle
Fliegt es, und macht in seinem Lauf
Den Staub aufwirbeln; dann bergauf
Steigt es und windet sich im Kreis.
Dort ragt ein Fels wie Schnee so weiß,
Daß man in seiner hellen Pracht
Ihn weithin sieht, selbst bei der Nacht . . .

Den bunten Köcher auf dem Rücken,
Trabt Selim leicht auf schwarzer Stute;
Mag ihn der Waffen Last auch drücken:
Sein Auge glänzt von frohem Muthe . . .
So durch die Luft an schwülem Tage
Wohl eine weiße Wolke schwebt
Sorglos und leicht auf hohem Pfad;
Und plötzlich, wie mit Zauberschlage,
Fern ein Gewitter sich erhebt
Und, wie ein schwarzer Flecken, naht —
Doch, ob es immer höher steigt,
Und ob's in Blitz und Donner spricht
Voll dunklen Zornes — es erreicht
Der weißen Wolke Höhe nicht!

XVIII.

Schon nah sind sie dem Feindesheer,
Der Wahlstatt, der verhängnißvollen.
Wen heute trifft des Schicksals Grollen? —
Horch! Schüsse fallen . . . immer mehr!
Es wächst zu lautem Donnerrollen
Das Schießen — ringsum wiederhallen
Die Felsen von dem Lärm und Knallen.
Der Fürst fährt auf, winkt mit der Hand:
»Vorwärts! mir nach und auf mich seht!«
Er sprach's, und ließ die Zügel fallen.
Nein! so gewaltig niemals stand
Er in der Schlacht! Voll Majestät
War seine Rede und Geberde;
Sein Rappe bäumt, stampft wild die Erde,

Und Ismaïl fliegt in den Feind . . .
Ein Engel der Zerstörung scheint
Er wie von Höllenglut getrieben.
Und wer den stolzen Krieger sah
In seinem Flug — wer wäre da,
Sprich Selim! wer zurückgeblieben?

XIX.

Ein Feindestrupp warf sich indessen
In großer Zahl mit ganzer Wuth
Auf einen kleinen Schwarm Tscherkessen,
Der in der Keckheit Uebermuth
Den Feind die ganze Nacht geneckt,
Bis zu der Lagerzelte Wacht
Herangeschlichen, heimlich, sacht,
Dann sicher feuernd hingestreckt
Die Wachen, Alles aufgeschreckt
Und wie im Fluge Kehrt gemacht.
Ergrimmt, daß man ihn so belästigt
Zur Nacht, brach jetzt der Feind heran,
Wo die Tscherkessen sich befestigt,
Und griff sie an mit ganzer Wucht.
Heiß ein Verzweiflungskampf begann.
Hart war die kleine Schaar bedroht,
Doch hielt die Scham sie ab, durch Flucht,
Sich zu entziehn dem sichern Tod.
Und Schwerter klirren, Kugeln zischen,
Hier fällt ein Hieb, dort trifft ein Blei —
Die Flüche der Gefallnen mischen
Sich mit der Sieger Kampfgeschrei.
Durch graue Wolken Pulverdampf

Flammen die Blitze der Geschosse.
Es stürzt der Reiter mit dem Rosse,
Und wird im Kampfgewühl zertreten.
Zu ungleich ist der wilde Kampf!
Tscherkessen! betet zum Propheten —
Schon wirft der Krieger das Gewehr,
Kein Ausweg, keine Hoffnung mehr!
Doch horch! was pfeift so schrill durch's Thal . . .
Den Kriegern ist der Ton bekannt —
Sie spähn: auf einem Hügel stand
Ismaïl-Bey im blanken Stahl!

XX.

Nicht lange stand Ismaïl dort:
Er ließ sein Roß sich nur verschnaufen,
Späht' scharf umher, dann sprengt er fort,
Fort in den dicht'sten Feindeshaufen.
Es sprüht der Tod aus seiner Faust,
Wie er auf seinem stolzen Pferd,
Drauf er wie angeschmiedet sitzt,
Hoch durch der Feinde Reihen saust.
Der Rappe schnaubt, der Panzer blitzt,
Gewalt'ge Hiebe führt sein Schwert,
Es trifft zur Rechten und zur Linken,
Und Todesleuchten ist sein Blinken.
Mit Ismaïl ist das Verderben —
Doch, die im untern Thale stehn,
Die Krieger, können ihn nicht sehn
Und müssen unvertheidigt sterben!
Er wüthet wie ein junger Leu
In seiner Wildheit Majestät —

Und wo er naht, weicht Alles scheu,
Rings knallt es, zischt's: ihn trifft kein Blei,
Mit Ismaïl ist der Prophet!
Die Schützen zielten schlecht auf ihn,
Der Hieb prallt' ab vom blanken Stahl;
Noch unversehrt sein Helmschmuck schien —
Neu hebt sich der Tscherkessen Muth,
Der Kampf entbrennt in neuer Wuth,
Von Blut und Feuer glüht das Thal . . .

XXI.

Weitab vom Schlachtfeld, zwischen dem Gesträuch,
Zuneben Reitgeschirr und Sattelzeug,
Auf feuchter Erde lag ein sterbend Roß,
Der wilden Steppenheerde stolzer Sproß.
Im Todesröcheln wälzt sich's hin und her.
Und vor dem Pferd, mit Blicken trüb und schwer
Stand ein Tscherkeß. Hin ist sein treues Thier!
Gekreuzten Armes stand er, blickte stier
Hin wo der Kampf wogt in des Thales Schoß;
Verfluchen möcht' er grimm sein bittres Loos!
Es war sein Kummer — eines Helden Kummer:
Dem Schlachtfeld fern mußt' er allein in stummer
Unthätigkeit und Unruh stehn, indessen
Sich auf der Wahlstatt dort die Krieger messen.
Horch: Roßhufschall — »Wer da?« In wilder Eile,
Schweißtriefend ganz, kommt Selim angesprengt,
(Noch ungespannt am Roß die Armbrust hängt,
Im Köcher fehlt noch keiner seiner Pfeile.)

XXII.

— »Wo ist der Fürst?« — ruft er — »ich find' ihn nicht,
Wo mag er weilen?« — Und der Andre spricht:
»Willst du ihn sehn, schau dorthin wo der Kampf
Am schrecklichsten, am röthlichsten der Dampf,
Der Staub so dicht, und das Geheul so laut,
Wo Blut in Strömen fließt, der Feind vergebens
Die Flucht ergreift zur Rettung seines Lebens,
Verzweifelnd auf des Kampfes Ausgang schaut:
Dort ist er! Wie ein Blitz des Himmels fährt
Er zündend durch die Reihn, und Alle weichen;
Wer widersteht, fällt unter seinen Streichen.
Er selbst bleibt unversehrt — sieh, unser Zeichen
Und Kriegesbanner ist sein Helm und Schwert!«

Also der Steppensohn zu Selim spricht,
Und Schmeichelei kennt solch ein Krieger nicht.

XXIII.

Es sprengt ein Reitersmann, weiß von Gewand,
Furchtlos einher, den Degen in der Hand;
Man unterscheidet ihn schon aus der Weite,
Kühn durch sein Beispiel treibt er an zum Streite.
Und wie er reitet, forscht er ab und auf,
Als ob er Jemand dort zu suchen schien:
Er sucht Ismaïl — und er findet ihn —
Zieht sein Pistol schnell, hält auf ihn den Lauf
Und schießt . . . umsonst: das Blei hat ihn betrogen!
Doch hat vom Schuß der Dampf kaum sich verzogen,
So stürzt Ismaïl auf den Reitersmann:

»Seh' ich dich wieder!« zürnt er ihm entgegen,
»Beim heil'gen Gott: ich bin nicht Schuld daran!«
Es flammte bei den Worten schon der Degen,
Und von dem Rumpfe flog des Feindes Haupt,
Wie eine reife Frucht vom jungen Baume . . .
Und mähnesträubend bäumt das Pferd und schnaubt,
Und stampft, — die Nüster dampft von weißem Schaume.
Es stürzt der todte Reiter in den Sand,
Zum Leichentuch wird ihm sein weiß Gewand.
Nicht lang ward er von Todesqual getrieben,
Und — Friede sei mit ihm! — im Augenblick
Hat er verlernt zu hassen und zu lieben:
Nicht Jedem wird solch glückliches Geschick!

XXIV.

Und immer heißer wogt der Kampf,
Der Tod sprüht aus Ismaïl's Faust;
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
Bei Ismaïl ist kein Erbarmen!
Doch wie? . . . hat ihn das Glück getäuscht?
Ein Knattern, Donnern plötzlich schallt,
Und ringsum dichter Dampf aufwallt.
Getroffen, blutig und zerfleischt,
Dicht vor Ismaïl's Angesicht
Sein Vordertrupp zu Boden bricht.
Verwundet, röchelnd auf der Erde
Wälzt sich der Reiter sammt dem Pferde . . .

In Zürn'en seinen Rappen wandte
Der Fürst, stand aufrecht in dem Bügel,
Späht' — und stürmt wüthend ganz allein
Dahin, woher das Feuern brannte;
Doch ein Tscherkeß sprengt hinterdrein,
Fällt seinem Pferde in die Zügel
Und reißt es fort mit ganzer Wucht,
Und führt den Reiter sammt dem Pferd'
Fort ins Gebirg — vergebens wehrt
Der Fürst sich der gezwungnen Flucht.
Selim, voll Ruhe in dem Wirrsal
Der Schlacht, wie er den Fürsten sieht,
Daß er durch Freundeshülfe flieht
Gerettet aus des Kampfes Irrsal,
Dankt er im Herzen dem Geschick,
Und folgt dem Freund mit sicherm Blick.
Doch in Ismaïl's Herzen nagt
Der Schmerz. Nicht, daß er Scham gefühlt
Ob seiner Flucht — der Schlachtgewiegte
Weiß, daß die Furcht in ihm nicht wohnt,
Und And'res ist's was er beklagt.
Sein junges Leben blieb verschont
Im Kampf, doch fühlt sich der Besiegte
Durch läng'res Leben nicht belohnt!
Ismaïl wandte sein Gesicht
Als kenn' er seine Freunde nicht . . .

XXV.

Je seltner Glück uns in der Welt
Beschieden, desto süßer stellt
Es sich uns dar im Träumen, Denken.
Es zieht uns fort von hier, den Blick
Zu jener Welt hinaufzulenken —
Und zeigt auch dort uns das Geschick
Sich als Alleingebieterin:
Es treibt uns umsomehr, den Blick
In sein Geheimniß zu versenken.
Wir sehen gern den Himmel offen
Wie man ihn träumt, voll sel'ger Ruh —
Ihm wendet sich des Herzens Hoffen,
Der Brust geheim Verlangen zu.
Und wenn uns Gram und Sorgen drücken,
Verlangt es uns, der Erdenwelt,
Der nichtigen, uns zu entrücken,
Und glückbedürftig aufzuschauen
Zum sternbesä'ten Himmelszelt,
Wo wir uns schönre Welten bauen,
Die wir mit sel'gen Bildern schmücken —
Wo keine Sorge, keine Plage,
Kein Schatten der vergangnen Tage:
Nur eitel Wonne und Entzücken.
Doch liegt der Geist, der zweifelkalte,
Auch oft im Streit mit dem Geschick:
Daß die Vergangenheit dem Blick
— Wünscht er — sich ganz und frisch erhalte . . .
Von dem Gedächtniß seiner Leiden
Und seiner Lust will er nicht scheiden.
Er fürchtet nicht zu unterliegen,
Und wenn er träumt — träumt er von Siegen!

In seiner selbstbewußten Kraft,
Die bis zum Grabe nicht erschlafft,
Stolz alles Fremde von sich weist
Er — thut nur was er selber will.
Solch einen unbeugsamen Geist
Gab die Natur auch Ismaïl!

XXVI.

Er ist verwundet; doch er sieht
Und hört nicht was um ihn geschieht.
Es fließt das Blut aus seiner Brust;
Doch, seiner Schmerzen unbewußt,
Wird er durch Strauchwerk und Gestein
Vom müden Pferde fortgetrieben.
Der treue Selim ist allein
Nicht hinter ihm zurückgeblieben:
Kaum sitzt er noch im Sattel — hält
Des Rosses Mähne, statt der Zügel;
Die Füße schlottern ohne Bügel,
Ganz bleich ist sein Gesicht, entstellt.
Die Augen nur, die thränenschweren,
Noch dann und wann zu dem sich kehren,
Der ihm ja Alles in der Welt,
Dem er sein Herz, sein ganzes Leben
Als freud'ges Opfer hingegeben —
Um den, wenn er ihn meiden müßte,
Er auch vom Leben scheiden müßte!
Und ob man ihn für böse hält:
Was kehrt sich Liebe an die Welt,

An das Geschwätz von andern Leuten?
Sie will ihr Theil für sich bedeuten;
Auf Erden ist sie starken Muthes,
Der Himmel macht ihr keine Noth —
Sie hat ihr eigenes Gebot
In sich, für Böses und für Gutes.

XXVII.

Still wurde der Verfolger Rufen;
Es schäumt das Roß, dampft aus der Nüster,
Doch, sichertastend mit den Hufen,
Sucht's zwischen Klüften und Gestein,
Durch Schluchten schauerlich und düster,
Den Weg sich selbst, braucht keinen Leiter,
Es findet überall allein
Zurecht, für sich und seinen Reiter.
Zur rechten, aus der Felswand breitet
Sich Strauchwerk, schwarz und lang hervor,
Und streift, wie man vorüberreitet,
Die Kopfbedeckung und das Ohr.
Und hoch, von Felsen unersteigbar
Blickt, dem Geschosse unerreichbar,
Ein Gemsbock auf den Zug herunter . . .
Links — gähnt ein Abgrund, stark umsäumt
Von rothen Steinen, die in bunter
Vielzackiger Gestaltung hängen,
Als wollt' es sie hinunterdrängen
Zur Tiefe, wo der Giesbach schäumt,
Und wie ein Tiger springt und bäumt.

Zwei schroffe Höhenzüge trennt
Die Flut — gleichwie ein böser Geist
Wohl zwei Familien hadernd scheidet.
Bald glitzert hell die Woge, brennt
Gleichwie von Perlenglanz umkleidet,
Und bald smaragden glimmt und gleißt.
Weitab am Horizont, dem blauen,
Die stufenförm'gen Berge heben,
Des öden, nackten Höhenzuges,
Den Blick hinauf, wo luft'gen Fluges,
Tief Schatten werfend, Wolken schweben,
Und auf die Berge niederschauen.
Und drängt sich, wie sie ziehn und wandern,
Stolz eine Wolke vor der andern,
Daß sie beim Hin- und Wiederschweben
So neidisch auf einander schienen,
Als ob des Südens Glut auch ihnen
Des Südens Leidenschaft gegeben!

XXVIII.

Der Tag ist heiß. Dem Fürsten weicht
Die Kraft, kaum kann er weiter fort.
Schon ist es Mittag; doch es zeigt
Sich Hoffnung; — wo der Rauch aufsteigt,
Dort ist Ismaïl's Heimatort!
Und wo die rothen Felsen dort
Von dunklen Sträuchen, wie von Kränzen
Bedeckt, im Strahl der Sonne glänzen,
Dort ist ein Scheideweg — und Spuren
Knarrender Arba-Räder zeigen
Den Weg zu seinen heim'schen Fluren.
Schon sieht er die Moschee; es steigen
Die Dächer rings der Hütten auf
Vor seinem Blick; in wildem Lauf
Schäumt der Argun ihm tief zu Füßen,
Hebt sich und rauscht, wie ihn zu grüßen.
Schon sind die Felsen überstiegen,
Die strauchbedeckten; abwärts biegen
Die Pfade, und in stärkerm Schritt
Trägt ihn sein Rappe — doch da tritt
Er fehl, und wie er strauchelnd wieder
Sich heben will, versagt ihm seine
Gebrochene Kraft, auf dem Gesteine
Stürzt er mit ganzer Schwere nieder.

XXIX.

Der Reiter lag in seinem Blut
Gefühllos, reglos auf der Erde,
Die Stirne bleich, des Auges Glut
Gebrochen, traurig die Geberde.
Wie Grabesruh auf seinem Munde
Lag's, als ob nahe schon die Stunde,
Wo seine Augen Schlaf umzieht,
Aus dem er nimmer wird erwachen
Auf Erden, und die Seele flieht,
Um aus dem Körper — Staub zu machen . .
Wird nur das Steppengrab, nichts mehr,
Die nichtge Spur sein, die erzählt
Von Dem, deß Herz so lange der
Gedanke an das »Nichts« gequält?
Nein! Nein! — doch sieh, in tiefem Leide
Selim zu ihm sich niederschmiegt,
— Wie eine sturmgebeugte Weide
Mit schwanken Zweigen über einen
Zertrümmerten Altar sich biegt —
Sorgsam nimmt Selim ihm erst seinen
Helm und den Panzer ab von Stahl,
Umschlingt ihn fest mit zartem Arme,
Drückt an des Freundes starre Brust
Die eigne Brust, die lebenswarme,
Und liegt bald selber unbewußt
Der eignen Regung seines Busens.

. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

XXX.

Selim erhebt sich, schaut sich um,
Und todt liegt alles rings, und stumm.
Nur, wie sein Auge aufwärts sieht,
Tief eine Regenwolke zieht,
Schwarz durch die Luft die Flügel breitend,
Kalt wie der Tod herniedergleitend.
Schon droht sie, ihre dunkle Hülle,
Die inhaltfeuchte, zu erschließen,
Und ihres Busens kalte Fülle
Ueber die Wandrer auszugießen.
Und neue Furcht kommt Selim an,
Er drückt sich an den Freund heran,
Und ruft zur Wolke auf: »Halt ein!
O, hab' Erbarmen, schone sein!
Den ich mehr liebe als mein Leben,
Den man nicht anders lieben kann —
Du kommst den Freund mir zu verderben:
Zu andern Opfern magst du schweben,
Doch schone sein — laß ihn nicht sterben!
Giebt's keine größre Schuld, als seine,
Und keine größre Qual, als meine?«

XXXI.

Hört auch die dunkle Wolke nicht,
Was kindlich flehend Selim spricht:
Sie thut doch was er flehend sagte,
Sie schwebt vorbei . . Als er aufs Neu
Die Augen aufzuheben wagte,
War sie schon weit. Und gleich als sei
Ismaïl von der feuchten Kühle,
Die mit der Wolke über ihn
Gekommen — wie er reglos lag,
Erstorben jeglichem Gefühle —
Geweckt zu neuem Herzensschlag,
Holt er tief Athem — und wird wach.
Und zitternd streckt er eine Hand
Aus nach der andern. Ob auch schwach
Und elend noch — bald neubelebt
Fühlt er sich von der Abendluft.
Und wie er seinen Blick erhebt,
Allmählig die Umgebung ruft
Klar das Bewußtsein ihm zurück.
Doch wo ist Selim? wo sein Freund?
Der letzte der in Leid und Glück
Ihm treu blieb — Himmel! was erscheint
Vor seinem Blick? die Worte brechen
Sich an den starren Lippen — sprechen
Kann er nicht mehr, er kann nur sehn!
Und nicht mit Engels- nicht mit Teufelszungen
Ließe sich sagen, was ihn da durchdrungen,
Was er gesehn, wie ihm geschehn!

— —

XXXII.

Selim . . . doch, wer erkennt ihn jetzt noch nicht? —
Der Mütze Pelz deckt nicht mehr sein Gesicht,
Die Brust wogt frei, auf das Beschmét[13]) von Seide
Fällt glänzend schwarzes, langes Lockenhaar,
— Am schönsten ist das Weib in seinem Leide! —
Es starb ihr auf den Lippen das Gebet;
Im Blicke lag ein Ausdruck wunderbar —
O Himmel! Himmel! giebts im Paradiese
Auch Augen die voll Thränen so wie diese?
Wo Furcht und Gram so schön dem Auge steht,
In seinen Thränenperlen, daß es schade
Sie zu verwischen — traurig sie zu lassen?
Ist Sara auch, die herrliche, die junge,
Unter den Auserwählten deiner Gnade?
Und stammelt dort von Liebe ihre Zunge,
Und weint sie dort . . . Ich kann dein Schweigen fassen!
Die Antwort selbst aus Sara's Augen spricht,
Aus ihrer unvergleichlichen Geberde:
Ein ird'sches Abbild giebt's im Himmel nicht,
Und keine zweite Sara auf der Erde!

XXXIII.

Ismaïl schnell das liebe Bild erkannte,
Das er im Sturm des Herzens und der Schlacht
Vergessen. Auf den zarten Wangen brannte
Sein Kuß, und neue Lebensglut erwacht
In ihrem Antlitz — neue Lebenslust
In ihrem Herzen, als an seine Brust
Ihr Köpfchen sie gelehnt; und sie entflammt
Bei seinem Kuß zu niegekannter Regung,
Und der Verstand vermag nicht die Bewegung
Zu bändigen, die aus dem Herzen stammt.
In Glut das Wort von ihren Lippen quoll,
Und alles rings war ihrer Wonne voll . . .
Die Liebe ist den Menschen Sünde nur:
Heilig ist sie dem Himmel und der Erde!
Es athmet eitel Wollust die Natur —
Der Mensch nur kauft sein Glück mit Angstgeberde.

Zwei Jahre flohn. Der Krieg tobt fürchterlich
Noch immer fort; vom Raube nähren sich
Des öden Kaukasus verarmte Stämme.

. . . .

Es schien, die blinde Rache wurde still,
Die zwischen Roslam-Beg und Ismaïl
So lang gewüthet, und in Liebe schien
Der Haß des Brüderpaares umgekehrt.
Sah man Blut fließen und die Feinde fliehn:

War immer vorn Ismaïls Hand und Schwert!
Doch warum ist jetzt Selim, Sara nicht
Beim Fürsten mehr? Wohin hat sie's getrieben?
Wo ist die schöne Lesghierin geblieben?
Welch Schicksalsschlag war's, der Verderben trug
In dieses Herz, das so für Liebe schlug?
War's durch Verrath, durch Untreu, daß die Beiden,
Die so in Eins verschmolzen, mußten scheiden?
Lebt Sara — oder liegt sie schon begraben?
Und deckt der Heimat Erde sie — und haben
Des Vaters Hände sie gebracht zur Ruhe?
Ward noch das Wort »Verzeihung« ausgesprochen,
Daß Elternfluch ihr nicht das Herz gebrochen? —
Und — liegt sie noch nicht in der kalten Truhe,
Wo mag ihr junges Herz jetzt leiden, klagen?
Wer wagt es, Ismaïl darum zu fragen!

* * *

Einstmals, zur Stunde wo die Abendsonne
Die Wölkchen glüh umzog mit rothen Streifen,
Saß Ismaïl versunken wie im Traum,
Auf einem Hügel, ließ im weiten Raum
Gedankenvoll umher die Blicke schweifen.
Es war von frühauf seine größte Wonne
Der wilden Berge Bilderpracht zu schauen,
Das Abendglühn der Gletscher, die am blauen
Gewölb des Himmels blendend ringsum zogen —
In dieser Freude ward er nie betrogen! . .

Vier seiner Krieger standen um ihn her,
Und forschten aus den Blicken trüb und schwer,
Was so in Aufruhr brachte sein Gemüth . . .
Doch, wer ist, der des Meeres dunkle Schlünde,
Und wer auch, der ein Menschenherz ergründe,
Drin Gram — doch keine Leidenschaft mehr glüht? . . .
Woran er dachte? Nicht nach Westen trug
Ihn der Erinnerung Gedankenflug —
Ach! and're, andere Erinnerungen
Sind in Ismaïl's Herzen aufgesprungen . . .
Was knallt dort laut? . . . Es wirbelt blauer Rauch,
Die Hand war sicher, und das Auge auch
Des Bösewichts der schoß: Ismaïl fiel,
Die mörderische Kugel traf ihr Ziel!
Der Schlachtenliebling, blutend lag er da —
Die Stirn war bleich, und trüb das Auge sah.
Es standen seine Freunde rings herum,
Ach! ihrem Ruf blieb er auf ewig stumm!
Auf seinem Antlitz spielt zum letzten Mal
Der glühen Abendröthe letzter Strahl —
Als zuckt' noch Leben aus den kalten Mienen
War's, wie er lag, ganz glühroth überschienen,
Als sei, da seine Hülle sich entseelte,
Der letzte Gramgedanke der ihn quälte,
Im Antlitz festgebannt zurückgeblieben,
Indeß vom Leib der Geist hinweggetrieben . . .

Der Himmel selbst wird deine Unthat rächen,
Treuloser Bruder! Sieh, im ganzen Land
Fand sich kein Miethling dir für dein Verbrechen:
Du that'st den Mörderschuß mit eigner Hand!

Des Fürsten Leiche trugen die Genossen,
Wo rauschend eines Gießbachs Wellen flossen,
Unfern zum Thal. Das Wasser ward sein Grab.
Sie nahmen das Gewand der Leiche ab,
Von dem verhängnißvollen Blei durchschossen,
Und ließen Ismaïl ein Spiel der Wellen.

. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

Alexei Kolzoff.

Alexéi Kolzoff (geb. 1809, † 1842), der russische Burns, war der Sohn eines Viehhändlers, der ihn — nach kaum halbjährigem Unterricht im Lesen und Schreiben — in seinem Geschäfte verwendete. Er dichtete seine herrlichen Lieder, während er in der Steppe die Rinderheerden seines Vaters hütete. Sein kurzes Leben war voll Kummer und Sorgen.

Gebet.

Mein Heiland, mein Heiland!
Sieh, rein ist mein Glaube,
Wie Glut des Gebetes;
Doch, Herr, auch dem Glauben
Ist dunkel das Grab! . . .
Was beut mir Ersatz einst
Für Ohren und Augen —
Das glühende Fühlen
Des sterbenden Herzens?
Was — ohne dies Herz — ist
Das Leben des Geistes? . . .

Auf Kreuz und auf Grab, wie
Auf Himmel und Erde,
Vom Anfang der Schöpfung
Bis zu ihrem Ausgang,
Hast Du, o Allmächt'ger,
Den Schleier geworfen,
Dein Siegel gedrückt —
Dein ewiges Siegel.
Die Welt mag zertrümmern,
Dein Siegel zerreißt nicht,
Kein Feuer verbrennt es,
Kein Wasser erweicht's.

Verzeih' mir, mein Heiland,
Daß meinem Gebete
Einfloß eine Thräne:
Sie leuchtet im Dunkeln
Von Liebe zu Dir.

Das Grab.

Wer liegt hier begraben?
Still ist es und einsam,
Ein Kreuz ragt von Schilfrohr,
Ganz frisch ist das Grab.
Und zeigt in der Oede
Sich ringsum kein Pfad?
Weß Leben entfloh hier?
Wer kam hier an's Ziel?
Beging hier ein wilder
Tatar einen Raubmord
Im Dunkel der Nacht,
Benetzte die Erde,
Die russische Erde
Mit dampfendem Blut?

Verlor eine junge
Bewohn'rin der Steppe
Ihr einziges Kind hier?
Sie herzt' es und koſt' es,
Und bitterlich weinte
Beim Tod' ihres Lieblings;
Und frei unterm Himmel
Auf offenem Felde,

In Kornblumen-Hülle
Begrub sie ihr Kind.

Stürm'sche Winde wehen
Klagend über's Grab hin, . . .
Dürre Steppenhalme
Neigen ihre Häupter,
Und das Gypskraut wuchert
Rings am Grab vorüber.
Wie die Winde brausen
Durch die öde Steppe,
Nimmer weckt ihr Klagen
Was im Grabe schlummert!
Nur in Einem Herzen
Aufersteht es lieblich,
Lebt es lieblich fort.

Das hohe Geheimniß.

Wolken tragen Wasser,
Wasser tränkt die Erde,
Früchte zeugt der Boden.
Oben Sterne zahllos,
Unten Leben zahllos,
Dunkel hier, dort helle
Sind der Schöpfung Wunder.

Und in Zweifeln alternd
Ob den hohen Räthseln,
Ein Jahrhundert immer
Rastlos folgt dem andern,
Und die Ewigkeit fragt
Jegliches Jahrhundert:
Womit schloß die Laufbahn?
Antwort giebt ein jedes:
Danach frag' die künft'gen.
Im Gebet zum Himmel
Kühn erhebt der Geist sich:
Deute mir der Schöpfung
Wundervoll Geheimniß!
Und er sendet Antwort
Neu geheimnißvolle,
Neue Schöpfungswunder,
Stürmische und stille,
Den Verstand verwirrend.

Was wird aus dem Weltall,
Wenn die Zeit erfüllt ist? . . .
Brenne heller, Lämpchen
Vor dem Gottesbilde!
Mich erdrückt das Denken,
Das Gebet erhebt mich!

Sitz' am Tisch allein.

Sitz' am Tisch allein
Und ich denke nach
Wie es traurig ist
So allein zu sein!

Liebe in der Brust
Und kein junges Weib —
Keinen treuen Freund
In der weiten Welt;

Schätze nicht, selbst kein
Warmes Winkelchen,
Egge nicht, noch Pflug,
Keinen Ackergaul —

Ach, nichts hinterließ
Mir mein Väterchen,
Außer Armuth und
Rüst'ger Leibeskraft.

Und auch die ist hin,
Ist schon längst geknickt,
Seit mich bitt're Noth
In die Fremde trieb.

Sitz' allein am Tisch
Und ich denke nach,
Wie ich bis zum Grab
Leben muß allein!

Frage.

Wie kannst Du
Der Sonne rufen:
Hör' mich, Sonne!
Steh bewegslos:
Daß am Himmel
Du nicht wandelst,
Daß auf Erden
Du nicht leuchtest.

Tritt an's Ufer,
Blick' auf's Meer hin:
Wie kannst Du
Das Meer bewegen,
Daß das Wasser
Drin erkalte,
Seine Flut
Zu Eis erstarre.

Giebt's Gewalten
Der Gewalt'gen,
Die den Lauf
Der Weltenkugel
Hemmten, daß sie
Stille stände,
Nicht mehr kreiste?

Wie kann ich
Auf dieser Welt sein
Voll Bewegung,
Ohne Wünsche?
Was beginn' ich
Voll von sünd'gen
Glutgedanken,
Glutgefühlen?

In die dunkle
Erdenscholle
Hauchte eine
Gottkraft Leben,
Und bewohnt sie
Nun als Herrin.
Von der Wiege
Bis zum Grabe
Hadernd kämpfen
Geist und Erde.

Nicht will Sklavin
Sein die Erde,
Doch nicht frei
Der Bürde wird sie.
Und der Geist
Des Himmels wehrt sich
Der Verwandtschaft
Mit dem Staube.

Lange Zeit ist
Schon verflossen —
Wird noch lange
Zeit verfließen,

Eh' der schwere
Kampf geendet?
Wer bleibt Sieger?
Gott nur weiß es! . . .

Keiner löst
Der Schöpfung Räthsel,
Keiner lüftet
Ihren Schleier,
Vorzudeuten
Was gescheh'n soll.

Ewiges Schweigen
Herrscht im Grabe —
Ewige Nacht
Verhüllt die Ferne.
Werd' ich einst
Im tiefen Meere,
Einst im fernen
Himmel leben?
Mich erinnern
Was ich dachte,
Da ich lebte
Auf der Erde?

Oder wird
Mit mir begraben
Mein Erinnern
Und mein Denken?

Was im Tode
Wird mein Schicksal,
Du mein Schöpfer,
Herr des Weltalls?

Der Wald.

Dunkler Wald, warum
Stehst so sinnend da,
Deine Stirn umwölkt
Vor Bekümmerniß?

Wie Bowá, der Held,
Der bezauberte,
Unbedeckten Haupts
Stand im Kampfgetös:

Stehst Du da gebeugt,
Und doch kämpfst Du nicht
Mit dem Sturmgewölk
Das vorüberzieht?

Deinen grünen Helm,
Deinen Blätterschmuck,
Riß der Sturm Dir ab,
Warf ihn in den Staub.

Warf zu Füßen Dir
Deinen Mantel auch, —
Und Du stehst gebeugt,
Aber kämpfest nicht.

Armer Wald, wo blieb
Dein so trutzig Wort,
Deine stolze Kraft
Und Dein Herrschermuth?

Ach, vor Zeiten wohl,
In der stillen Nacht
Sang die Nachtigall
Hier ihr klagend Lied!

Ach, vor Zeiten wohl,
Als Du blühend stand'st,
Suchten Freund und Feind
Schutz und Schatten hier!

Ach, vor Zeiten wohl,
Hier am Abend spät
Hielt'st Du mit dem Sturm
Grimmes Zwiegespräch!

Er entfaltet sein
Schwarz Gewölk zum Kampf,
Läßt den kalten Wind
Heulend auf Dich los.

Und Du rufst ihm zu,
Rauschend schallt Dein Wort:
»Kehre um, kehr' um,
Heule anderswo!«

Und er gellt und heult,
Dreht im Wirbel sich —
Deine Brust erbebt,
Kühl durchschauert's Dich.

Doch Du raffst Dich auf
In gewalt'ger Wuth —

Ringsum schaurig schallt's,
Schaurig wiederhallt's.

Und die Windsbraut fährt
Wie die Waldmaid auf,
Und trägt ihr Gewölk
Weithin über's Meer.

Ach, wo blieb, wo blieb
Deine grüne Pracht?
Trauernd stehst Du jetzt,
Ganz in Schwarz gehüllt,

Stumm und menschenscheu.
Nur wenn Stürme nahn,
Ringt ein Klaggestöhn
Aus der Brust sich los.

So, Du dunkler Wald,
Tapfrer Held Bowá!
Rieb Dein Leben sich
Ganz im Kampfe auf.

Da das Sturmgewölk
Dich nicht bändigte,
Unterlagst zuletzt
Du dem schwarzen Herbst.

Mächte feindlich wild
Stürzten los auf Dich,
Da Du wehrlos stand'st
In der Zeit des Schlafs.

Von dem Herrscherrumpf
Trennten sie das Haupt —
Keines Sturms bedurft's,
Einem Hauche wich's.

Lied des Landmanns.

Frisch voran, mein Gäulchen!
Wenn das Tagwerk fertig,
Reinigen wir das Eisen
Von der feuchten Erde.

Glühend schon am Himmel
Glänzt die Morgenröthe —
Aus dem dunklen Walde
Steigt die helle Sonne.

Frisch voran, mein Gäulchen!
Bis das Feld gepflügt ist!
Bin mit Dir, mein Gäulchen,
Herr zugleich und Diener.

Munter, unverdrossen
Führ' ich Pflug und Egge,
Und das Feld besä' ich,
Fahre heim die Ernte.

Fröhlich blickt mein Auge
Hin auf Tenn' und Schober,
Rüstig helf' ich dreschen
Und die Schaufel schwingen.

Frisch voran! der Acker
Wird nun bald bestellt sein,
Und die heilige Wiege
Für die Saat bereitet,

Wo sie tränkt und nährt die
Feuchte Mutter Erde;
Grün entsteigt's dem Boden —
Frisch voran, mein Gäulchen!

Grün entsteigt's dem Boden
Und es wächst, treibt Aehren,
Und es reift und thürmt sich
Rings zu goldnen Garben.

Bald blitzt hier die Sichel,
Bald erklingt die Sense;
Süß wird uns die Ruhe
Auf den schweren Garben.

Frisch voran, mein Gäulchen!
Hafer zur Genüge
Geb' ich Dir, und Wasser
Aus der frischen Quelle!

Pflügend, säend bet' ich:
Herr, gieb Deinen Segen!
Laß mein Korn gedeihen,
Meinen einzigen Reichthum!

Der letzte Kampf.

Dunkel war die Welt umhangen,
Stürme heulten, Donner hallt' —
Ueber mich kam Schreck und Bangen
Und mein zitternd Herz ward kalt.

Doch ich scheuchte Schreck und Bangen,
Neugestählt ward Stolz und Muth,
In der Seele blieb Verlangen,
Kraft im Leib, im Herzen Glut.

Wo Verderben — muß auch Heil sein,
Nimmer will ich muthlos schaun,
Möge was da will mein Theil sein,
Auf Dich, Herr, steht mein Vertraun!

Festen Glaubens an Dich leb' ich,
Lasse keinen Zweifel zu,
Festen Glaubens denk' ich, streb' ich,
Er giebt Frieden mir und Ruh.

Schicksal, dräu' mit Unglück nimmer,
Nimmer rufe mich zum Streit —
Starken Muths im Glauben immer
Find'st Du mich zum Kampf bereit!

In mir wallt mit heißem Triebe
Blut und Kraft die Gott mir gab —
Auf dem Kreuz ist meine Liebe,
Unterm Kreuze ist mein Grab.

Sag' warum, warum.

Sag' warum, warum,
Liebe Sichel du,
Bist geschwärzt du ganz
Wie mein Haargeflecht?

Oder färbten dich
In der Leidenszeit
Meine Thränen schwarz
Um den Herzensfreund?

In der weißen Flur
Fern am stillen Don
Ist das Steppenkraut
Längst schon abgemäht.

Jeder Schnitter hat
Längst sein Weib daheim,
Nur mein heller Falk,
Mein Geliebter, nicht.

Ließ er Haus und Hof,
Liebt er mich nicht mehr,
Kommt er nicht zurück
An mein treues Herz?

Ach, kein Vogel dort
Fliegt zum Himmel auf!
Unheilvolle Mähr
Ward gebracht von ihm.

Nicht umsonst zernagt
Gram die weiße Brust,
Nein, nicht Freude macht
Mir das Auge feucht.

Heißer glühte mein Herz.

Heißer glühte mein Herz
Ihm als Feuer und Tag,
Andern schlägt es so heiß
Nimmermehr, nimmermehr!

Nur mit ihm ganz allein
Lebt' ich gern in der Welt;
Ihm allein war mein Herz,
Ihm mein Leben geweiht!

Welche Nacht, welcher Mond,
Wenn ich wart' auf den Freund!
Bleich und kalt steh ich da
Und es zittert mein Herz.

Sieh, da kommt er und singt:
»Nun, wo bist Du, Herzlieb?«
Und er reicht mir die Hand,
Und er küßt mir den Mund!

Mein Geliebter, halt' ein!
Mit dem Küssen halt' ein!
Ohne Kuß schon bei Dir
Glüht genug mir das Blut,

Ohne Kuß schon bei Dir
Färbt die Wange sich roth,
Und es wogt meine Brust
Und es leuchtet mein Aug'
Wie am Himmel die Stern'!

Derschawin.

Ode an Gott.

Nach Derschawin*) (geb. 1743, † 1816).

O Du, endlos im Raume waltend,
Urewiger im Lauf der Zeit,
Gestaltlos dreifach Dich gestaltend
In offenbarter Göttlichkeit!
Geist, überall, alleinig webend,
Ohn' Ort und ohne Anfang lebend,
Stets unerreichbar, unerkannt;
Du, Alles durch Dich selbst erfüllend,
Erhaltend, gründend und umhüllend,
Allmächtiger, von uns Gott genannt!

Ob Menschengeist das Meer ergründe,
Den Sand, der Sterne Glanzgestrahl
Ermesse und in Zahlen künde —
An Dich reicht weder Maaß noch Zahl!
Es ist kein Geist, den Du erzeugtest
Und selbst mit ewigem Licht erleuchtest,
In Deinen Rathschluß eingeweiht.
Gedanken, kühn zu Dir erhoben,
Sind schnell in Deinem Glanz zerstoben
Wie ein Moment in Ewigkeit.

*) Dieses berühmteste Gedicht des Vaters der modernen russischen Poesie wurde nicht nur in alle europäischen Sprachen, sondern auch in's Chinesische und Japanesische übersetzt und mit goldenen Buchstaben geschrieben im Palaste des Kaisers von China und im Tempel von Jeddo aufgehängt.

Du hast des Chaos Sein gestaltet
Aus dunklem Schlund der Ewigkeit;
Du hast die Ewigkeit entfaltet
Aus Dir allein, vor aller Zeit!
Dein Dasein aus Dir selber gründend,
Ureignen Glanz aus Dir entzündend,
Bist Du das Licht, das Licht gebar;
Mit Einem Wort das All bereitend,
Dich mit der Schöpfung neu erweitend,
So warst Du, bist, bleibst immerdar!

Du hast der Wesen Ring umwunden,
Du bist's, der ihn belebt und hält,
Hast End' und Anfang fest verbunden,
Dem Tode Leben zugesellt.
Wie Funken durch die Lüfte sprühen,
So aus Dir neue Sonnen glühen,
Und wie zur hellen Winterzeit
Reifstäubchen glänzend sich erheben
Und wirbelnd blitzen, schimmern, schweben,
So unter Dir die Sterne weit.

Der Sterne Millionen glänzen
In's Unermeßliche hinaus,
Nur Dein Gebot giebt ihnen Gränzen,
Und alle strahlen Leben aus.
Doch diese Glanzgestirne alle,
Die Berge schimmernd wie Krystalle,
Des Meers glutvoller Wogenschlag
Weit in des Aethers Flammenscheine,
Die Welten leuchtend im Vereine,
Sie sind vor Dir wie Nacht vor Tag.

Wie Tropfen in des Meeres Massen
Verliert vor Dir das Weltall sich, —
Doch was ist, das mein Blick zu fassen
Vermag, und was vor Dir bin ich?
Und ob die Zahl der Weltenheere
Millionenfach im Raum sich mehre
Und wachse mit der Flut des Lichts —
Das All wird, könnte man's vereinen,
Mit Dir verglichen kaum erscheinen
Als kleines Pünktchen — ich als Nichts!

Nichts! — aber aus dem ew'gen Bronne
Des Lichts entflammst Du mein Gemüth,
Strahlst in mir wieder, wie die Sonne
Im kleinsten Tröpflein Wasser glüht!
Nichts! — Aber ich empfinde Leben,
Sehnsücht'gen Dranges hohes Streben
Führt mein Gemüth dem Himmel zu;
Dich sucht mein Geist und will Dir nah sein,
Die Seele ahnt und fühlt Dein Dasein,
Denkt: Ich bin — darum bist auch Du!

Du bist! des Weltalls Ordnung kündet,
Das Herz im heil'gen Drange spricht's,
Der forschende Verstand ergründet:
Du bist — und ich bin nicht mehr Nichts!
Ein Theil des großen Ganzen steh' ich
Inmitten Deiner Schöpfung — seh' ich
Mich als Vermittler hingestellt
Der Wesen all' aus Dir geboren,
Bin ich zur Einigung erkoren
Der Körper- und der Geisterwelt.

Ich bin das Band der zwei Naturen
Die sich vereint in Raum und Zeit,
Die Gränze ird'scher Kreaturen,
Der Anfangspunkt der Göttlichkeit.
Wohl muß mein Leib in Staub vermodern,
Doch kann mein Geist den Donner fodern, —
Ein König — Sklav' — Wurm — Gott bin ich!
Doch also wunderbar verschlungen,
Wer sagt mir, woher ich entsprungen,
Konnt' ich doch nicht entstehn durch mich!

Dein, Dein Geschöpf bin ich, Vollender
Der Schöpfung, mich erschuf Dein Wort!
Du Quell des Lebens, Segenspender,
Licht meiner Seele und mein Hort!
Um Deinen Rathschluß zu erfüllen,
Muß ich in Sterblichkeit mich hüllen,
Ob auch mein Wesen todesfrei, —
Ein Raub des Grabes sein auf Erden,
Um einst durch Dich erweckt zu werden,
Daß ich bei Dir unsterblich sei! —

Die Nacht verhüllt Dich mir, es blendet
Mein forschend Aug' Dein Glanz am Tag,
Daß ich zu Deinem Licht gewendet,
Kaum Deinen Schatten zeichnen mag. —
Doch drängt mich's vor Dich hinzutreten,
Lobsingend, Herr, Dich anzubeten,
Dein ist mein ganzes Herz und Sein.
Ich muß den Blick zu Dir erheben
Und im Unendlichen verschweben
Und Thränen heißen Danks Dir weih'n.

Lieder von Feth.

Zwei Rosen.

Schlaf' nicht mehr! zwei junge Rosen
Mit dem Frühthau bring ich Dir,
Heller als bei Liebeskosen
Silberthränen glühn sie Dir.

Frischer nach der Wetter Tosen
Glänzt das Laub, ist rein die Luft;
Und die Blumenthränen kosen
Heimlich mit dem Blumenduft!

Die Sterne.

Ich starrte und stand unbeweglich,
Den Blick zu den Sternen gewandt,
Da wob zwischen mir und den Sternen
Sich hell ein vertrauliches Band.

Ich dachte, weiß nicht was ich dachte,
Fern klang's wie ein seliger Chor,
Leis bebten die goldenen Sterne, —
Nun lieb' ich sie mehr als zuvor!

Ruhige, heilige Nacht.

Ruhige, heilige Nacht!
Dämmerig scheinet der Mond.
Süß ist, o Mädchen, Dein Kuß,
Während der ruhigen Nacht.

Freundin, im Dunkel der Nacht
Wie kann ich traurig noch sein?
Hell wie die Sterne bist Du
Während der ruhigen Nacht.

Freundin, die Sterne sind schön
Und auch die Trauer ist süß;
Du bist das Liebste mir doch
Während der heiligen Nacht.

Golden glühn der Berge Gipfel.

Golden glühn der Berge Gipfel,
Kühlung haucht der Wind;
Träumend wiegen sich die Wipfel, —
Schlaf, mein holdes Kind!

Sangen schon die Nachtigallen,
Wie der Tag entrinnt;
Meine Saiten auch verhallen: —
Schlaf, mein holdes Kind!

Alles schlummert nah und ferne!
Athmet leis und lind;
Hoch vom Himmel grüßen Sterne: —
Schlaf, mein holdes Kind!

Flüstern, athemscheues Lauschen.

Flüstern, athemscheues Lauschen,
Nachtigallenschlag;
Silberglanz, des Bächleins Rauschen
Träumerisch im Hag.

Licht der Nacht und nächtlich Dunkel,
Schatten rings umher,
Schöner Augen Glutgefunkel,
Herz, was willst du mehr?

Aus den Wolken blühen Rosen
Und es glüht im Hag; —
Wollustthränen, süßes Kosen —
Und der Tag, der Tag!

Mitternächtige Bilder.

Mitternächtige Bilder erscheinen
Funkeln hell in der schaurigen Nacht;
Doch mein Auge, verdüstert vom Weinen,
Kann nicht fassen die schreckliche Pracht.

Mitternächtige Bilder erschimmern
Mit Gestöhn wie ein Kranker im Schlaf,
Und sie kommen und schwinden mit Wimmern,
Doch wer weiß von dem Schmerz der sie traf?

Mitternächtige Bilder laut brüllen,
Wie der Hölle gepeinigte Brut,
Und die Schrecken des Abgrunds enthüllen
Gleichwie Stürme die Schrecken der Flut.

Aus verschiedenen Dichtern.

Karamsin.

Das Lied vom guten Zaren.

War einmal ein guter Zar,
Hochgemuth und geistesklar.
Alle liebten ihn als Vater,
Ehrten ihn als Freund und Rather.

Liebt die Kinder auch der Zar
Sorgend für sie immerdar.
Und er steigt herab vom Throne,
Meidet Prunkgemach und Krone.

Als ein Wandrer reist der Held
Forschend durch die ganze Welt —
Stab und Ranzen sein Geschmeide
Und Gefahren seine Freude.

Doch warum verließ er Land,
Thronesglanz und Fürstenstand?
Und was trieb ihn sich zu plagen,
Hitz' und Kälte zu ertragen?

Daß er Gutes allerwärts
Sammeln möge, Geist und Herz
Ernst zu läutern durch das Wissen
Und die Kunst war er beflissen,

Um mit seiner Weisheit dann
Zu erleuchten Jedermann,
Seiner Kinder Ruhm zu mehren,
Sie des Lebens Kunst zu lehren.

O du großer Zar und Held,
Erster, erster Fürst der Welt!
Ob Ihr forscht nach allen Winden,
Werdet keinen Zweiten finden.

Shukowsky.

Nacht.

Des Tages letztes Glühn verschwand
Schon in den purpurfarbnen Wogen,
Schon dunkler wird der Himmelsbogen
Und kühler Schatten deckt das Land.
Die Nacht bricht an in tiefem Schweigen
Und vor der Sterne goldnem Reigen,
Dem Tage wie zum Abschiedsgruß,
Strahlt glanzvoll hehr der Hesperus.

Himmlische Nacht, o deck' uns zu
Mit deiner dunklen Zauberhülle,
Uns mit Vergessenheit erfülle
Und schenk' dem müden Herzen Ruh!
Laß uns in deinem Schutz geborgen
Frei sein von Kummer und von Sorgen,
Lull' uns in Schlummer mild und lind,
Wie eine Mutter thut ihr Kind.

Delwig.

Lied.

Sang wohl, sang das Vögelein,
Und verstummte.
Ward dem Herzen Freude kund,
Und Vergessen.

Vöglein das so gerne singt,
Warum schweigt es?
Herz, was ist mit dir geschehn,
Daß du traurig?

Ach das Vöglein tödtete
Rauher Schneesturm,
Und das Herz des Burschen brach
Böses Reden.

Wär' das Vöglein gern geflogen
Fort zum Meere,
Wär' der Bursche gern entflohen
In die Wälder.

In dem Meere treibt die Flut,
Doch kein Schneesturm —
Wilde Thiere birgt der Wald,
Doch nicht Menschen.

Dawydoff.

I.

Der Morgenstern.

Heult das Meer und hebt die Wogen —
Und allein auf dunkler Bahn,
Von der wilden Flut umzogen
Machtlos schwimmt mein stolzer Kahn.

Doch ich Glücklicher, ich sehe
Vor mir meinen guten Stern,
Sorglos sing' ich — alles Wehe,
Alles Bangen ist mir fern.

Sternlein, das den Tag verkündet
Goldner als das Morgenroth,
Seh ich dich mit mir verbündet,
Kenn ich keine Erdennoth.

Doch wenn deine Strahlenhelle
Nicht das Sturmgewölk durchbricht,
So verschwindet auf der Stelle
Meine stolze Zuversicht.

II.

Abend im Juni.

Der drückend schwüle Tag hat ausgeglüht,
Der stummen Dämmrung halbdurchsichtiger Schatten gab
Labenden Aufenthalt.
Das Wetterleuchten hinterm Berg verschwand,
Und neuerfrischt vom Abendthau
Die Wiesen rings und Wälder duften;
In ganzer Schönheit schwimmt der Mond in Himmelshöhn,
Und sein geheimnißvoller Glanz nährt süßes Träumen,
Und an den ernsten Lorbeerstrauch gelehnt
Haucht ihren Duft die junge Rose.

Dimitrijew.

I.

Die Turteltaube und der Wanderer.

Wanderer.

Sprich, warum sitzest du dort auf dem Zweig so traurig?

Turteltaube.

Um meinen lieben Tauber traur' ich.

Wanderer.

Verließ er untreu dich, daß du jetzt so in Noth?

Turteltaube.

Ach nein: Ein Jäger schoß ihn todt.

Wanderer.

Unglückliche, auch du fürcht' vor dem Jäger dich!

Turteltaube.

Wozu? Der Gram bald tödtet mich.

II.

Les' ich im Liede Deine Liebesthränen,
Und machen sie mich lachen oder gähnen,
So zürnst Du mir und sagst, mir fehlt's an Herz; —
Kann ich dafür, daß lächerlich Dein Schmerz?

III.

Du kommst den Friedhof zu durchwandern,
Das Endziel aller Erdennoth,
Klagst Morgens um den Tod von Andern,
Und Abends bist Du selber todt.

Gräfin Rostoptschin.

I.

Der fallende Stern.

Er schoß herab — im nächt'gen Grauen
Sah ich, wie er sich niederschwang,
Doch fand nicht Zeit ihm zu vertrauen,
Was wünschend mir das Herz durchdrang.

Ich sah ihn fallen und entschweben:
Warum ward ich nicht auch geweiht,
Wie dieser Stern, zu einem Leben
Der Freiheit und der Schnelligkeit?

Gleichwie der Stern könnt' ich vom Himmel
Mich stürzen in die blaue Fern,
Und fliegen durch das Weltgewimmel
Und glanzvoll sterben wie der Stern.

II.

Herbstabend.

Weht es, heult es trüb und schaurig,
Dunkel ist die Nacht und kalt —
Und mein Herz, ach, ist so traurig,
Mich erdrückt des Grams Gewalt.

Trauer weckt es mir und Kummer
Herbstes Nah'n vorauszusehn,
Trauer auch, seh ich im Schlummer
Die Natur bei Sturmeswehn.

Alles aufersteht uns wieder,
Weckt der Frühling die Natur,
Und der Mai bringt Lust und Lieder,
Und es grünt in Wald und Flur.

Doch wenn unser Herz verblühte
Früh im Kampf mit dem Geschick —
Neues Glück und neue Blüthe
Bringt kein Frühling mehr zurück.

Woßkressenßky.

Lied.

O frage nicht nach meinem Harme,
Warum der Schlaf mich flieht, frag' nicht,
Warum selbst, wenn ich Dich umarme,
Die Thräne mir ins Auge bricht.

Argwohn und Zweifelsucht gewannen
Nie Herrschaft über meinen Geist,
Und doch kann ich die Furcht nicht bannen,
Daß Dich das Schicksal mir entreißt.

O Du, die ich mein Alles nenne,
Erlöse mich von meiner Noth,
Fleh auf zu Gott, daß nichts uns trenne,
Im Leben nicht und nicht im Tod.

Ich weiß, Du liebst mich treu und innig,
Das ist's, warum mein Herz mich quält —
Denn so gewöhnt ans Unglück bin ich,
Daß mir ans Glück der Glaube fehlt.

Alexéjew.

Lied.

Im heimischen Land steht ein friedlicher Hain,
Mit träumendem Lorbeer und schwellendem Rain,
Aus dunklem Gezweig schallt der Nachtigall Lied,
Und schimmernd und plätschernd die Waldquelle zieht,
Hell funkelt die Sonne auf saftigem Grün,
Und üppige Rosen, frischduftende blühn.
Hoch über der Meerflut in ruhiger Pracht
Der Hain liegt von schützenden Bergen bewacht,
Ihm schadet kein Sturm und kein Donnergetön,
Es trifft ihn kein Blitzstrahl aus wolkigen Höhn.
Stets blüht er und prangt er so duftig und mild,
Der Frühlingspracht nimmer vergängliches Bild.

Suchanoff.

Die öde Hütte.

Liebe Schwalbe, fliege nicht,
Fliege nicht und schwing' dich nicht
Auf mein altes Hüttendach!
Ach, zu meiner Hütte schon
Längst verwachsen ist der Pfad
Dicht mit Unkraut und Gestrüpp.

Ganz zerfallen ist das Dach
Und zerbröckelt ist die Wand
Und die Decke eingestürzt.
Denn der Hütte fehlt der Wirth,
Alles liegt hier im Verfall,
Und du findest keinen Ort
Um dein Nestchen dranzubaun.

Großfürstin **.

Frühlingsabend.

Die Erde ruht, und Wolken schweben
Vergoldet von dem Abendglühn,
Verstummt ist ringsum alles Leben,
Der Thau blitzt auf dem Wiesengrün.

Der Wind spielt mit den jungen Blättern,
Die Quelle rieselt leis durchs Thal;
Still ist es, wie vor nahen Wettern —
Da donnert's fern und blitzt zumal.

Und tiefe Stille senkt sich nieder
Und Dunkel über Wald und Flur,
Müd hängen alle Zweige nieder,
Schlaflose Blättchen säuseln nur.

Die Dämmrung weicht der Nacht allmälig, —
O Liebesstern, wie hell du scheinst!
Dem Herzen wird so lind und selig
Wie in der frohen Kindheit einst.

Polowtzoff.

Trost.

Schlag' nicht wegen kleiner, alltäglicher Plagen
Gleich trüb und verzagt an die stürmische Brust,
Wie schlimm auch Dein Schicksal, Du darfst nicht verzagen,
Aus heutigem Leid wächst die kommende Lust.

Des Augenblicks Springflut in schimmerndem Steigen
Glänzt häufig von Perlen und Edelgestein —
Merk auf, und Dein Genius wird es Dir zeigen,
Greif zu, und das kostbare Kleinod ist Dein.

Arbeiten und Beten giebt ächte Brillanten,
Die glänzend erstehn aus des Augenblicks Flut,
Verbunden mit Liebe sind diese Giganten
Des Glückes und Friedens bewährteste Hut.

Grekoff.

Scheiden.

Beim Scheiden im Garten wir saßen noch lange,
Beredt war die Zunge und feucht war die Wange,
Es bebten und flüsterten ringsum die Bäume,
Und wir träumten mit ihnen selige Träume.

So lieblich umstrahlte des Mondlichts Gefunkel
Dein bleiches Gesicht und Dein lockiges Dunkel,
In jener Minute der Lieb' und des Scheidens
Erlebten wir viel wie des Glücks so des Leidens.

Turgénjew.

Die Meise.

Wohl im Wald im Blättergolde
Hellen Tons die Meise singt.
Gruß dir, Sängerin, du holde
Botin, die den Herbst uns bringt!

Ob sie droht mit Sturm und Regen
Und den Winter prophezeit,
Haucht doch deine Stimme Segen,
Athmet helle Freudigkeit.

Die mir tief zu Herzen dringen,
Sind die süßen Töne nur
Ein bewußtlos leeres Klingen
Der gleichgültigen Natur?

Oder ist auch dir gegeben,
Wie dem Menschen, jene Lust,
Jene Freud' am schönen Leben,
Die du strömst aus voller Brust?

Tjutschew.

Die Weide

Warum tief zum Wasser senkst du,
Weidenbaum, dein schwankes Haupt?
Deine Zweige zitternd hängst du,
In die Flut, die flüchtige, drängst du
Gierig, wie man Küsse raubt.

Wie auch zitternd, wie auch bangend
Jedes Blatt sich drängt zur Flut:
In der Sonne Schimmer prangend,
Springt sie fort, vor dir nicht bangend,
Lacht dich aus voll Uebermuth.

Fürst Wjäsemsky.

I.

Epigramm.

Goldhubers Reichthum wächst mit jedem Jahre,
Dabei härmt er sich ab und sinnt nur, wie er spare;
Ein neues Erbtheil wäre sein Verderben:
Er würde bald vor Hunger sterben.

II.

Unter das Portrait Alexander I.

Bescheiden im Triumph und fest im Sturm und Wetter,
Wie bringt man seiner werth ihm Huldigungen dar?
Weltall, beug' dich vor ihm; er war dein Retter!
Rußland, sei stolz auf ihn; er war dein Sohn und Zar!

Batjuschkoff.

Epitaph.

Um meine Grabschrift müht Euch nicht zu sehr,
Schreibt einfach auf mein Grab: er war und ist nicht mehr.

Kryloff.

Dem Andenken einer Freundin.

Wie Morgens Frühlingsthau auf Blumen fällt,
So schimmerte sie kurz in dieser Welt,
Sah lächelnd sich das irdische Treiben an
Und flog zurück zum Himmel dann.

Krassoff.

Auf das Grab eines Poeten.

Er konnte sich nicht verständigen
Mit den Lebendigen,
Drum zu den Todten
Ward er entboten.

Nachträgliches von A. Puschkin.

Die hier folgenden Lieder wurden (gleichwie die vorstehenden von Feth, Turgénjew, Tjutschew und ein paar von Kolzoff) auf Veranlassung der Frau Viardot-Garcia übertragen, welche dieselben in Musik gesetzt hat.

Das Blümlein.

Im Buch ein Blümlein seh ich liegen,
Vergessen, duftlos und verblüht;
Gedanken, wundersame, fliegen
Mir bei dem Anblick durchs Gemüth.

Wo blühte sie? wann und wie lange?
Wer pflückte sie? durch was bewegt?
In welchem Lenz? an welchem Hange?
Warum ward sie hieher gelegt?

Als Zeichen holden Wiederfindens,
Als unheilvoller Trennung Mal?
Oder des seligen Verschwindens
Im dunklen Wald, im stillen Thal?

Und lebt er noch? lebt sie noch heute?
Wo weilen sie zu dieser Frist?
Oder sind sie des Todes Beute,
Verwelkt wie diese Blume ist?

O wenn es wahr ist, daß zur Nacht.

O wenn es wahr ist, daß zur Nacht,
Die in den Schlaf lullt alles Leben
Und nur des Mondlichts bleiche Pracht
Läßt um die Grabessteine weben —
O wenn es wahr ist, daß dann leer
Die Gräber stehn, die Todten lassen,
Erwart ich Dich, Dich zu umfassen,
Hör', Leila, mich! Komm her!

Erschein' aus Deinem Schattenreich,
Ganz wie Du warst vor unserm Scheiden,
Dem kalten Wintertage gleich,
Das Angesicht entstellt von Leiden:
O komm, ein ferner Stern, daher,
O komm, ein Hauch, ein leis Getöne,
Oder in schreckenvoller Schöne,
Mir ist es gleich, komm her!

Ich riefe Leila darum nie,
Des Grabs Geheimniß zu erfahren,
Auch nicht zum Vorwurf gegen die,
Die meiner Liebe Mörder waren,
Auch darum nicht, weil oft mich schwer
Die Zweifel quälen — nein! zu sagen,
Daß treu, wie stets mein Herz geschlagen,
Es jetzt noch schlägt. Komm her!

Nachts.

Die Töne, die sich sanft und sehnsuchtsvoll Dir neigen,
Durchdröhnen spät der Nacht geheimnißvolles Schweigen.
Mein Licht glimmt neben mir, der traurige Gesell
Der Nacht! und voll von Dir rauscht hell mein Liederquell,
Von Dir, von Dir allein, mir mehr als Alles theuer.
Vor mir Dein Auge glüht mit liebeshellem Feuer,
Es lächelt freundlich mir und selig klingt's dazu:
Mein Freund, mein süßer Freund, mein Glück, mein All
bist Du!

Tjutschew.

Die Weide

Warum tief zum Wasser senkst du,
Weidenbaum, dein schwankes Haupt?
Deine Zweige zitternd hängst du,
In die Flut, die flüchtige, drängst du
Gierig, wie man Küsse raubt.

Wie auch zitternd, wie auch bangend
Jedes Blatt sich drängt zur Flut:
In der Sonne Schimmer prangend,
Springt sie fort, vor dir nicht bangend,
Lacht dich aus voll Uebermuth.

Fürst Wjäsemsky.

I.

Epigramm.

Goldhubers Reichthum wächst mit jedem Jahre,
Dabei härmt er sich ab und sinnt nur, wie er spare;
Ein neues Erbtheil wäre sein Verderben:
Er würde bald vor Hunger sterben.

II.

Unter das Portrait Alexander I.

Bescheiden im Triumph und fest im Sturm und Wetter,
Wie bringt man seiner werth ihm Huldigungen dar?
Weltall, beug' dich vor ihm; er war dein Retter!
Rußland, sei stolz auf ihn; er war dein Sohn und Zar!

Batjuschkoff.

Epitaph.

Um meine Grabschrift müht Euch nicht zu sehr,
Schreibt einfach auf mein Grab: er war und ist nicht mehr.

Kryloff.

Dem Andenken einer Freundin.

Wie Morgens Frühlingsthau auf Blumen fällt,
So schimmerte sie kurz in dieser Welt,
Sah lächelnd sich das irdische Treiben an
Und flog zurück zum Himmel dann.

Krassoff.

Auf das Grab eines Poeten.

Er konnte sich nicht verständigen
Mit den Lebendigen,
Drum zu den Todten
Ward er entboten.

Nachträgliches von A. Puschkin.

Die hier folgenden Lieder wurden (gleichwie die vorstehenden von Feth, Turgénjew, Tjutschew und ein paar von Kolzoff) auf Veranlassung der Frau Viardot-Garcia übertragen, welche dieselben in Musik gesetzt hat.

Das Blümlein.

Im Buch ein Blümlein seh ich liegen,
Vergessen, duftlos und verblüht;
Gedanken, wundersame, fliegen
Mir bei dem Anblick durchs Gemüth.

Wo blühte sie? wann und wie lange?
Wer pflückte sie? durch was bewegt?
In welchem Lenz? an welchem Hange?
Warum ward sie hieher gelegt?

Als Zeichen holden Wiederfindens,
Als unheilvoller Trennung Mal?
Oder des seligen Verschwindens
Im dunklen Wald, im stillen Thal?

Und lebt er noch? lebt sie noch heute?
Wo weilen sie zu dieser Frist?
Oder sind sie des Todes Beute,
Verwelkt wie diese Blume ist?

O wenn es wahr ist, daß zur Nacht.

O wenn es wahr ist, daß zur Nacht,
Die in den Schlaf lullt alles Leben
Und nur des Mondlichts bleiche Pracht
Läßt um die Grabessteine weben —
O wenn es wahr ist, daß dann leer
Die Gräber stehn, die Todten lassen,
Erwart ich Dich, Dich zu umfassen,
Hör', Leila, mich! Komm her!

Erschein' aus Deinem Schattenreich,
Ganz wie Du warst vor unserm Scheiden,
Dem kalten Wintertage gleich,
Das Angesicht entstellt von Leiden:
O komm, ein ferner Stern, daher,
O komm, ein Hauch, ein leis Getöne,
Oder in schreckenvoller Schöne,
Mir ist es gleich, komm her!

Ich riefe Leila darum nie,
Des Grabs Geheimniß zu erfahren,
Auch nicht zum Vorwurf gegen die,
Die meiner Liebe Mörder waren,
Auch darum nicht, weil oft mich schwer
Die Zweifel quälen — nein! zu sagen,
Daß treu, wie stets mein Herz geschlagen,
Es jetzt noch schlägt. Komm her!

Nachts.

Die Töne, die sich sanft und sehnsuchtsvoll Dir neigen,
Durchdröhnen spät der Nacht geheimnißvolles Schweigen.
Mein Licht glimmt neben mir, der traurige Gesell
Der Nacht! und voll von Dir rauscht hell mein Liederquell,
Von Dir, von Dir allein, mir mehr als Alles theuer.
Vor mir Dein Auge glüht mit liebeshellem Feuer,
Es lächelt freundlich mir und selig klingt's dazu:
Mein Freund, mein süßer Freund, mein Glück, mein All
bist Du!

Tjutschew.

Die Weide

Warum tief zum Wasser senkst du,
Weidenbaum, dein schwankes Haupt?
Deine Zweige zitternd hängst du,
In die Flut, die flüchtige, drängst du
Gierig, wie man Küsse raubt.

Wie auch zitternd, wie auch bangend
Jedes Blatt sich drängt zur Flut:
In der Sonne Schimmer prangend,
Springt sie fort, vor dir nicht bangend,
Lacht dich aus voll Uebermuth.

Fürst Wjäsemsky.

I.

Epigramm.

Goldhubers Reichthum wächst mit jedem Jahre,
Dabei härmt er sich ab und sinnt nur, wie er spare;
Ein neues Erbtheil wäre sein Verderben:
Er würde bald vor Hunger sterben.

II.

Unter das Portrait Alexander I.

Bescheiden im Triumph und fest im Sturm und Wetter,
Wie bringt man seiner werth ihm Huldigungen dar?
Weltall, beug' dich vor ihm; er war dein Retter!
Rußland, sei stolz auf ihn; er war dein Sohn und Zar!

Batjuschkoff.

Epitaph.

Um meine Grabschrift müht Euch nicht zu sehr,
Schreibt einfach auf mein Grab: er war und ist nicht mehr.

Kryloff.

Dem Andenken einer Freundin.

Wie Morgens Frühlingsthau auf Blumen fällt,
So schimmerte sie kurz in dieser Welt,
Sah lächelnd sich das irdische Treiben an
Und flog zurück zum Himmel dann.

Krassoff.

Auf das Grab eines Poeten.

Er konnte sich nicht verständigen
Mit den Lebendigen,
Drum zu den Todten
Ward er entboten.

Nachträgliches von A. Puschkin.

Die hier folgenden Lieder wurden (gleichwie die vorstehenden von Feth, Turgénjew, Tjutschew und ein paar von Kolzoff) auf Veranlassung der Frau Viardot-Garcia übertragen, welche dieselben in Musik gesetzt hat.

Das Blümlein.

Im Buch ein Blümlein seh ich liegen,
Vergessen, duftlos und verblüht;
Gedanken, wundersame, fliegen
Mir bei dem Anblick durchs Gemüth.

Wo blühte sie? wann und wie lange?
Wer pflückte sie? durch was bewegt?
In welchem Lenz? an welchem Hange?
Warum ward sie hieher gelegt?

Als Zeichen holden Wiederfindens,
Als unheilvoller Trennung Mal?
Oder des seligen Verschwindens
Im dunklen Wald, im stillen Thal?

Und lebt er noch? lebt sie noch heute?
Wo weilen sie zu dieser Frist?
Oder sind sie des Todes Beute,
Verwelkt wie diese Blume ist?

3.

Zum Marsch, zum Abmarsch pfeifen die
Kosaken um Mitternacht;
Aus hellem Auge weint Marie,
Sie weint und klagt. —

Nicht weine Marie, nicht klage, mein Kind!
Sei nicht so trüb':
Zu Gott im Himmel bete, mein Kind,
Bet' für dein Lieb!

War die Sonne verschwunden, am Himmel schon
Scheint hell das Mondenlicht;
Giebt die Mutter Geleit dem scheidenden Sohn
Und weint und spricht:

Leb' wohl, mein Herzchen, leb' wohl, mein Kind!
Weil' nicht zu lange beim Heer —
Und wenn vier Wochen verflossen sind,
Zur Heimat kehr'!

O Mutter, gern riß ich mich bald wieder los,
Und käme zurück zu dir;
Doch sieh'! es strauchelt mein schwarzes Roß
Im Thorweg' hier.

O, Gott weiß wann ich heimwärts zieh'
Und euch hier wiederfind';
Doch Mutter, nimm meine Marie auf wie
Dein eigen Kind!

Nimm zu dir mein Mädchen, so tröst' ich mich,
Wir stehen in Gottes Hand —
Wer weiß, ob ich kehr' — vielleicht sterbe ich
Im fremden Land! —

O gern zur Tochter nehm' ich Marie,
Daß du dich nicht betrübst;
Doch wird sie mich auch lieben, sie,
Wie du mich liebst? —

O weine nicht, Mutter, o klage nicht mehr!
Hell' auf den trüben Blick.
Sieh'! es bäumt sich mein Roß, es springt daher,
Ich kehre zurück! — —

4.

Braus't es, weht es, und der Bäume
Gipfel tief sich neigen —
Thut mir's Herz weh und ins Auge
Bitt're Thränen steigen.

Trüb' in endlos bitt'rem Kummer
Meine Tage schwinden —
Nur in heißen Thränen kann ich
Noch Erleicht'rung finden.

Thränen trösten, doch sie bringen
Glück nicht, das verschwunden —
Nie vergißt wer Glück genossen,
Währt's auch nur Sekunden!

Und doch Menschen giebt es, die mein
Schicksal mir beneiden;
Ist der Halm auch glücklich, dorrend
Einsam auf der Haiden?

Ohne Thau und ohne Sonne
Auf der Haid' im Sande ...
Traurig ohne den Geliebten
Ist's im fremden Lande! —

Ohne ihn hab' ich kein Schicksal,
Scheint die Welt Gefängniß —
Ohne ihn nicht Glück noch Ruhe:
Noth nur und Bedrängniß.

Sprich, wo bist mein Lieber mit den
Schwarzen Augenbrauen?...
Komm', den Kummer, den du selber
Mir gemacht, zu schauen!...

O, zu wem soll ich mich wenden?
Wer, der mit mir gern ist?
Der mich liebt und den ich liebe —
Wenn der Eine fern ist?

Hätt' ich Flügel, zum Geliebten
Schnell geflogen käm' ich,
Aber hier mein junges Leben
Welk' ich und vergräm' ich.

5.

Eine Hopfenranke im Garten allein
Schlängelt zur Erde sich;
Unter den Menschen ein Mägdelein
Weinete bitterlich.

O grüner, blühender Hopfen, warum
Rankst nicht nach oben zu?
O liebes, junges Mädchen, warum
Fluchst deinem Schicksal du?

Kann die Hopfenranke nach oben blüh'n,
Wenn keine Stütze sie hält?
Kann des Mädchens Auge vor Freude glüh'n,
Wenn ihr Kosak ihr fehlt?

6.

Kam aus der Ferne ein Kuckuck geflogen,
Flog durch Feld und Hain;
War aus seinem Fittig eine Feder gefallen
In die Donau hinein.

O gleich der bunten verlorenen Feder,
Die der Strom fortreißt —
Schwindet mein Leben im fremden Lande
Einsam, verwaist!

Floß mein Leben hin wie auf der Welle
Ein einsam Blatt . . .
Fort! was wahr' ich den Goldring, den Er mir
Gegeben hat! —

7.

Vor Weh' mir Herz und Kopf vergeh'n,
Die Thrän' in's Auge bricht;
Hab meinen Liebsten nicht geseh'n,
Nicht gestern, heute nicht!

Scheint mir, daß ich nicht traurig bin,
Mein Herz nicht kummerschwer;
Doch geh' ich aus dem Hause hin,
So schwank' ich hin und her. —

Scheint mir, daß keine Thräne fließt,
Und weine doch so sehr!
Viel fremder Leute Schwarm mich grüßt:
Von Ihm kommt Niemand her!

Mein Liebster, mein Herzlieb verblich,
Schwand meine Sonne hin,
Und Nichts kann mich jetzt freu'n, wenn ich
Allein am Fenster bin!

Mein Liebster, meine Sonne blich,
Des schwarzen Auges Pracht —
Mit wem jetzt plaudre, kose ich
In stiller, dunkler Nacht?

O immergrüner, schlanker Strauch,
Senk' dich herab zu mir!
Herzliebster mit dem schwarzen Aug',
Komm', setz' dich her zu mir!

O immergrüner, schlanker Strauch,
Senk' tiefer dich zu mir!
Herzliebster mit dem schwarzen Aug',
Komm', setz' dich näher mir!

Er hört nicht meiner Stimme Ton,
Mein Lieb ist nicht mehr hier!
Verhüllt jetzt Gras und Raute schon
Die Spur des Fußes mir.

Das Gras, das hohe, werf' ich fort,
Die Rauten reiß' ich aus:
Vielleicht daß dann mein Liebster dort
Zurücke kehrt nach Haus.

Nein, nicht zu suchen geh' ich mehr
Den der mich so betrübt!
Nein, nicht den Einen lieb' ich mehr,
Den ich so sehr geliebt!

Ich streife nicht im Morgenlicht
Beim Schlosse mehr umher;
Ich treffe meinen Liebsten nicht,
Mein Liebster ist nicht mehr!

Ich wandle nicht mehr waldeswärts
Zum Nüssesuchen d'rin —
Der Jugend heit'rer Tand und Scherz
Sind längst für mich dahin!

's ist traurig mich so jung zu seh'n,
Wie Reiz und Herz verdorrt...
Nichts bleibt mir als zum Strom zu geh'n,
Hinabzuspringen dort! —

8.

Zum Niemen zieh' ich;
Heida! mein gutes Thier,
Spring', bäum' dich unter mir!
Liebchen, leb' wohl!

Ziehst du zum Niemen fort, läßt du mich hier allein.
Was aber suchst du dort, sag' mir, Herzliebster mein?
Scheint es dir fern von mir, weit an des Niemens Strand,
Schöner als bei uns hier, bei uns im Vaterland?

Ich ziehe hin, wo
Wild es von Rossen stampft —
Heiß aus der Erde dampft
Feindesblut roth!

Willst dich berauschen im Blute, dem heißen?
Willst dich dem Arm' treuer Liebe entreißen?
Hier hast meine Thränen, hier hast du mein Blut!
Nur zieh' nicht von hinnen und bleibe mir gut!

Nicht weine, mein Lieb!
Ist unser Fest vollbracht,
Kehr' aus der heißen Schlacht,
Kehr' ich zu dir!

Nein, nein, mein Geliebter! kehrst nimmer nach Hause!
Es wird dich verschlingen das Schlachtfeld, das grause;
Sieh' es hält den Kopf trauernd zur Erde dein Rapp:
Auf dem blutrothen Schlachtfelde find'st du dein Grab!

Wenn der Rabe dir zu
Hoch über'm Fenster schreit,
Zu dir vom Meere weit
Eilt dein Kosak!

Senkt der Gipfel der grünen Platanen sich nieder,
Wenn der Eichwald stöhnt, und der Kuckuck ruft wieder;
Wenn unter dir wiehernd hoch bäumt sich dein Rapp,
Dann ruh' ich schon lange im kühlen Grab! . . .

9.

Fliegt ein Adler über's Meer hin,
Himmelauf zu fliegen scheint er;
Grämt sich der Kosak, der alte,
Seine Jugendzeit beweint er.

Spricht: O meine jungen Jahre!
Sagt, wo seid ihr hingezogen?
Seid in Wiesen, seid im Felde,
Seid im grünen Wald verflogen?

Ohne Nutzen, ohne Segen,
Schwindet des Kosaken Beute:
Was er gestern schwer errungen,
Leichten Sinn's vertrinkt er's heute.

10.

Weint und klagt Gregors alte Frau
Wie eine Wachtel, eine Wachtel auf öder Au.

Hat die junge Schwester Windröschen*) gepflückt,
Und fragend auf zur Alten blickt:

— Was bedeuten die Blümlein weiß und roth,
Des Kosaken Leben oder seinen Tod? —

»Die Blumen wuchsen, mein Täubchen, im Walde hier,
Das Unglück pflückte sie, das Unglück gab sie dir!«

Kind weine nicht, trockne die Thränen ab:
Du weckst nie unsern Iwan im kalten Grab! —

---

*) Windröschen — im Kleinrussischen Son trawa — Anemone patens; die Völker der Ukraine schreiben dieser Blume prophetische Eigenschaften zu, und eben deswegen scheint mir obiges Lied der Beachtung werth. Bekanntlich schossen, nach der Mythologie der Alten, die Anemonen aus den Thränen auf, welche Venus über Adonis weinte.

11.

„Sag', Mädchen, wo werden wir schlafen zur Nacht?«
— »Im Schatten dort unterm Tannenbaum,
Der hoch her hinter der Wiese ragt.« —
»Doch worauf, mein Mädchen, schlummern wir ein?«
— »Auf des hohen Rasens schwellendem Flaum,
Das wird unser weiches Bette sein!« —
»Sag', Mädchen, womit wir uns bedecken?«
— »Uns hüllt der Nacht schwarze Decke ein!« —
»Und wer wird am frühen Morgen uns wecken?«
— »Das Gezwitscher der muntern Vögelein!« —
»Und wachen wir auf beim Tageslicht,
Womit waschen wir Hände uns und Gesicht?«
— »Du wäschst mit dem frischen Morgenthau dich,
Ich mit meinen bittern Thränen mich!« —
— »Doch was zum Frühstück essen wir,
Mein Mädchen! eh' wir uns trennen hier?«
— »Du wirst dich von des Waldes Beeren
Ich mich von meiner Schande nähren!« —
»Und hernach mein Mädchen, wohin gehen wir?«
— »Geh' zum Teufel, geiler Verführer du!
Ich fliehe den dunklen Wäldern zu!« —

12. *)

Hoch zwischen Blumen und Wintergrün,
Die auf dem Gipfel des Berges blühn,
Sitzt eine Wachtel und hellen Tons singt sie. —
Auf, auf! junge Burschen, wer fängt sie, wer bringt sie?

Und es spricht der Starost: **) Nein, ich trete zurück,
Mein Roß überklimmt nicht den Felsenrück,
Und die Sonne wird längst untergehn,
Eh' wir auf dem Gipfel des Berges stehn! —

Hoch sitzt die Wachtel und hellen Tons singt sie. —
Wer von euch Burschen wagt es, wer bringt sie?

Und es spricht der Woït: ***) Nein, ich wag' es nicht, u. s. w.

Hoch sitzt die Wachtel und hellen Tons singt sie.
Wer von euch Burschen wagt es, wer bringt sie?

Und es spricht der Chorundshi: †) Nein, ich wag' es nicht, u. s. w.

*) Ein Hochzeitslied, welches ich nebst einigen andern Liedern, einer von Venceslaw Zaleski 1833 in Lemberg herausgegebenen Sammlung von galizischen Volksliedern in russischer und polnischer Sprache entlehnt habe.

**) Starost — Amtmann oder Aeltester eines Dorfes.

***) Woït — Prevôt.

†) Chorundshi — Fahnenträger in einem Kosakenregimente.

Hoch sitzt die Wachtel und hellen Tons singt sie.
Wer von euch Burschen wagt es, wer bringt sie?

Da ruft alles Volk in wildem Hauf:
»Der junge Basil, der steigt hinauf!
Der wird auf des Berges Spitze gelangen,
Noch ehe die Sonne untergegangen!
Sein falber Hengst ist schnell wie der Wind,
Er überspringt Felsen und Sträuche geschwind —
Er wird auf den Gipfel des Berges gelangen,
Und Basil die singende Wachtel fangen!«

Die Wachtel dort oben ist die junge Marie. —
Der brave Kosak schaut hin auf sie —
Und er wirft von sich sein blank Geschoß;
Und er spornt sein Roß, sein falbes Roß,
Kommt auf dem Gipfel des Berges an —
Bei der Hand nimmt er Maria dann,
Führt sie ihrem Vater entgegen
Und bittet um seinen Segen.

13.

Beugen sich die dichten Zweige
Vor dem Hauch des Windes —
Feld entlang die schwarzen Augen
Späh'n des lieben Kindes.

Beugten sich die dichten Zweige,
Doch nach oben kehren —
Späh'ten lang die schwarzen Augen,-
Füllten sich mit Zähren.

Weiden, die ich selbst gepflanzet,
Stehn am Bach und rauschen —
Des Kosak, des Liebsten Stimme
Wirst du nimmer lauschen!

Der Kosak ist fortgeritten
Nach der Desna *) Borden,
Wachs' noch junges Mädchen, bis es
Wieder Frühling worden!

Wuchs wohl, wuchs das junge Mädchen;
Wieder Frühling ward es —
Weinte, weinte heiße Thränen:
Des Kosaken harrt es.

*) Desna — Fluß, welcher sich in den Dniepr ergießt.

O, nicht weint mehr, schwarze Augen:
Er wird nie der Meine!
Denn wir schwuren Liebe bei des
Mondes falschem Scheine.

Schmerzen, schmerzen meine Augen,
Ist mein Herz voll Wehe!
Scheint mir wüst die Erde — nimmer
Ich den Liebsten sehe! —

14.

Mein Mädchen, viel schöne, viel stolze Maid!
Warum kamst du nicht gestern zur Abendzeit?
»O, wie kann ich, mein Lieber, zu dir gehen,
Wenn mich rings die bösen Menschen umspähen?«
Laß sie schwatzen mein Kind, sich tadelnd geberden;
Es wird kommen die Zeit wo sie ruhig werden.
»Doch bis die Zeit kommt, meine Ehre sie nehmen,
Und muß ich dann lebelang weinen, mich grämen!«
O mein Mädchen, was schaust du so traurig d'rein,
Wie der dunkle Hollunder am Ufer allein!
Solltest fröhlich sein, solltest lächeln und kosen,
Wie zur Zeit der Blumen die duftenden Rosen!
O lieb' Mädchen, werf' ich mein Aug' auf dich hin,
Wie schön du mir scheinst, wie ich stolz auf dich bin!
Dem Fischlein, das ohne Wasser darbt, gleich,
Bin ich ohne dich schmachtend und kummerbleich!
»Und auch ich liebe dich, mein Kosak, meine Freude!
Strafe Gott die bösen Menschen, die uns trennen, uns Beide!«

15.

Dunkel ist die Nacht, ich fliege
Durch die Nebel, die rings ziehn —
O mein armer Kopf, wo leg' ich
Dich heut Nacht zur Ruhe hin?
Ist's im Feld, auf nackter Steppe —
Ist's im grünen Wiesenrain? —
Oder wird's am weichen Busen
Meines jungen Mädchens sein?
Das mich toll gemacht, bezaubert
Durch die schwarzen Aeugelein! —

16.

Schwang vom Wald', vom dunklen Walde,
Kuckuck sein Gefieder —
Setzt sich in der grünen Halde
Eines Gartens nieder.

Fragt Mariechen ihn, die Kleine:
Sollst mir prophezeien!
Leb' ich lange noch alleine,
Werd' ich balde freien?

Kuckuck hat das Wort gehöret,
Spricht: Kannst fröhlich seien!
Wirst, noch eh' der Abend kehret,
Wirst noch heute freien! —

Daß du sieben Jahr' lang, Kuckuck,
Kein Gehör mehr findest!
Weil du mir, die noch so jung bin,
Nicht die Wahrheit kündest. —

17.

Hat die Frau den Mann geschlagen,
Ist der Mann zu klagen geschritten —
Hört er sich vom Richter sagen:
Er soll selbst um Verzeihung bitten!
Sitzt die Frau mit gekreuzten Beinen
Hoch auf dem Ofen bequemlich —
Steht der Mann, in der Hand den kleinen
Hut, bei der Thüre dämlich:
»Bitte, verzeih' mir, lieb Weibchen,
Daß du mich geschlagen, mein Täubchen!
Werd' auch nach dem Markte laufen,
Dir Meth und Bier zum Geschenke kaufen!«
— Ach vom Meth schmerzt mir der Rücken,
Und das Bier macht's Blut verdicken,
Kauf' mir lieber Branntewein,
Das wird mir viel gesunder sein.
Aber hör', noch einen Willen
Sollst du, Bauer, mir erfüllen:
Vor mir tanzen, eh' du gehest,
Sollst du, tanzen wo du stehest! —
Ruft erfreut der Bauer da:
»Ei, du meine Liebe!
Sieh', ich tanz', ich tanze ja,
Sei nicht mehr so trübe!«

Wundert euch, ihr Herren, nicht,
Wie das Spiel gespielt,
Daß der Mann zum Tanze fliegt,
Wenn die Frau befiehlt.
Unsre Zeit ist so verstockt,
Daß — um's kurz zu sagen —
Wem die Prügel aufgehockt,
Der muß die Schuld auch tragen.

18.

Sprach zum Mond die Abendröthe:
»Du mein ewiger Gefährte!
Geh' nicht auf vor mir: vereine
Deinen Glanz mit meinem Glanze,
Erd' und Himmel zu erleuchten,
Zu erfreun das Thier der Steppe,
Und den Wanderer, den müden,
Der zur fernen Hütte kehret
Auszuruhn am heim'schen Herde.«
Sprach Mariechen zum Geliebten:
»O, mein Iwan, mein Verlobter!
Mach' nicht vor mir Haus: zusammen
Wollen wir uns niederlassen,
Und mit Freude füll'n zwei Häuser,
Unsrer beiden Väter Häuser.«

19.

Auf ein Grab setzt der Kosak sich,
Finsterm Sinnen hingegeben,
Und tief seufzt er, seine Blicke
Fern hin zur Ukraine schweben.

Und kein Lüftchen weht — der Sonne
Letzte Strahlen abwärts schweifen;
Oed' ist's ringsum — nur die Donau
Fließt inmitten grüner Streifen.

Spricht also das Grab zum Winde:
»Ruhe Wind, nie mehr zu wehen!
Daß die Blumen nicht verwettern,
Die auf meinem Haupte stehen.«

Der Kosak: »Daß Schilf dich decke!
Mögst du fischlos sein und trübe!
Strom, der mich zur Fremde führte,
Mich getrennt von meinem Liebe!

Denke noch des heim'schen Ufers,
Und des Bergs, der's überragte;
Auf der Brücke scheidend stand ich,
Als mein Vater zu mir sagte:

»»Laß mich nicht — ich bin so alt schon —
Hier allein vor Kummer sterben!
Bleibe! Wirst verwaist sonst selber
Einst in fremdem Land verderben!

Fort trägt dich die wilde Donau;
Wenn dir Unglück und Gefahr dräut,
Kann ich dir die Hand nicht reichen —««
O, mein Vater sprach die Wahrheit!«

---

20. *)

Wie er schön ist, wie er grün ist
Der Hollunder auf der Wiese:
Doch viel schöner noch und zarter
Ist Maria, die geliebte!
Wenn sie steht vor ihrer Pforte,
Glänzt sie wie die Morgenröthe;
Tritt sie ein zum Flur des Hauses,
Scheint sie gleich dem Abendsterne
Hinterm Wolkenflor verschwindend.
Kehrt sie heim in ihre Wohnung,
Die Kosaken alle stehend
Ziehen ab die Mützen, fragend:
»Bist du nicht des Zaren Tochter?
Bist du eines Königs Kind?«
— Nein, sagt sie, ich bin Maria,
Des Kosaken Iwan Tochter! —

---

*) Man singt dieses Lied während des Weihnachtsfestes.

21.

chon fällt auf die Steppe das nächtliche Graus,
d noch bleibt mir ein langer Weg bis nach Haus.
dies einsame Bäumchen bind' ich mein Thier,
aber werde schlafen auf dem Grabe hier . . .
ch woher kommt das junge Mägdlein dort?
rührt die Schulter des Kosaken und sagt ihm dies Wort:
teh' auf, mein Kosak! Genug ist's der Ruh',
dein Roß steig', eile dem Lager zu;
der Stille der Nacht die Tataren nah'n,
und dein müdes Rößlein zu fah'n.
dem Rößlein, dem müden, hat's keine Noth:
Kosak kauft ein neues, ist das alte todt —
wenn dir ein Tatar den Kopf abhieb',
würde aus mir, deinem jungen Lieb?«

———

22.

Schmied! warum schmiedest du heute nicht?
Schon lange ist's Tag!
Warum weckst du deine Leute nicht,
Und bist selbst nicht wach?...
O wir wissen was dich plagt!
Deine Tochter ist entbunden
Von einem Knaben zur Nacht,
Ist aus dem Hause verschwunden,
Hat ihn zum Graben gebracht.
Dort im tiefen Wasser hat sie ertränkt das Kind,
Und sie sprach zum fliehenden Morgenwind:
»Höre auf zu wehen, du stiller Wind!
Wo bist du, grauser Orkan?
Komm und jage die schwarzen Wolken heran,
Daß die Wege, die zu diesem Graben führen,
Sich im Wasser verlieren!
Daß die Menschen davon keine Spur mehr sehen,
Und nicht mehr Wasser zu schöpfen zum Graben gehen,
Daß sie nicht mein liebes Kind aufwecken,
Daß sie nicht mein trübes Herz erschrecken!«

23.

Ist dies die Quelle, die mich gelabt und getränkt?
Ist dies das Mädchen, dem ich mein Herz geschenkt?
O böses Geschick!
Mein Mädchen, mein Glück
Einem Andern gehört!

ſt der Quell dies, wo badend die Taube saß?
ſt die Maid dies, die ich zum Weib erlas?
O böses Geschick! u. s. w.

ı, der Quell ist derselbe, doch die treulose Maid
ıt mich vergessen seit langer Zeit!
O böses Geschick! u. s. w.

der Quell überschüttet mit goldenem Sand,
cht das Mädchen einem andern Kosaken die Hand.
O böses Geschick! u. s. w.

Kraut ist bewachsen zur Quelle der Weg,
andrer Kosak führt mein Mädchen hinweg!
O böses Geschick! u. s. w.

:auschen die Weiden, die am Bache stehn,
der Liebsten die Kosaken zur Kirche gehn.
O böses Geschick! u. s. w.

Eine führt sie beim Arm, der Andre faßt sie bei der Hand,
schwerem Herzen in der Ferne ein Dritter stand.
allein — es war bleich wie die Wand sein Gesicht;
bte so das Mädchen und bekam es nicht! —

24.

In der Morgenfrühe
Durch die Wiese geh' ich,
Den Kosaken seh' ich —
Sonne, heller glühe!
Wiese, duft'ger blühe!
Gras, erneue dich!
Kosak, freie mich!
Willst du mich nicht frein,
Komm als wollt'st du's, zu mir,
Denn die Nachbarn mein
Lassen keine Ruh mir;
Sagen: »Er hat dich betrogen,
Und jetzt kommt er nicht mehr;«
Sagen: »Er hat dich belogen,«
Und das kränkt mich so sehr!
»O mein Kind, mein liebes!
Wohl beim Alten blieb es,
Wäre längst gekommen,
Hätt' dich mitgenommen,
Mit an meinem Arm —
Doch der Vater zürnt,
Sagt du seist zu arm;
Will mir nie verzeihn
Dich so arm zu frein.«

— O du treuloser Mann,
Wär' ich reicher als du:
So spuckt' ich dich an,
Deinen Vater dazu!
Will zur Zauberin gehn,
Von ihr Hülfe erflehn . . .
— Freundin! hör' mich Betrübte:
Mich verläßt den ich liebte! —
Und die Zauberin spricht:
»Mädchen, gräme dich nicht!
Sei nicht trüb, meine Traute,
Bist noch grün wie die Raute;
Laß dem Herzen nicht bang sein,
Deine Jugend wird lang sein,
Ist dir untreu der Eine
Wird ein Andrer der Deine!
Wenn die Rauten beginnen
Zu blühen im Feld,
Kommt, dich zu minnen,
Ein wackerer Held.
Doch der dich verstoßen,
Wird kein Weib je umschließen,
Bis dem Mühlstein, dem bloßen,
Grüne Raden entsprießen.«
Das Mädchen sofort
Verstand den Sinn
Vom dunklen Wort
Der Zauberin,
Der wundersamen,
Nahm Rautensamen,
Auf den Weg ihn zu legen;
Und sieh, es fiel Regen,
Und es sproß das Kraut,

Und Blätter gewann es;
Und das Mädchen ward Braut
Eines schmucken Mannes ...
Doch dem Mühlstein, dem bloßen,
Keine Raben entsprossen!
Der Kosak ist jetzt alt schon,
Sein Hauptchaar ist grau,
Im Herzen ist's kalt schon,
Und er hat noch keine Frau! —

Vom Kosaken Baida. *)

Berestetschek der Stadt, der berühmten Stadt,
ft Baida an Meth und Branntwein sich satt;
nicht wenig trinkt Baida: in Einem fort
velgt er zwei Tage, zwei Nächte dort.
ckt der Sultan der Türken Gesandte hin,
einladen Baida, soll zu ihm ziehn:

grüße dich, Baida, berühmter Held!
mein treuer Vasall du im Frieden und Feld,
sollst die Prinzessin, meine Tochter frein,
st Herr der ganzen Ukraine sein!«

lucht, Sultan, ist der Glaube dein,
häßlich, Sultan, dein Töchterlein!
rief der Sultan die Haiducken zur Stell':
f! fangt diesen Baida und bringt ihn mir schnell!
eift diesen Baida und bindet ihn,
hängt ihn bei der Seite an den Baum dort hin!«

Baida ist ein in der Geschichte Kleinrußlands ganz unbekann-
ne. Einige sind der Meinung, dieses Lied beziehe sich auf
nischen Fürsten Dimitri Wasznioviecki, welcher von
IX. Hospodar der Moldau, nach Konstantinopel geschickt,
ter Soliman II. eines ähnlichen Todes starb.
Maximowitsch, dessen Sammlung ich dieses Lied zu verdanken
t der Meinung es beziehe sich dasselbe auf die Begebenheiten des
1674, und mit dem türkischen Sultan sei Muhamed IV. gemeint.

Und der viel kühne Baida, in Einem fort
Hängt er zwei Tage, zwei Nächte dort.
Und baumelt dort Baida, das ihn verdroß,
Und er sucht mit den Augen sein schwarzes Roß;
Und hängt dort Baida vom Baume herab,
Und er sucht mit dem Blick' seinen jungen Knapp':

Du mein junger Knappe! auf, eile schnell,
Und bring meinen strammen Bogen zur Stell',
Meinen Bogen und meinen Köcher hol',
Meinen Köcher mit spitzen Pfeilen voll!
Mein Auge erspäht drei Tauben von fern,
Davon schöß' ich eine für den Sultan gern,
Die zweite soll der Sultanin sein,
Die dritte dem holden Töchterlein!

Und er spannt seinen Bogen — der erste Pfeil fliegt,
Und todt der Sultan im Blute liegt;
Trifft der zweite die Schulter der Sultanin,
Fährt der dritte durch's Haupt der Tochter hin.

Und Dank dir Sultan, daß ich gehängt!
Hättest wissen sollen wie man Baida fängt.
Hättest ihm sollen den Kopf absägen,
Seinen Leichnam in tiefe Erde legen,
Mit Geld bestechen seinen treuen Knappen,
Auf die Seite schaffen seinen Rappen!

Paley *) in Sibirien.

Hoch steigt die Sonne Morgens,
Tief Abends untergeht —
Lebte früh Herr Paley in Freuden,
Traf ihn das Unglück spät!

Hell scheint die Sonne Morgens,
Verdunkelt sich zur Nacht;
Herr Paley, groß und mächtig einst,
Jetzt in Sibirien klagt.

»Und hör' mich, braver Bursch' du,
Komm mit mir, treuer Knapp'!
Komm mit mir um zu beten
Zu Gottes Kapelle hinab!

Ich will inbrünstig beten,
Knien vor dem Heil'genbild;
Ich bin wie ein Greis gemagert,
Und nichts mein Wehe stillt!

*) Paley, Sohn eines einfachen Kosaken, lebte gegen das Ende des XVII. und zu Anfange des XVIII. Jahrhunderts. (Er starb den 18. Januar 1710.) Es ist dies ohne Zweifel die poetischste Person in der ganzen Geschichte Kleinrußlands. Sein Leben war ein fortwährender Kampf gegen die Polen, Tataren, Türken, Schweden u. s. w. Todfeind von Maseppa, gerieth er zweimal auf Veranlassung desselben in Gefangenschaft. Das erste Mal sperrten ihn die Polen in Magdeburg ein, von wo er mit Hülfe seiner treuen Kosaken wieder entwich; das zweite Mal wurde er nach Sibirien verbannt, jedoch nach dreijährigem Exil von Peter dem Großen zurückgerufen. Es geschah dieses kurz nach dem Verrath Maseppas.

Wie ein Greis bin ich gemagert,
  Ich will zum Höchsten flehn
Für meine schuldige Seele;
  Mög' er mich gnädig ansehn!«

Und giebt ihm der treue Knappe
  Einen Stock in seine Hand,
Und gürtet um seine Lenden
  Ein grobes Bußgewand.

Nicht ging allda Herr Paley
  Zu frommem Gebete hin —
Er ging sich selbst zu züchtigen,
  That's mit zerknirschtem Sinn.

Herr Paley kehrt und setzt sich
  Vor seiner Hütte Schwell',
Schlägt der Pandora Saiten
  Und singt ein Liedlein hell:

»Unglücklich ist das Leben
  In dieser Jammerwelt;
Der stickt sein Kleid mit Golde
  Und vergißt was dem Herrn gefällt.

Der Andre darbt in Sibirien
  Vergessen und verbannt,
Verwaist wie eine Eiche
  Auf weitem, wüstem Land!«

Anmerkungen.

---

1 u. 2) Beschtau und Maschuk. Den Vorposten der großen Kette des Kaukasus, von der Steppe aus betrachtet, bilden die Berge von Pjätigorsk — ein russisches Wort, gleichbedeutend mit dem tatarischen Besch-tau, korrumpirt von Besch-dagh, d. i. die 5 Berge. Die Schluchten des Beschtau sind die alte Heimat desjenigen Tscherkessenstammes, welchen wir jetzt mit dem Namen der Kabarder bezeichnen. Südwestlich von Georgiewsk, auf dem Wege nach Konstantinogorsk, erheben sich in geringer Entfernung von einander vier dieser waldumkräuselten Berge, deren Kette mit einem hohen Kamme, genannt der Eselsrücken, zusammenhängt, und zwar solchergestalt, daß durch diese Vereinigung eine kesselförmige Oeffnung sich bildet, aus deren Mitte der fünfte und höchste Berg, der Beschtau — wovon der ganze Höhenzug seinen Namen hat — hervorsteigt. Sein Gipfel ist fast fortwährend von Wolken umhüllt und bildet ein steil abfallendes Plateau von so kleinem Umfange, daß kaum zehn Menschen Platz darauf finden würden. Von den übrigen vier Bergen verdient hier nur der Maschuk, oder Matschuka, an dessen Fuße die heißen Schwefelquellen entspringen, besonderer Erwähnung. Der Gebirgsarm, durch welchen der Beschtau mit der großen kaukasischen Kette zusammenhängt, läuft zwischen der Kuma und dem Kuban hindurch, südwestlich immer höher und höher steigend, bis er sich zuletzt mit dem Elborus, dem höchsten aller Berge des Kaukasus, vereint.

3) **Arba** — oder Araba, bezeichnet hier (zum Unterschiede von den türkischen, eleganten Araba's) ein die rohesten Anfänge des Wagenbaues offenbarendes, unbeholfenes Fuhrwerk, getragen von zwei seltsam hohen und breiten Rädern, welche den eigentlichen, meist sehr schmalen Wagenkasten weit überragen. So weit des Uebersetzers eigene, auf vieles Fahren mit der Araba sich stützende Kunde reicht, werden die Räder dieses Urwagens niemals geschmiert, weshalb sie zu ihrer, immer äußerst langsamen Fortbewegung auf den schlechten Gebirgswegen, meist mehrerer Gespann Ochsen bedürfen. Die Araba, eine wahre Qualmaschine für ungeduldige Gemüther und feine Ohren, kündet sich dem Wanderer im Gebirge immer schon von Weitem durch das entsetzliche Knarren ihrer tiefeinfurchenden Räder an, weshalb bei der Schilderung eines solchen Fuhrwerks das Beiwort „knarrend“ so nothwendig dazu gehört, wie das Auge zum Gesichte.

4) **Burka** — der unter allen kaukasischen Völkern gebräuchliche, kurze, zottige Filzmantel, der mit der rauhen Seite nach Außen getragen wird.

5 u. 6) **Eisenberg** und **Schlangenberg** — zwei zu der Kette des **Beschtau** gehörende Berge.

7) **Schattberg** — gleichbedeutend mit **Elborus**. Der Schattberg, oder Elborus (beide Namen sind gleich gebräuchlich im Kaukasus), das kühnste und herrlichste Gebilde der vulkanischen Kräfte, welche der großen Gebirgskette ihr Dasein gegeben, erhebt sich selbständig aus den ihn umlagernden Vorbergen durch ein, gegen 10,000' hohes, von seltsam gezackten Felsenmassen durchbrochenes und überragtes Längenplateau. Die steil abfallenden Felsen bilden eine kraterähnliche Höhlung, aus deren Mitte die beiden konisch geformten, ewig mit Schnee bedeckten Spitzen des Elborus emporsteigen, dessen Erhebung über den Meeresspiegel gegen 16,000' beträgt. Südöstlich vom Elborus, zuneben der weiter oben beschriebenen großen Gebirgsstraße, erhebt sich der etwa 15,400' hohe **Kasbek**, welcher gleichsam den Mittelpunkt der Hauptgebirgskette des Kaukasus bildet.

8) **Baschlik** — ein regendichter, warmer Kopfüberzug, in Form dem zum Ueberschlagen bestimmten, hintern Obertheile eines **Burnus**, oder einer Mönchskapuze vergleichbar. **Baschlik** ist ein turko-tatarisches Wort, und würde sich wörtlich am nächsten über-

setzen lassen durch „Kopfbedeckung," wodurch aber für den deutschen Leser die Sache nur mangelhaft bezeichnet wäre, denn das Baschlik wird nicht statt der Mütze, sondern über der Mütze getragen, und bedeckt zugleich Schultern und Nacken.

9) Im Schatten alter Mispelbäume. Es ist hier die Alpenmispel — mespilus cotoneaster — gemeint, welche im Kaukasus in ungewöhnlicher Größe vorkommt. Das Adjektivum кизиль, welches Lermontoff zur Bezeichnung des Baumes angewandt hat, kommt, so weit des Uebersetzers Kenntniß reicht, in keiner slavischen Sprache vor, und ist nichts anderes als das hier nur mit russischen Buchstaben geschriebene turko-tatarische Wort قزل

10) Beiram — ein unserm Osterfeste vergleichbares Fest der Moslemin, folgt unmittelbar auf den Ramasan, oder Fastenmonat, und währt drei Tage. Der Beiram nimmt seinen Anfang, sobald von den dazu angestellten Schriftkundigen der Neumond verkündigt wird. Als bewegliches Fest hat er das Eigenthümliche, im Verlaufe von 33 Jahren in alle Jahreszeiten und alle Monate des Jahres zu fallen, weil die Türken nach Mondenjahren rechnen.

11) Usdén — tscherkessischer Edelmann. Seit Alters haben die Tscherkessen ihre erblichen Standesunterschiede, welche sich jedoch mit der Einführung des Islam durch die nivellirenden Satzungen des Koran wesentlich verwischt haben. Die waffentragenden Männer (so genannt im Gegensatz zu den Sklaven, welche keine Waffen tragen dürfen), zerfallen in drei Klassen: Pschi (Fürsten), Usdéne oder Work (Edelleute) und Tokav (Freie). Die Sklaven oder Leibeigenen, deren große Masse aus Kriegsgefangenen besteht, sind lediglich darauf angewiesen, den Acker zu bebauen, das Vieh zu hüten und die Arbeiten des Hauses und Stalles zu besorgen. Die Pschi und Usdéne besaßen früher große Vorrechte, und standen ungefähr in demselben Verhältniß zu der übrigen Bevölkerung, wie bei uns die Fürsten und Ritter des Mittelalters. Der Mißbrauch, den sie mit ihrer Gewalt trieben, veranlaßte, daß man ihnen dieselbe ganz nahm, und heutzutage unterscheiden sie sich von den Tokav oder Freimännern durch Nichts, als durch ihre angestammten Titel. Trotzdem sind die drei Klassen insofern von einander geschieden, als sie sich durch eheliche Verbindungen nie vermischen.

12) Furchtbar erhebst du, Berg Scheitan — Scheitan heißt im Türkischen der Teufel, und ich würde deshalb einfach „Teufelsberg“ übersetzt haben, wenn die Bezeichnung Berg Scheitan oder Scheitansberg nicht bereits eine in der Geographie angenommene wäre.

13) Beschmét — ein enganliegender, kurzer seidener Halbrock.

Berlin, gedruckt in der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker).

Friedrich Bodenstedt's

Gesammelte Schriften.

Achter Band.



Friedrich Bodenstedt's

Gesammelte Schriften.

Gesammt-Ausgabe

in

zwölf Bänden.

Achter Band.



Berlin 1866.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

William Shakespeare's

Sonette

in Deutscher Nachbildung.

> Unsere Sprache kann sich keiner Sonette rühmen, die denen Shakespeare's auch nur annähernd gleichkämen, außer den wenigen — so ernsten, so majestätischen — Ergüssen Milton's.
>
> Alexander Dyce.



Berlin 1866.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

Inhaltsverzeichniß.

Inhaltsverzeichniß.

Zweite Abtheilung.

Seite

Dritte Abtheilung.

Vierte Abtheilung.

Einleitung.

O sähn wir Dich auf's Neue, süßer Schwan
Vom Avon, ziehn auf Deiner stolzen Bahn!
Sähn wir der so Elisabeth erfreute,
Und Jacob, Deinen hohen Flug noch heute
Am Themsestrand! — Doch schon am Himmel dort
Strahlst Du — o Stern der Dichter, strahle fort!

Ben Jonson.

In seinen Dramen erscheint uns Shakespeare so unnahbar hoch, so unbegreiflich groß, daß wir uns danach kein rechtes Bild noch Gleichniß des Mannes machen können, der wie ein Gott sich hinter seiner Schöpfung verbirgt. In seinen Sonetten aber, die Wordsworth mit Recht den Schlüssel zu seinem Herzen genannt, tritt er uns menschlich nahe, zeigt sich uns im Wechsel trüber und heiterer Stimmungen, in Leidenschaften, Schwächen und Irrungen wie wir. Unsere Ehrfurcht vor ihm wird dadurch nicht vermindert, sie wächst vielmehr noch mit unserer Liebe zu ihm, wenn wir sehen, welch' dunkle und steile Pfade ihn emporführten zu den reinen Höhen der Kunst.

Ist es nicht ergreifend, wenn wir den gewaltigen Mann, der Allem was er berührte unsterbliches Leben gab, selbst klagen hören über die Gebrechen der Sterblichkeit? Wenn wir ihn, der das Treiben der Menschen ganz durchschaut und innerlich so hoch darüber steht, doch leiden und äußerlich so tief gedemüthigt sehen durch dieses Treiben, daß er sich den Tod wünscht und das Schicksal anklagt, welches ihn gezwungen in verachtetem Stande zu leben, der sein eigentliches Wesen entweiht, ihm eine fremde Farbe giebt, wie der Hand des Färbers sein Handwerk?

An wen immer diese Sonette gerichtet sein mögen, ob an Geschöpfe der Einbildung oder der Wirklichkeit: der Dichter selbst spricht aus ihnen in seinem eigenen Namen und läßt uns nicht blos in die verborgensten Falten seines Herzens sehen, sondern enthüllt uns auch das letzte Geheimniß seiner Kunst:

„Was ist so arm an Neuheit mein Gedicht,
Statt wechselnd nach der Mode sich zu schmücken?
Warum versuch' ich wie die Andern nicht
Prunkvoll, gespreizt und neu mich auszudrücken?
Warum trägt mein Gedanke immerfort
Ein und dasselbe Kleid, schlicht und gewöhnlich,
Daß ich leicht kennbar bin, fast jedes Wort
Auf seinen Ursprung zeigt: auf mich persönlich?
O wisse, süße Liebe, immer sing' ich
Nur Dich allein, Du meines Liedes Leben!
Mein Bestes neu in alte Worte bring' ich,
Stets wiedergebend was schon längst gegeben,
Denn wie der Sonne Auf- und Untergang
Alt und doch täglich neu ist mein Gesang.“

In solchen und ähnlichen Sonetten offenbart sich der ganze Shakespeare mit seiner erhabenen Einfalt, mit der Macht ächter Schönheit und dem Wohllaut der Wahrheit.

Seine poetischen Vorläufer und Zeitgenossen, Surrey, Watson, Sidney, Daniel, Drayton, Constable, Spenser und Andere haben uns Hunderte von Sonetten hinterlassen, welche an Reichthum der Bilder, Anmuth des Ausdrucks und wechselndem Wohlklang des Rhythmus, kurz: an äußerer Schönheit, den seinigen durchaus nicht nachstehen und doch — mit wenigen Ausnahmen — uns heute kühl anmuthen, ja einen abgestandenen Eindruck machen mit ihrer konventionellen Schäfer- und Götterwelt, ihren zierlichen Ge-

fühlen und melodischen Seufzern, weil wir bald gewahren daß kein warmes Herz darin schlägt, daß keine mächtige Persönlichkeit dahinter steht.

Die Macht und Weihe der Persönlichkeit des Künstlers ist es im letzten Grunde allein, was den Kunstwerken ewiges Leben giebt.

Und die Macht und Weihe seiner Persönlichkeit ist es auch allein, was Shakespeare von seinen Zeitgenossen unterscheidet und allen seinen Werken — jeglichem nach seiner Art — ihr ganz eigenthümliches Gesicht giebt, mit welchem sie in die Welt hinausschauen und Bewunderung wecken werden so lange die Welt besteht.

In seinen Dramen läßt er die Sonne seines Geistes leuchten über Gerechte und Ungerechte, als ob ihm diese so lieb wären wie jene, daß sie wachsen vor unsern Augen und glücklich oder unglücklich werden, je nachdem sie sich selbst ihr Schicksal bereiten. Hier vergessen wir den Dichter über seinen Geschöpfen, vergessen daß er es ist, von dem sie ihr ewiges Dasein empfingen, und nehmen so lebendigen Antheil an ihren Schicksalen, als ob sie uns nächststehende leibhaftige Menschen wären.

In seinen Sonetten aber sehen wir nur den Menschen im Dichter vor uns, und welche bunte Welt er auch unsern Blicken enthüllt: er selbst bleibt immer der Mittelpunkt dieser poetischen Welt und die delphischen Worte welche wir vernehmen, sagt kein Hamlet, kein Lear, kein Prospero: sie tönen aus seinem eigenen Munde.

Und doch erinnern sie uns an alles Bedeutendste in seinen Dramen, bieten uns eine Fülle verwandter Klänge, Gedanken, Betrachtungen und Stimmungen.

Es ist uns, als ob er diese Sonette geschrieben haben müsse bevor oder während er »Romeo und Julie« dichtete, jene während er mit »Hamlet« beschäftigt war, andere während er »Richard III.« oder »König Lear« dichtete; wieder andere

während seine Lustspiele entstanden, von welchen besonders »die Komödie der Irrungen,« »die beiden Veroneser,« »Verlorene Liebesmühe« und »der Kaufmann von Venedig« viele Anklänge bieten. Wir entdecken zwischen ihm und seinen Helden einen geheimnißvollen, innigen Zusammenhang; der Schleier, hinter welchem der große Künstler sich verbarg, ist wenigstens etwas gelüftet und das giebt den Sonetten, die an und für sich schon ächte Perlen sind, einen doppelten Werth und Reiz.

Auch in seinen Dramen steht uns nun der Dichter nicht mehr so fern; wir sehen daß sie mit seinem Herzblute getränkt sind und daß er, der die menschlichen Leidenschaften mit so erschütternder und erhebender Gewalt zu schildern vermochte, sie selbst erfahren, aber siegreich überwinden mußte, um sie durch die Kunst zu verklären.

Die Sonette bilden eine Perlenschnur, die von den Jünglingsjahren des Dichters sich fortschlingt bis in sein reifes Mannesalter und unser einziger Leitfaden ist, wenn wir einen Zusammenhang suchen zwischen den dürftigen, beschränkten Verhältnissen seiner frühesten Jugend und der weltumspannenden Höhe auf welcher er in seinen Tragödien steht.

Der Grund, weshalb diese wundervollen Gedichte, denen sich keine ähnliche Sammlung in irgend einer Sprache auch nur entfernt vergleichen läßt, in Deutschland noch nicht die verdiente Würdigung und Verbreitung gefunden haben, ist wohl hauptsächlich in dem Umstande zu suchen, daß das Verständniß des Urtextes allerlei Schwierigkeiten bietet, während die vorhandenen Uebersetzungen, im Ganzen genommen, mehr dazu angethan sind die Schönheiten des Originals zu verhüllen, als zu offenbaren.

Dieser Punkt ist ausführlicher erörtert in einer dem Gegenstande besonders gewidmeten Abhandlung, welche als Schlußwort den Sonetten folgt und auf welche ich meine freund-

lichen Leser verweise, deren Geduld ich nicht von vornherein ermüden will durch Ausführungen, die doch erst nach dem Lesen der Sonette recht zu verstehen sind.

Zu bemerken ist nur noch, daß die Sonette hier in einer neuen Reihenfolge erscheinen, deren ausführliche Rechtfertigung das Schlußwort enthält und deren Verhältniß zum Urtext in einer vergleichenden Uebersicht dargelegt ist.

In dem Schlußworte wird auch die Methode erörtert, welche ich bei dieser neuen Uebersetzung befolgt habe und ein durch Beispiele belebter Rückblick geworfen auf Shakespeare's Vorläufer im Sonett, sowie auf die eigenthümlichen und mannigfaltigen Freiheiten, welche alle englischen Sonettisten bei der Aneignung der fremden, ursprünglich Petrarka entlehnten Form sich erlaubten. Es werden endlich darin die verschiedenen und meistens höchst wunderlichen Urtheile und Meinungen angeführt, welche theils über die Sonette selbst, theils über die geheimnißvollen Personen an welche dieselben gerichtet sein sollen, in Umlauf gekommen sind; kurz: es wird Alles darin erörtert, was zur Sache gehört, aber in dieser Einleitung nicht am Platze sein würde. Die ganze Einleitung würde überflüssig sein, wenn Shakespeare als Lyriker schon so eingebürgert bei uns wäre wie als Dramatiker. Allein das ist er noch nicht. Möge diese neue, mit liebevoller Hingebung begonnene und ausgeführte Uebersetzung dazu beitragen, daß er es werde!

Denn alle Bilder und Denkmale, die man dem unsterblichen Genius geweiht hat, geben keine so würdige Vorstellung von ihm wie seine eigenen Werke. Darum sang Milton, ein Fürst unter den Dichtern, in freier Huldigung sich beugend vor Shakespeare, dem Könige der Dichter, diese erhabenen Verse:

„Wozu braucht meines Shakespeare hehr Gebein
Ein hochgethürmtes Monument von Stein?
Wozu soll sich sein heiliger Staub hienieden
Verbergen unter stolzen Pyramiden?
Du theurer Sohn des Ruhms, sein großer Erbe,
Was brauchst Du Stein daß nicht Dein Name sterbe?
In unserm Geist, der Dich bewundernd nennt,
Schufst Du Dir selbst ein dauernd Monument:
Wir schöpfen aus den Blättern Deiner Werke
Gleichwie aus Göttermunde Trost und Stärke:
Du machst durch Deines Geistes hohen Schwung
Uns selbst zu Marmor vor Bewunderung,
Um solche hehre Ruhstatt zu erwerben,
Daß um solch Grabmal Könige möchten sterben.“

Erste Abtheilung.

---

1 — 44.

1.

Die himmlische Rhetorik Deiner Augen,
Wogegen keine irdischen Gründe taugen,
Verführte mich, — darf mich die Welt beschuldigen
Weil ich ihr treulos ward um Dir zu huldigen?
Die Fraun verschwor ich und gemeinen Triebe,
Doch da Du Göttin, gilt mein Schwur nicht Dir!
Mein Eid war irdisch — himmlisch meine Liebe,
Drum Deine Huld sühnt alle Schuld in mir!
Mein Eid war Hauch, und bloßer Dunst ist Hauch.
Du schöne Sonne! wenn Dein reines Licht
Den Dunst verscheucht, so bist Du schuldig auch,
Denn Du brachst mein Gelübde — ich that's nicht!
Und that ich's: welcher Thor wär' so von Sinnen
Es nicht zu thun, ein Eden zu gewinnen.

2.

Wie oft, wenn Deine zarten Finger springen [1]
Ueber das Holz, beglückt durch ihr Berühren,
Daß wunderbare Weisen ihm entklingen,
Die wohllautvoll mein Ohr und Herz verführen,
Beneid' ich diese Tasten, wie sie nippen
Glückseligkeit von Deiner Hand gespendet,
Derweil erröthend meine armen Lippen
Ihr Anrecht sehn an kühnes Holz verschwendet.
Gern würden sie um solche Wonnen tauschen
Mit jeder Taste, die sich tanzend bückt:
Wenn lieber Deiner Hand melodisch Rauschen
Das todte Holz, als meinen Mund beglückt.
Doch wenn das freche Holz geküßt sein muß:
Reich' ihm die Hand, die Lippe mir zum Kuß!

3.

Wenn sich Musik und Poesie verbinden
Geschwisterlich, in süßer Harmonie,
Muß sich Dein Herz zu meinem Herzen finden:
Du liebst Musik, ich liebe Poesie.
Du liebst es, Dowland's[2] hehrem Spiel zu lauschen,
Deß Lautenklang das Herz mit Zauber füllt —
Ich lieb' es, mich an Spenser zu berauschen,
Deß Lied die tiefste Weisheit mir enthüllt;
Du liebst des Gottes weihevolle Klänge
Die Dich empor zu höhern Sphären tragen —
Ich liebe seine himmlischen Gesänge,
Die, was ich selbst nicht sagen kann, mir sagen.
Ein Gott schuf beide! Wie sie sich verbinden,
Muß sich Dein Herz zu meinem Herzen finden!

An wen immer diese Sonette gerichtet sein mögen, ob an Geschöpfe der Einbildung oder der Wirklichkeit: der Dichter selbst spricht aus ihnen in seinem eigenen Namen und läßt uns nicht blos in die verborgensten Falten seines Herzens sehen, sondern enthüllt uns auch das letzte Geheimniß seiner Kunst:

„Was ist so arm an Neuheit mein Gedicht,
Statt wechselnd nach der Mode sich zu schmücken?
Warum versuch' ich wie die Andern nicht
Prunkvoll, gespreizt und neu mich auszudrücken?
Warum trägt mein Gedanke immerfort
Ein und dasselbe Kleid, schlicht und gewöhnlich,
Daß ich leicht kennbar bin, fast jedes Wort
Auf seinen Ursprung zeigt: auf mich persönlich?
O wisse, süße Liebe, immer sing' ich
Nur Dich allein, Du meines Liedes Leben!
Mein Bestes neu in alte Worte bring' ich,
Stets wiedergebend was schon längst gegeben,
  Denn wie der Sonne Auf- und Untergang
  Alt und doch täglich neu ist mein Gesang."

In solchen und ähnlichen Sonetten offenbart sich der ganze Shakespeare mit seiner erhabenen Einfalt, mit der Macht ächter Schönheit und dem Wohllaut der Wahrheit.

Seine poetischen Vorläufer und Zeitgenossen, Surrey, Watson, Sidney, Daniel, Drayton, Constable, Spenser und Andere haben uns Hunderte von Sonetten hinterlassen, welche an Reichthum der Bilder, Anmuth des Ausdrucks und wechselndem Wohlklang des Rhythmus, kurz: an äußerer Schönheit, den seinigen durchaus nicht nachstehen und doch — mit wenigen Ausnahmen — uns heute kühl anmuthen, ja einen abgestandenen Eindruck machen mit ihrer konventionellen Schäfer- und Götterwelt, ihren zierlichen Ge-

fühlen und melodischen Seufzern, weil wir bald gewahren daß kein warmes Herz darin schlägt, daß keine mächtige Persönlichkeit dahinter steht.

Die Macht und Weihe der Persönlichkeit des Künstlers ist es im letzten Grunde allein, was den Kunstwerken ewiges Leben giebt.

Und die Macht und Weihe seiner Persönlichkeit ist es auch allein, was Shakespeare von seinen Zeitgenossen unterscheidet und allen seinen Werken — jeglichem nach seiner Art — ihr ganz eigenthümliches Gesicht giebt, mit welchem sie in die Welt hinausschauen und Bewunderung wecken werden so lange die Welt besteht.

In seinen Dramen läßt er die Sonne seines Geistes leuchten über Gerechte und Ungerechte, als ob ihm diese so lieb wären wie jene, daß sie wachsen vor unsern Augen und glücklich oder unglücklich werden, je nachdem sie sich selbst ihr Schicksal bereiten. Hier vergessen wir den Dichter über seinen Geschöpfen, vergessen daß er es ist, von dem sie ihr ewiges Dasein empfingen, und nehmen so lebendigen Antheil an ihren Schicksalen, als ob sie uns nächststehende leibhaftige Menschen wären.

In seinen Sonetten aber sehen wir nur den Menschen im Dichter vor uns, und welche bunte Welt er auch unsern Blicken enthüllt: er selbst bleibt immer der Mittelpunkt dieser poetischen Welt und die delphischen Worte welche wir vernehmen, sagt kein Hamlet, kein Lear, kein Prospero: sie tönen aus seinem eigenen Munde.

Und doch erinnern sie uns an alles Bedeutendste in seinen Dramen, bieten uns eine Fülle verwandter Klänge, Gedanken, Betrachtungen und Stimmungen.

Es ist uns, als ob er diese Sonette geschrieben haben müsse bevor oder während er »Romeo und Julie« dichtete, jene während er mit »Hamlet« beschäftigt war, andere während er »Richard III.« oder »König Lear« dichtete; wieder andere

während seine Lustspiele entstanden, von welchen besonders »die Komödie der Irrungen,« »die beiden Veroneser,« »Verlorene Liebesmühe« und »der Kaufmann von Venedig« viele Anklänge bieten. Wir entdecken zwischen ihm und seinen Helden einen geheimnißvollen, innigen Zusammenhang; der Schleier, hinter welchem der große Künstler sich verbarg, ist wenigstens etwas gelüftet und das giebt den Sonetten, die an und für sich schon ächte Perlen sind, einen doppelten Werth und Reiz.

Auch in seinen Dramen steht uns nun der Dichter nicht mehr so fern; wir sehen daß sie mit seinem Herzblute getränkt sind und daß er, der die menschlichen Leidenschaften mit so erschütternder und erhebender Gewalt zu schildern vermochte, sie selbst erfahren, aber siegreich überwinden mußte, um sie durch die Kunst zu verklären.

Die Sonette bilden eine Perlenschnur, die von den Jünglingsjahren des Dichters sich fortschlingt bis in sein reifes Mannesalter und unser einziger Leitfaden ist, wenn wir einen Zusammenhang suchen zwischen den dürftigen, beschränkten Verhältnissen seiner frühesten Jugend und der weltumspannenden Höhe auf welcher er in seinen Tragödien steht.

Der Grund, weshalb diese wundervollen Gedichte, denen sich keine ähnliche Sammlung in irgend einer Sprache auch nur entfernt vergleichen läßt, in Deutschland noch nicht die verdiente Würdigung und Verbreitung gefunden haben, ist wohl hauptsächlich in dem Umstande zu suchen, daß das Verständniß des Urtextes allerlei Schwierigkeiten bietet, während die vorhandenen Uebersetzungen, im Ganzen genommen, mehr dazu angethan sind die Schönheiten des Originals zu verhüllen, als zu offenbaren.

Dieser Punkt ist ausführlicher erörtert in einer dem Gegenstande besonders gewidmeten Abhandlung, welche als Schlußwort den Sonetten folgt und auf welche ich meine freund-

lichen Leser verweise, deren Geduld ich nicht von vornherein ermüden will durch Ausführungen, die doch erst nach dem Lesen der Sonette recht zu verstehen sind.

Zu bemerken ist nur noch, daß die Sonette hier in einer neuen Reihenfolge erscheinen, deren ausführliche Rechtfertigung das Schlußwort enthält und deren Verhältniß zum Urtext in einer vergleichenden Uebersicht dargelegt ist.

In dem Schlußworte wird auch die Methode erörtert, welche ich bei dieser neuen Uebersetzung befolgt habe und ein durch Beispiele belebter Rückblick geworfen auf Shakespeare's Vorläufer im Sonett, sowie auf die eigenthümlichen und mannigfaltigen Freiheiten, welche alle englischen Sonettisten bei der Aneignung der fremden, ursprünglich Petrarka entlehnten Form sich erlaubten. Es werden endlich darin die verschiedenen und meistens höchst wunderlichen Urtheile und Meinungen angeführt, welche theils über die Sonette selbst, theils über die geheimnißvollen Personen an welche dieselben gerichtet sein sollen, in Umlauf gekommen sind; kurz: es wird Alles darin erörtert, was zur Sache gehört, aber in dieser Einleitung nicht am Platze sein würde. Die ganze Einleitung würde überflüssig sein, wenn Shakespeare als Lyriker schon so eingebürgert bei uns wäre wie als Dramatiker. Allein das ist er noch nicht. Möge diese neue, mit liebevoller Hingebung begonnene und ausgeführte Uebersetzung dazu beitragen, daß er es werde!

Denn alle Bilder und Denkmale, die man dem unsterblichen Genius geweiht hat, geben keine so würdige Vorstellung von ihm wie seine eigenen Werke. Darum sang Milton, ein Fürst unter den Dichtern, in freier Huldigung sich beugend vor Shakespeare, dem Könige der Dichter, diese erhabenen Verse:

„Wozu braucht meines Shakespeare hehr Gebein
Ein hochgethürmtes Monument von Stein?
Wozu soll sich sein heiliger Staub hienieden
Verbergen unter stolzen Pyramiden?
Du theurer Sohn des Ruhms, sein großer Erbe,
Was brauchst Du Stein daß nicht Dein Name sterbe?
In unserm Geist, der Dich bewundernd nennt,
Schufst Du Dir selbst ein dauernd Monument:
Wir schöpfen aus den Blättern Deiner Werke
Gleichwie aus Göttermunde Trost und Stärke:
Du machst durch Deines Geistes hohen Schwung
Uns selbst zu Marmor vor Bewunderung,
Um solche hehre Ruhstatt zu erwerben,
Daß um solch Grabmal Könige möchten sterben.“

Erste Abtheilung.

1 — 44.

1.

Die himmlische Rhetorik Deiner Augen,
Wogegen keine irdischen Gründe taugen,
Verführte mich, — darf mich die Welt beschuldigen
Weil ich ihr treulos ward um Dir zu huldigen?
Die Fraun verschwor ich und gemeinen Triebe,
Doch da Du Göttin, gilt mein Schwur nicht Dir!
Mein Eid war irdisch — himmlisch meine Liebe,
Drum Deine Huld sühnt alle Schuld in mir!
Mein Eid war Hauch, und bloßer Dunst ist Hauch.
Du schöne Sonne! wenn Dein reines Licht
Den Dunst verscheucht, so bist Du schuldig auch,
Denn Du brachst mein Gelübde — ich that's nicht!
Und that ich's: welcher Thor wär' so von Sinnen
Es nicht zu thun, ein Eden zu gewinnen.

O säh'n wir Dich auf's Neue, süßer Schwan
Vom Avon, ziehn auf Deiner stolzen Bahn!
Sähn wir der so Elisabeth erfreute,
Und Jacob, Deinen hohen Flug noch heute
Am Themsestrand! — Doch schon am Himmel dort
Strahlst Du — o Stern der Dichter, strahle fort!

Ben Jonson.

In seinen Dramen erscheint uns Shakespeare so unnahbar hoch, so unbegreiflich groß, daß wir uns danach kein rechtes Bild noch Gleichniß des Mannes machen können, der wie ein Gott sich hinter seiner Schöpfung verbirgt. In seinen Sonetten aber, die Wordsworth mit Recht den Schlüssel zu seinem Herzen genannt, tritt er uns menschlich nahe, zeigt sich uns im Wechsel trüber und heiterer Stimmungen, in Leidenschaften, Schwächen und Irrungen wie wir. Unsere Ehrfurcht vor ihm wird dadurch nicht vermindert, sie wächst vielmehr noch mit unserer Liebe zu ihm, wenn wir sehen, welch' dunkle und steile Pfade ihn emporführten zu den reinen Höhen der Kunst.

Ist es nicht ergreifend, wenn wir den gewaltigen Mann, der Allem was er berührte unsterbliches Leben gab, selbst klagen hören über die Gebrechen der Sterblichkeit? Wenn wir ihn, der das Treiben der Menschen ganz durchschaut und innerlich so hoch darüber steht, doch leiden und äußerlich so tief gedemüthigt sehen durch dieses Treiben, daß er sich den Tod wünscht und das Schicksal anklagt, welches ihn gezwungen in verachtetem Stande zu leben, der sein eigentliches Wesen entweiht, ihm eine fremde Farbe giebt, wie der Hand des Färbers sein Handwerk?

An wen immer diese Sonette gerichtet sein mögen, ob an Geschöpfe der Einbildung oder der Wirklichkeit: der Dichter selbst spricht aus ihnen in seinem eigenen Namen und läßt uns nicht blos in die verborgensten Falten seines Herzens sehen, sondern enthüllt uns auch das letzte Geheimniß seiner Kunst:

„Was ist so arm an Neuheit mein Gedicht,
Statt wechselnd nach der Mode sich zu schmücken?
Warum versuch' ich wie die Andern nicht
Prunkvoll, gespreizt und neu mich auszudrücken?
Warum trägt mein Gedanke immerfort
Ein und dasselbe Kleid, schlicht und gewöhnlich,
Daß ich leicht kennbar bin, fast jedes Wort
Auf seinen Ursprung zeigt: auf mich persönlich?
O wisse, süße Liebe, immer sing' ich
Nur Dich allein, Du meines Liedes Leben!
Mein Bestes neu in alte Worte bring' ich,
Stets wiedergebend was schon längst gegeben,
Denn wie der Sonne Auf- und Untergang
Alt und doch täglich neu ist mein Gesang.“

In solchen und ähnlichen Sonetten offenbart sich der ganze Shakespeare mit seiner erhabenen Einfalt, mit der Macht ächter Schönheit und dem Wohllaut der Wahrheit.

Seine poetischen Vorläufer und Zeitgenossen, Surrey, Watson, Sidney, Daniel, Drayton, Constable, Spenser und Andere haben uns Hunderte von Sonetten hinterlassen, welche an Reichthum der Bilder, Anmuth des Ausdrucks und wechselndem Wohlklang des Rhythmus, kurz: an äußerer Schönheit, den seinigen durchaus nicht nachstehen und doch — mit wenigen Ausnahmen — uns heute kühl anmuthen, ja einen abgestandenen Eindruck machen mit ihrer konventionellen Schäfer- und Götterwelt, ihren zierlichen Ge-

fühlen und melodischen Seufzern, weil wir bald gewahren daß kein warmes Herz darin schlägt, daß keine mächtige Persönlichkeit dahinter steht.

Die Macht und Weihe der Persönlichkeit des Künstlers ist es im letzten Grunde allein, was den Kunstwerken ewiges Leben giebt.

Und die Macht und Weihe seiner Persönlichkeit ist es auch allein, was Shakespeare von seinen Zeitgenossen unterscheidet und allen seinen Werken — jeglichem nach seiner Art — ihr ganz eigenthümliches Gesicht giebt, mit welchem sie in die Welt hinausschauen und Bewunderung wecken werden so lange die Welt besteht.

In seinen Dramen läßt er die Sonne seines Geistes leuchten über Gerechte und Ungerechte, als ob ihm diese so lieb wären wie jene, daß sie wachsen vor unsern Augen und glücklich oder unglücklich werden, je nachdem sie sich selbst ihr Schicksal bereiten. Hier vergessen wir den Dichter über seinen Geschöpfen, vergessen daß er es ist, von dem sie ihr ewiges Dasein empfingen, und nehmen so lebendigen Antheil an ihren Schicksalen, als ob sie uns nächststehende leibhaftige Menschen wären.

In seinen Sonetten aber sehen wir nur den Menschen im Dichter vor uns, und welche bunte Welt er auch unsern Blicken enthüllt: er selbst bleibt immer der Mittelpunkt dieser poetischen Welt und die delphischen Worte welche wir vernehmen, sagt kein Hamlet, kein Lear, kein Prospero: sie tönen aus seinem eigenen Munde.

Und doch erinnern sie uns an alles Bedeutendste in seinen Dramen, bieten uns eine Fülle verwandter Klänge, Gedanken, Betrachtungen und Stimmungen.

Es ist uns, als ob er diese Sonette geschrieben haben müsse bevor oder während er »Romeo und Julie« dichtete, jene während er mit »Hamlet« beschäftigt war, andere während er »Richard III.« oder »König Lear« dichtete; wieder andere

während seine Lustspiele entstanden, von welchen besonders »die Komödie der Irrungen,« »die beiden Veroneser,« »Verlorene Liebesmühe« und »der Kaufmann von Venedig« viele Anklänge bieten. Wir entdecken zwischen ihm und seinen Helden einen geheimnißvollen, innigen Zusammenhang; der Schleier, hinter welchem der große Künstler sich verbarg, ist wenigstens etwas gelüftet und das giebt den Sonetten, die an und für sich schon ächte Perlen sind, einen doppelten Werth und Reiz.

Auch in seinen Dramen steht uns nun der Dichter nicht mehr so fern; wir sehen daß sie mit seinem Herzblute getränkt sind und daß er, der die menschlichen Leidenschaften mit so erschütternder und erhebender Gewalt zu schildern vermochte, sie selbst erfahren, aber siegreich überwinden mußte, um sie durch die Kunst zu verklären.

Die Sonette bilden eine Perlenschnur, die von den Jünglingsjahren des Dichters sich fortschlingt bis in sein reifes Mannesalter und unser einziger Leitfaden ist, wenn wir einen Zusammenhang suchen zwischen den dürftigen, beschränkten Verhältnissen seiner frühesten Jugend und der weltumspannenden Höhe auf welcher er in seinen Tragödien steht.

Der Grund, weshalb diese wundervollen Gedichte, denen sich keine ähnliche Sammlung in irgend einer Sprache auch nur entfernt vergleichen läßt, in Deutschland noch nicht die verdiente Würdigung und Verbreitung gefunden haben, ist wohl hauptsächlich in dem Umstande zu suchen, daß das Verständniß des Urtextes allerlei Schwierigkeiten bietet, während die vorhandenen Uebersetzungen, im Ganzen genommen, mehr dazu angethan sind die Schönheiten des Originals zu verhüllen, als zu offenbaren.

Dieser Punkt ist ausführlicher erörtert in einer dem Gegenstande besonders gewidmeten Abhandlung, welche als Schlußwort den Sonetten folgt und auf welche ich meine freund-

lichen Leser verweise, deren Geduld ich nicht von vornherein ermüden will durch Ausführungen, die doch erst nach dem Lesen der Sonette recht zu verstehen sind.

Zu bemerken ist nur noch, daß die Sonette hier in einer neuen Reihenfolge erscheinen, deren ausführliche Rechtfertigung das Schlußwort enthält und deren Verhältniß zum Urtext in einer vergleichenden Uebersicht dargelegt ist.

In dem Schlußworte wird auch die Methode erörtert, welche ich bei dieser neuen Uebersetzung befolgt habe und ein durch Beispiele belebter Rückblick geworfen auf Shakespeare's Vorläufer im Sonett, sowie auf die eigenthümlichen und mannigfaltigen Freiheiten, welche alle englischen Sonettisten bei der Aneignung der fremden, ursprünglich Petrarka entlehnten Form sich erlaubten. Es werden endlich darin die verschiedenen und meistens höchst wunderlichen Urtheile und Meinungen angeführt, welche theils über die Sonette selbst, theils über die geheimnißvollen Personen an welche dieselben gerichtet sein sollen, in Umlauf gekommen sind; kurz: es wird Alles darin erörtert, was zur Sache gehört, aber in dieser Einleitung nicht am Platze sein würde. Die ganze Einleitung würde überflüssig sein, wenn Shakespeare als Lyriker schon so eingebürgert bei uns wäre wie als Dramatiker. Allein das ist er noch nicht. Möge diese neue, mit liebevoller Hingebung begonnene und ausgeführte Uebersetzung dazu beitragen, daß er es werde!

Denn alle Bilder und Denkmale, die man dem unsterblichen Genius geweiht hat, geben keine so würdige Vorstellung von ihm wie seine eigenen Werke. Darum sang Milton, ein Fürst unter den Dichtern, in freier Huldigung sich beugend vor Shakespeare, dem Könige der Dichter, diese erhabenen Verse:

„Wozu braucht meines Shakespeare hehr Gebein
Ein hochgethürmtes Monument von Stein?
Wozu soll sich sein heiliger Staub hienieden
Verbergen unter stolzen Pyramiden?
Du theurer Sohn des Ruhms, sein großer Erbe,
Was brauchst Du Stein daß nicht Dein Name sterbe?
In unserm Geist, der Dich bewundernd nennt,
Schufst Du Dir selbst ein dauernd Monument:
Wir schöpfen aus den Blättern Deiner Werke
Gleichwie aus Göttermunde Trost und Stärke:
Du machst durch Deines Geistes hohen Schwung
Uns selbst zu Marmor vor Bewunderung,
Um solche hehre Ruhstatt zu erwerben,
Daß um solch Grabmal Könige möchten sterben.“

Erste Abtheilung.

1 — 44.

1.

Die himmlische Rhetorik Deiner Augen,
Wogegen keine irdischen Gründe taugen,
Verführte mich, — darf mich die Welt beschuldigen
Weil ich ihr treulos ward um Dir zu huldigen?
Die Fraun verschwor ich und gemeinen Triebe,
Doch da Du Göttin, gilt mein Schwur nicht Dir!
Mein Eid war irdisch — himmlisch meine Liebe,
Drum Deine Huld sühnt alle Schuld in mir!
Mein Eid war Hauch, und bloßer Dunst ist Hauch.
Du schöne Sonne! wenn Dein reines Licht
Den Dunst verscheucht, so bist Du schuldig auch,
Denn Du brachst mein Gelübde — ich that's nicht!
Und that ich's: welcher Thor wär' so von Sinnen
Es nicht zu thun, ein Eden zu gewinnen.

2.

Wie oft, wenn Deine zarten Finger springen [1]
Ueber das Holz, beglückt durch ihr Berühren,
Daß wunderbare Weisen ihm entklingen,
Die wohllautvoll mein Ohr und Herz verführen,
Beneid' ich diese Tasten, wie sie nippen
Glückseligkeit von Deiner Hand gespendet,
Derweil erröthend meine armen Lippen
Ihr Unrecht sehn an kühnes Holz verschwendet.
Gern würden sie um solche Wonnen tauschen
Mit jeder Taste, die sich tanzend bückt:
Wenn lieber Deiner Hand melodisch Rauschen
Das todte Holz, als meinen Mund beglückt.
  Doch wenn das freche Holz geküßt sein muß:
  Reich' ihm die Hand, die Lippe *mir* zum Kuß!

3.

Wenn sich Musik und Poesie verbinden
Geschwisterlich, in süßer Harmonie,
Muß sich Dein Herz zu meinem Herzen finden:
Du liebst Musik, ich liebe Poesie.
Du liebst es, Dowland's[2] hehrem Spiel zu lauschen,
Deß Lautenklang das Herz mit Zauber füllt —
Ich lieb' es, mich an Spenser zu berauschen,
Deß Lied die tiefste Weisheit mir enthüllt;
Du liebst des Gottes weihevolle Klänge
Die Dich empor zu höhern Sphären tragen —
Ich liebe seine himmlischen Gesänge,
Die, was ich selbst nicht sagen kann, mir sagen.
Ein Gott schuf beide! Wie sie sich verbinden,
Muß sich Dein Herz zu meinem Herzen finden!

4.

Laß Andern ihre Wünsche! Deinen Willen
Hast Du, hast Willen jetzt im Ueberfluß;
Ich aber kann ihn mehr als gründlich stillen,
Wenn er sich auch durch mich noch mehren muß.
Willst Du nicht meinen Willen in den Deinen
Aufnehmen, der so Vielen sich erschließt?
Soll Andern nur Dein Stern der Gnade scheinen?
O sag, warum mein Werben Dich verdrießt?
Das wasserreiche Meer kann doch nicht stillen
Den Wasserdurst, und sucht daß es sich mehre —
So mehr' durch meinen Willen Deinen Willen,
Du Willenreiche — gleich' hierin dem Meere.
Laß Keinen sterben! Stürmisch oder still
Flehn Alle nur was ich, der eine Will *).

*) (Will, der abgekürzte Vorname des Dichters, heißt zugleich der Wille. Darauf beruht das Wortspiel dieses und des folgenden Sonetts.)

5.

Zürnt Deine Seel', ich komme Dir zu nah,
Schwör' ihr nur dreist daß ich Dein eigner Will sei,
Der, wie sie weiß, am rechten Platze da;
Aus Liebe schwör' und bitte daß sie still sei.
Will wird mit Liebe Deines Herzens Schatz
Bereichern und mit Willen allzumal —
Ist doch für Viele Raum auf großem Platz,
Und Eins zählt nichts in einer großen Zahl.
So ungezählt laß in der Zahl mich stehn,
Wenn nur bemerkt von Dir, die Alle hält —
Sei ich Dir auch ein Nichts — Du wirst bald sehn
Daß in dem Nichts Dir etwas wohlgefällt;
Wenn Dir mein Name nur gefallen will,
So liebst Du mich auch, denn mein Nam' ist Will.

6.

Wie eine Hausfrau sorglich voller Hast[3]
Dem Huhn nachläuft, das sich davon gemacht,
Ihr Kind zu Boden setzt und ohne Rast
Das Huhn verfolgt bis sie es heimgebracht,
Derweil hell schreiend ihr verlaßnes Kind
Sie aufzuhalten sucht, die unverzagt
Dem Huhn nachläuft, für Andres taub und blind,
Nicht wahrnimmt wie ihr eignes Kindlein klagt: —
So läufst Du hinter dem was Dir entweicht,
Und ich, Dein Kind, klag um Dich trübgemüth.
O komm zu mir wenn Du Dein Ziel erreicht,
Küß mich, wie eine Mutter, sei mir gut!
Und meine Klagen um Dich werden still,
Und flehen will ich daß Dir werd' Dein Will!

7.

Wie auf der Bühn' ein ungeübter Held [4]
Deß Schüchternheit in seinem Spiel ihn hindert,
Oder ein Thier, von zuviel Wuth geschwellt,
Daß Ueberfluß an Kraft den Muth vermindert:
So ich vergess' oft, zaghaft wie ich bin,
Zu thun was holder Liebesanstand fodert,
Und meine Liebesglut stirbt scheinbar hin,
Weil sie zu übermächtig in mir lodert.
Darum nimm huldvoll diese Blätter an,
Meiner beredten Brust stumme Propheten,
Sie flehn weit besser als die Lippe kann
Um Liebe — o, daß sie erfolgreich flehten!
Was Liebe schweigend schrieb, lern' es verstehn,
Und laß es durch das Aug' zum Ohr eingehn! [5]

8.

's ist besser schlecht zu sein als schlecht zu scheinen,
Kann dieser Schein dem Tadel nicht entgehn,
Ohne doch dem Genusse sich zu einen,
Den wir nicht — doch die Tadler darin sehn.
Denn warum sollen falsche Späheraugen
Hohnlächeln über mein verliebtes Blut?[6]
Sie, die aus eigner Sünde Argwohn saugen!
Was ihnen schlecht scheint, das gilt mir als gut!
Nein, — ich bin der ich bin, und was sie finden
In mir als Schuld, ist ihrer Schuld Bericht.
Vielleicht bin ich der Seh'nde, sie die Blinden,
Nach ihrem Sinn bemißt mein Thun sich nicht!
Wenn man nicht ihren Satz für Wahrheit hält,
Daß Schlechtigkeit allein herrscht in der Welt.

9.

Cupido, da einst Schlaf ihn überkam,
Ließ seine Fackel sinken, welche schnell
Ihm eine Nymphe der Diana nahm,
Die tief sie taucht in einen kühlen Quell.
Allein der Liebesfackel heilige Glut
Ward wundersam dem Wasser mitgetheilt,
Das endlos weiterglühend Wunder thut,
Den Schwachen Stärke giebt und Kranke heilt.
An meiner Liebsten Aug' entzündet wieder
Der Gott den Brand, der schnell mein Herz erfaßt,
Das Liebesfeuer ras't durch meine Glieder —
Zum Heilquell eil' ich, ein betrübter Gast —
Doch half mir's nicht! Die Bäder, die mir taugen,
Sind Amor's Feuerquell, der Liebsten Augen.

10.

Einst schlief der kleine Liebesgott; zur Seiten
Die Fackel lag, sein Herzensfeuerbrand;
Viel Nymphen, die sich keuschem Leben weihten,
Hüpften herbei. Mit jungfräulicher Hand
Die schönste Nymphe nahm den Brand der Liebe
Der so viel treue Herzen schon verzehrt:
So ward der mächtige Gott glutvoller Triebe
Im Schlaf von einer Jungfrau Hand entwehrt.
Sie löscht den Brand in einer Quelle nah,
Die schnell erglühend ward ein Bad und Bronnen
Für Kranke. Ich auch suchte Heilung da,
Doch hab' ich die Erfahrung nur gewonnen:
Der Liebe Glut erwärmt wohl Wasser bald,
Doch Wasser macht der Liebe Glut nicht kalt. [7]

11.

Du weißt, Dich liebend trog ich mein Gewissen,
Doch zwiefach trogst Du Deins, mir Liebe schwörend,
Hast Dein Gelübde durch die That zerrissen,
Den neuen Bund in neuem Haß zerstörend.
Doch darf ich Dich beschuld'gen um ein paar
Trugschwüre — ich, der zwanzig schon geschworen?
Denn Nichts an dem was ich Dir schwur, ist wahr,
Der ich den Glauben an Dich längst verloren.
Denn heil'ge Schwüre [8] that ich, die bezeugten
Du seist voll Treu, Beständigkeit und Wahrheit,
Mich selber macht' ich blind, Dich zu erleuchten,
In Finsterniß kehrt ich der Sinne Klarheit,
Denn ich beschwor, daß Schönheit Deine Züge
Verkläre. Gott verzeihe mir die schnöde Lüge!

12.

Was machst Du, blinde, närr'sche Lieb' aus mir,
Daß meine Augen sehn, doch nicht das Rechte;
Sie kennen Schönheit wohl, stehn nah' vor ihr,
Doch statt des Besten wählen sie das Schlechte.
Wenn sie, verlockt von falschen Blicken, kamen
Zu jener Bucht, wohin so Viele drangen,
Warum aus solchen Blicken machst Du Hamen
Das Urtheil meines Herzens aufzufangen?
Wie kann das Herz als einzig Gut verehren
Das, was es kennt als aller Welt gemein?
Wie kann das Auge zusehn und nicht wehren
Daß über Wahrheit siege falscher Schein?
In Wahrheit war so Herz und Aug' verblendet,
Daß es dem Schlechtesten sich zugewendet.

13.

Lieb' ist zu jung, von Schuld und Reu' zu wissen,
Und doch: ist Reue nicht der Liebe Kind?
Drum, süßes Herz, red' mir nicht in's Gewissen,
Da meine Fehler Dir entsprungen sind.
Denn wie Du mich verführst, muß ich verführen
Mein beßres Theil zu schnödem Sinnenwahn,
Das Herz dient nur, im Körper noch zu schüren
Die Liebesglut — Fleisch hört kein Warnen an,
Dein Name ruft es zu glorreichem Streite,
Zeigt Dich als Preis. Also von Stolz geschwellt
Wird es Dein armer Sklav, der Dir zur Seite
In Deinen Diensten willig steht und fällt.
Drum sprich nicht von Gewissen, wenn ich werbe
Um Deine Gunst, für die ich leb' und sterbe.

14.

Ihr Mund, dies Wunderwerk der Liebe,
Haucht' mir in's Ohr das Wort: *ich hasse*,
Mir, der ihr weiht all' seine Triebe!
Doch da sie sieht wie ich erblasse,
Kehrt Mitleid in ihr Herz zurück;
Sie schmäht die Zunge, die voll Süße
Sonst nur gewohnt zu spenden Glück,
Und lehrt sie daß sie anders grüße.
Zum Hasse wird ein Wort gethan,
Das — wie die Nacht vor hellem Morgen
Zur Hölle von der Himmelsbahn
Entflieht — verscheucht all' meine Sorgen;
Ich *hasse* — doch sie weckte mich
Zum Leben neu, sie sprach: *nicht Dich*!

15.

Du sagst, Grausame, daß ich Dich nicht liebe,
Und bin doch ganz für Dich, selbst gegen mich!
Vergeßlich nennst Du mich im Weltgetriebe?
Denk' ich, Tyrannin, doch an Nichts als Dich!
Wer haßt Dich wohl, den meinen Freund ich nenne,
Wem zürnest Du, dem ich mich schmeichelnd neige?
Und wenn Dein Zorn mich selbst trifft: o bekenne,
Ob ich mich anders je als reuvoll zeige?
Acht' ich in mir so hoch wohl ein Verdienst,
Daß es zu stolz wär' Dir zum Dienst zu taugen?
Mein Bestes weiht sich huldigend Deinem Dienst,
Befehligt durch das Blinzeln Deiner Augen.
Doch, hasse nur; ich weiß wie Du gesinnt;
Du liebst nur Sehende — und ich bin blind.

16.

O welche Macht kann Dir die Allmacht leihn
Trotz eigner Schwäche mich zu lenken ganz,
Daß ich mein eignes Aug' muß Lügen zeihn
Und schwören Tagslicht sei nicht Sonnenglanz?
Was ist's, das solchen Reiz dem Bösen giebt,
Daß, magst Du noch so schlimme Wege wandern,
Man doch weit mehr all' Deine Sünden liebt
Als Tugend und Vollkommenheit in Andern?
Wer lehrte Dich, die Lieb' in mir zu mehren,
Je mehr ich Ursach finde Dich zu hassen?
Da ich, wovon entsetzt sich Andre kehren
So liebe — sollt'st doch Du mich nicht verlassen!
Wenn Du unwürdig mich zum Lieben triebst,
Bin ich nur würdiger daß Du mich liebst!

17.

In Wahrheit lieb' ich Dich nicht mit den Augen,
enn tausend Fehler an Dir finden sie,
och liebt mein Herz was ihnen nicht will taugen,
ıd kümmert sich um ihren Ausspruch nie.
ıch Deine Stimme kann mein Ohr nicht reizen,
 keinem Punkt bist Du von Makel rein,
cht Zärtlichkeit noch alle Sinne geizen
ch sinnlichem Genuß mit Dir allein.
ıch Witz, Verstand und Sinne allvereint
tziehn nicht Deinem Dienst mein Herz, das närr'sche,
s seine eigne Herrschaft gern verneint,
ß Deine stolze Macht es ganz beherrsche.
Nur Eins kann tröstend meine Schmach versüßen:
Daß, die mich sündigen macht, mich auch macht büßen.

18.

Ich fehl' aus Liebe, tugendhaft bist Du
Aus Haß, den meine sündige Liebe nährt;
O nimm mein Thun und stelle Deins dazu,
So findest Du mich nimmer tadelnswerth!
Und wenn — nicht tadelnswerth durch Deinen Mund,
Der seiner Lippen Scharlachschmuck entweiht
So oft als meiner, durch manch falschen Bund
Gelockert fremden Ehbunds Heiligkeit.
Ich liebe so erlaubt Dich wie Du jene
Die Du verbuhlt von ihrer Pflicht entferntest;
Drum säe Mitleid in Dein Herz, Syrene,
Auf daß es wachse und Du Mitleid erntest.
Wenn, was es mir entzieht, Dein Herz begehrt,
Bleib' es, nach eigenem Beispiel, Dir verwehrt.

19.

Wie Brot dem Leben, bist Du den Gedanken,
Wie Wolken die den Boden labend netzen,
m Deine Ruh' ist in mir Kampf und Schwanken
Wie zwischen Geizigen und ihren Schätzen.
tzt jubl' ich im Bewußtsein daß Du mein,
ann fürcht' ich, daß die Welt Dich mir entrückt;
ald wär' ich lieber ganz mit Dir allein,
ald wünsch' ich, Jeder säh' was mich entzückt.
ald weilt mein Aug', gesättigt Dich betrachtend,
d bald um einen Blick von Dir verschmachtend,
nn Nichts ist meine Lust und mein Begehren
was Du mir, Geliebte, kannst gewähren.
So bin ich, Höll' und Himmel wechselnd täglich,
Bald überglücklich, bald elend unsäglich.

20.

Mein Lieben gleicht dem Fieber, es begehrt
Nach dem nur, was vermehrt der Krankheit Trieb,
Nährt sich von dem nur was sie selber nährt,
Krankhaftem, wechselndem Gelüst zu lieb.
Mein Liebesarzt Verstand ließ mich allein
Im Elend, weil ich seinen Rath verschmäht.
Jetzt seh' ich meine eigne Thorheit ein
Und fühle Reu, doch hoffnungslos, zu spät.
Ohne Verstand bin ich unheilbar nun,
Verworren und verdunkelt ist mein Sinn
Und ebenso mein Reden, Denken, Thun,
Blind um die Wahrheit irr' ich her und hin.
Du, die ich schön und strahlend mir gedacht,
Bist dunkel wie die Hölle, schwarz wie Nacht.

21.

Weh' mir, wie meine Augen durch mein Lieben
Verwirrt sind, daß ich ihnen nicht kann traun!
Wenn doch: wo ist mein Urtheil denn geblieben,
Das falsch entscheidet was sie richtig schaun?
Ist schön, was meine falschen Augen ehren,
Wie kann die Welt sie denn der Lüge zeihn?
Ist es nicht schön, so kann uns Liebe lehren
Ihr Auge sei nicht klar wie Andre, — nein!
Wie kann es auch? Wie soll sich's nicht verwirren,
Das sich so trüb geweint und trüb gewacht!
Kein Wunder, daß auch meine Augen irren,
Sieht doch die Sonne selbst nicht in der Nacht.
O schlaue Liebe, blind machst Du durch Thränen,
Daß scharfe Augen makellos Dich wähnen.

22.

Dein Auge gleicht in Nichts dem Sonnenlicht,
Dein Mund ist nicht so rosig wie Korallen,
Wenn Schnee als weiß gilt, ist's Dein Busen nicht,
Dein dunkles Haar will Manchem nicht gefallen.
Weit schönre sah ich roth' und weiße Rosen
Als jene, welche Deine Wangen zeigen,
Auch mancher Duft schien in der Winde Kosen
Mir süßer als der Deinem Odem eigen.
Gern hör' ich Deine Stimme, doch gestehn
Muß ich, Musik beut mir noch mehr Genuß.
Ich sah noch niemals eine Göttin gehn,
Doch weiß ich, auf die Erde tritt Dein Fuß.
   Und doch, beim Himmel! so schön find' ich Dich
   Als je die Beste, die man schlecht verglich.

23.

Schwarz hielt man nicht für schön im Alterthume,[10]
Und war's auch schön, ward's doch nicht so genannt —
Jetzt rühmt man's als der Schönheit wahre Blume
Und blond wird ganz und gar seitdem verkannt.
Denn seit die Kunst mit der Natur sich mißt
Und Häßliches mit Flitterstaat verschönt,
Bleibt reine Schönheit namenlos, vergißt
Man ihren Dienst, lebt sie entweiht, verhöhnt.
Drum hat mein Mädchen Augen schwarz wie Raben,
Als ob sie Trauer über Andre trügen
Die sich durch fremdes Haar verunziert haben,
Durch falschen Aufputz die Natur betrügen.
Doch solchen Zauber schließt dies Trauern ein,
Daß Jeder sagt, so müsse Schönheit sein.

24.

Ich liebe Deine Augen, die bedauernd
Daß mit Verachtung sich so quält Dein Herz,
Sich schwarz umhüllt, gleichsam wie um mich trauernd
Voll holden Mitgefühls ob meinem Schmerz.
Und wahrlich! nicht die Morgensonn' am Himmel
Schmückt herrlicher des Ostens graue Wangen,
Noch blinkt der schönste Stern aus dem Gewimmel
Des Sternenheers mit halb so stolzem Prangen
Wie Deiner Augen dunkle Majestät.
O, so laß Trauer auch Dein Herz verschönen
Um mich, da Trauer Dir so reizend steht,
Laß alle Theil' in Mitleid sich versöhnen!
Dann will ich schwören, schwarz sei schön allein,
Und was nicht Deine Farbe trägt, gemein!

25.

So launenhaft und herrisch ist Dein Geist,
Als wärst Du eine Schönheit ohne Fehl,
Zwar meinem glühenden Herzen — wie Du weißt —
Bist Du das schönste, theuerste Juwel.
Doch Mancher sagt, der Dein Gesicht gesehn,
Daß es ein Herz nicht allzuleicht bethöre —
Zwar möcht' ich dies als wahr nicht laut gestehn,
Wiewohl ich's heimlich bei mir selber schwöre.
Und daß mein Schwur nicht falsch, bezeuge Dir
Die Flut von Seufzern die mir heiß entrinnt —
Allein denk ich an Dich, so scheint es mir
Daß Deine Augen doch die schönsten sind.
Schwarz ist nur was Du thust, nicht wie Du bist,
Daher kommt's, daß Dein Ruf so dunkel ist.

26.

Schwört meine Liebe, sie hält fest am Wahren,
So glaub' ich's ihr, obwohl ich weiß sie lügt —
Damit sie glaube, jung und unerfahren
Sei ich, ein Neuling, den man leicht betrügt.
So irrig wähnend daß sie jung mich wähne,
Obwohl sie weiß, mein Frühling ist verblüht,
Glaub' ich ihr jedes Wort und jede Thräne,
Und beiderseits verstellt sich das Gemüth.
Doch warum sagt sie mir nicht daß sie treulos,
Und warum sag' ich ihr nicht auch das Wahre?
Ach, Liebe heuchelt gerne scham- und scheulos,
Und zählt, wird sie bejahrt, nicht gern die Jahre.
Sie wird an mir, ich werd' an ihr zum Hehler,
Wir täuschen, schmeichelnd uns, durch unsre Fehler.

27.

Ich sehe Aug' und Herz sich wild entzwein
Um Dich, und keines will dem andern weichen:
Mein Herz verlangt Dein Bild für sich allein,
Mein Auge fordert es für sich desgleichen.
Mein Herz giebt vor, Du wohnst in ihm, dem Schrein,
Den kein krystallnes Auge noch gespalten;
Der Gegner sagt: dem könne nicht so sein,
Dein schönes Bild sei ganz in ihm enthalten.
Da als Gerichtshof setzt man die Gedanken
Des Herzens ein, die Frage zu entscheiden,
Die rufen beide Kläger vor die Schranken,
Und sieh, das Urtheil lautet günstig beiden:
Daß Dein auswärtig Theil den Augen bliebe,
Derweil das Herz sich freut der innern Liebe.

28.

Nun sind verbündet Herz und Aug' in mir
Und Eines thut gern was dem Andern frommt;
Wenn sich mein Auge schmachtend sehnt nach Dir,
Oder vor Liebesweh mein Herz verkommt:
So labt das Aug' an Deinem Bild sich froh,
Lädt zum gemalten Fest das Herz auch ein —
Ein andres Mal macht dies es ebenso,
Und liebend schwelgen beide im Verein.
Also erhält Dein Bild wie meine Liebe,
Auch wenn Du fern bist, ewig nah Dich mir,
Denn weiter kannst Du nicht als meine Triebe,
Und ich bin stets mit ihnen, sie mit Dir.
Auch wenn sie schlafen, gleich erwacht die Brust
Vor Deinem Bild zu Aug- und Herzenslust.

29.

Mein Auge sitzt, seit wir geschieden sind,
In meinem Geist, und jenes andre dort,
Das mich umherführt, ist zur Hälfte blind,
Scheint sehend — doch in Wahrheit ist es fort.
Denn keine Formen, keinen Widerschein
Von Vogel, Blum' und was sich zu ihm drängt,
Nichts bringt sein schnelles Sehn dem Herzen ein,
Denn fest hält seine Sehkraft was sie fängt.
Und was es schaun mag, häßlich oder schön,
Zum Abscheu oder süßesten Vergnügen,
Tag oder Nacht, Meer oder Bergeshöhn,
Taub' oder Kräh' — es formt's nach Deinen Zügen!
So voll von Dir — denn Alles sonst vergeß ich,
Macht mich mein treu Gemüth unzuverlässig.

30.

Ob nicht vielleicht mein Geist, gekrönt mit Dir,
Vom Herrschergift der Schmeichelschönheit zehrt?
Wie? oder sagt mein Auge Wahrheit mir,
Dem solche Zauberkunst Dein Lieben lehrt,
Daß es das Ungeheuerste und Kleinste
Zu Cherubim gestaltet, Deines Gleichen,
In höchste Schönheit wandelt das Gemeinste,
Wenn seiner Blicke Strahlen es erreichen.
'S ist, wie ich sagte, Augenschmeichelei,
Die königlich nährt meinen hohen Sinn.
Wohl weiß mein Auge was ihm lieblich sei
Und reicht den Becher seinem Gaumen hin.
  Enthält er Gift, ist's immer besser daß
  Zuerst mein Auge schlürft das giftige Naß.

31.

Dein Sklav bin ich und darum stets bereit
Zu Deinem Dienst, was immer Du beliebst,
Für mich ist kostbar keine andre Zeit
Als wenn Du mir zum Dienen Anlaß giebst.
Ich schmäh' die Stunde nicht die endlos schleicht,
Verfolg' ich, Theurer, sie mit Ungeduld
Nach Dir; der Schmerz der Trennung wird mir leicht,
Hast Du zum Abschied mich gegrüßt mit Huld.
Nicht folg' ich eifersüchtig Deiner Spur,
Erspähend was Du thust, wohin Du eilst.
Still überdenkt Dein armer Diener nur
Wie glücklich die sein werden wo Du weilst.
Lieb' ist so närrisch treu: was es auch sei
Das Du beginnst, sie hat kein Arg dabei!

32.

Verhüt' es Gott, der Dir zum Dienst mich wählte,
Daß ich im Geist nur folgte Deinem Fuße,
Oder auf Rechenschaft der Stunden zählte,
Die Du mir fern verbringst in seliger Muße.
O laß mich Deines Winks gewärtig leiden!
Frei sollst Du sein und ich will in Geduld
Zur Haft verdammt mich von Dir lassen scheiden,
Nie treffe Dich der Vorwurf einer Schuld!
Sei wo Du willst, Dein Freibrief ist so groß,
Daß Du beliebig Deine Zeit kannst wählen.
Thu' was Du immer magst, Dir ward das Loos
Von selbstbegangner Schuld Dich freizuzählen.
    Ob gut, ob schlecht, nicht tadl' ich Deine Wahl
    Und harre aus, schafft's mir auch Höllenqual.

33.

Wie ward zum schaurig öden Winter mir
Die Trennungszeit von Dir, mein Glück und Leben!
Welch dunkle Tage liegen hinter mir,
Welch ein Dezemberfrost hat mich umgeben!
Und war's doch Sommer, als ich scheiden mußt!
Dann kam der Herbst, an Segensfülle groß,
Befruchtet von des Frühlings Liebeslust,
Wie nach des Gatten Tod der Wittwe Schoß.
Doch dieser Segensüberfluß schien mir
Nur Waisenhoffnung, vaterlos und bang,
Denn Glück und Sommer wandeln stets mit Dir,
Und wo Du fehlst, schweigt selbst der Vögel Sang.
Und sängen sie, wär' es so bang zu hören,
Daß Bäume, winterscheu, ihr Grün verlören.

34.

Ich war getrennt von Dir im Frühling auch,
Als der April im farbenbunten Drang
Die Welt belebt mit frischem Jugendhauch,
Daß selbst Saturnus mit ihm lacht' und sprang.
Doch nicht der Vögel Sang in Wald und Gründen,
Noch aller Blumen Duft und Farbenspiel
Verlockte mich des Sommers Lob zu künden,
Ich ließ sie ungepflückt auf stolzem Stiel.
Ich staunte ob der Lilien Weiße nicht,
Pries nicht die Glut die in der Rose lebt;
Es schienen Bilder lieblich dem Gesicht,
Doch denen Du als Muster vorgeschwebt.
Und immer schien mir's Winter ohne Dich,
Nur wie Dein Schattenspiel ergötzt es mich.

35.

So schalt ich früher Veilchen Uebermuth: "
Woher nahmt ihr den Duft der mich entzückt,
Wenn nicht von *ihrem* Mund? Die Purpurglut
Die prächtig eure sammtnen Wangen schmückt,
Habt ihr zu stark gefärbt in *ihrem* Blut.
Den Lilien hielt ich Deine Hände vor,
Dem Majoran daß er Dein Haar Dir nahm,
Furchtsam auf Dornen stand der Rosen Chor,
Hier vor Verzweiflung weiß, dort roth vor Scham;
Und eine weiß und roth gemischte wagte
Selbst Deines Mundes Odem Dir zu rauben;
Allein da kam ein Wurm, der sie zernagte
Für ihren Raub — sie mußte daran glauben!
    Mehr Blumen sah ich noch, doch in der Zahl
    Nicht eine, die nicht Farb' und Duft Dir stahl.

36.

Erneu', o süße Liebe, Deine Kraft,
Sie heißt sonst schwächer als des Hungers Macht,
Der heute, wenn er kaum gestillt, erschlafft,
Doch morgen schon mit schärfstem Reiz erwacht.
Ihm gleiche, Liebe! Ob auch Dein Gesicht
Sich heut gesättigt bis zum Ueberfluß:
Blick' morgen wieder frisch und tödte nicht
Der Liebe Geist durch steten Ueberdruß.
Die trübe Zwischenzeit sei wie das Meer
Dem Brautpaar ist: getrennt gehn Beide täglich
Zum Ufer sehnsuchtsvoll, bis Wiederkehr
Die Liebenden vereint, beglückt unsäglich.
Oder dem trüben Winter gleich' sie, dem
Der Sommer [12] folgt uns dreifach angenehm.

37.

Sie tadeln Deiner Jugend Uebermuth,
Den als die Zier der Jugend Andre loben;
Doch Zier wie Fehler: Dir steht Alles gut,
Der Fehler wird durch Dich zum Schmuck erhoben.
Wie man am Finger einer Königin
Als werthvoll das geringste Kleinod achtet,
Nimmt man als gut auch Deine Mängel hin,
Als Wahrheit wird Dein Irrthum selbst betrachtet.
Wie viele Heerden würd' ein Wolf zerstören,
Könnt' er zu einem Lamm sich umgestalten;
Wie viel Bewundrer könntest Du bethören,
Wollt'st Du all Deine Zaubermacht entfalten!
Doch thu' es nicht, denn wie Du gänzlich mein
In Liebe bist, soll es Dein Ruf auch sein![13]

38.

Wie lieblich und wie süß machst Du die Schande,[14]
Die wie ein Wurm in duftiger Rose steckt
Und Deiner Schönheit Knospenruf befleckt —
Du hüllst die Schuld in wonnige Gewande!
Die Zunge, die wohl Deinen Wandel tadelt,
Wenn sie, leichtfertig deutend, von Dir spricht,
Läßt ohne Lob doch selbst den Tadel nicht,
Weil schon Dein Name bösen Leumund adelt.
O welche Wohnung ward den Fehlern, die
Zu ihrem Aufenthalt Dich auserlesen!
Die reinste Schönheit überschleiert sie
Und tadellos erscheint Dein ganzes Wesen.
  Kehr', theures Herz, dies Recht Dir nicht zum Leide,
  Mißbrauch macht stumpf die schärfste Messerschneide.

39.

Wenn Dir die Laune kommt mich zu verschmähn
Und mein Verdienst unglimpflich zu verkennen,
Will ich, mich selbst befehdend, zu Dir stehn,
Dich tugendhaft, obgleich Du falsch bist, nennen.
Vollkommen mir bewußt der eignen Schwächen,
Will ich mich offen zeigen wie ich bin,
Und kennst Du meine heimlichen Gebrechen,
Wird Dir, was Du verlierst an mir, Gewinn.
Und mir auch fällt dadurch ein Vortheil zu,
Denn auf Dich lenkend all mein liebend Sinnen,
Muß ich beim Unrecht das ich selbst mir thu'
Zu Deinen Gunsten — doppelt selbst gewinnen.
 So bin ich Dein mit jedem Herzensschlage,
 Daß ich für Dein Recht alles Unrecht trage.

40.

Sag', Du flohst mich um einen dummen Streich,
Und ich erkläre, daß ich Dich beleidigt;
Sag' daß ich lahm sei, und ich hinke gleich,
Denn gegen Dich wird nichts von mir vertheidigt.
Du kannst mich, Herz, nicht halb so schlecht behandeln,
Um Deiner Liebe Wechsel zu entschuldigen,
Als ich selbst thue; ich will mich verwandeln,
Dir fremd erscheinen, blos um Dir zu huldigen.[15]
Ich will Dir aus dem Weg gehn; nie hinfort
Entschallt Dein süßer Name meinem Munde,
Daß nicht vielleicht ein unvorsichtig Wort
Von unsrer alten Liebe gebe Kunde.
Für Dich zum Selbsthaß werd' ich angetrieben,
Denn wen Du hassest, den darf ich nicht lieben.

41.

So hass' mich, wenn Du willst; wenn jemals, nun,
Wo mir das Schicksal doch kommt kreuz und quer,
Verein' dem Unglück Dich, mir weh zu thun,
Und komm' nicht mit dem Schaden hinterher.
O wenn mein Herz entflohn ist diesen Sorgen,
Komm' nicht im Nachtrab überwundner Noth!
Der Sturmesnacht folg' nicht als Regenmorgen,
Bereite nicht durch Zögern mir den Tod.
Willst Du mich lassen, thu' es nicht zuletzt,
Wenn überwunden alle kleinern Schmerzen, —
Im Anlauf komm': von vornherein versetzt
Das Glück den schlimmsten Schlag so meinem Herzen.
Und alle Qual, die jetzt mich ängstigt, schweigt,
Wenn drohend Dein Verlust vor mir sich zeigt.

42.

Verlang' nicht, daß ich selbst mein Mißgeschick
Beschönige, bei dem Mangel Deiner Gunst;
Verwunde mit dem Mund, nicht mit dem Blick,
Ueb' Kraft an Kraft, nur tödte nicht durch Kunst!
Daß Du mich nicht mehr liebst, sag's unumwunden,
Doch blick' nicht seitwärts wenn ich bei Dir bin.
Wozu die Täuschung? Reicht, mich zu verwunden,
Nicht Deine offne Stärke mehr als hin?
Ich will sie selbst entschuld'gen: kund ist ihr,
Wie feindlich ihre Augen mich bezwingen,
Drum wendet sie die Blicke fort von mir,
Daß sie auf Andre ihre Pfeile schwingen.
  Doch, thu es nicht! Sieh', halb bin ich schon todt,
  Drum blick' auf mich und ende meine Noth!

43.

Sei klug in Deiner Grausamkeit, daß nicht
Meine Geduld in Ungeduld sich wandelt,
Das Band der Zunge löst und offen spricht
Vor aller Welt wie schlecht Du mich behandelt.
Sag' nur, daß Du mich liebst, ich will Dir's danken,
Werd' ich auch wirklich nicht von Dir geliebt —
Sei wie der Arzt, der hoffnungslosen Kranken
Doch immer Hoffnung auf Genesung giebt.
Denn machst Du mich verzweifeln, werd' ich toll,
Und in der Tollheit könnt' ich Dich verklagen.
Die Welt ist so verdreht und ränkevoll,
Daß tolle Lügen tollem Ohr behagen.
Drum Dich und mich zu hüten, fest blick mir
Ins Auge, geht Dein Herz auch durch mit Dir.

44.

Geübte Wollust ist des Geists Verschwendung [16]
In wüste Schmach; Wollust ist bis zur That
Meineidig, mördrisch, blutig, voll Verblendung,
Rohheit, Ausschweifung, Grausamkeit, Verrath.
Genossen kaum, verachtet allsogleich,
Sinnlos erjagt, und wenn ihr Ziel errungen
Sinnlos gehaßt, dem gift'gen Köder gleich,
Gelegt um toll zu machen wenn verschlungen.
Toll im Begehren, toll auch im Genuß;
Gehabt, erlangt, verlangend — ohne Zaum;
Im Kosten Glück, gekostet Ueberdruß,
Im Anfang Seligkeit, nachher ein Traum.
Das weiß die Welt, doch Niemand weiß zu meiden
Den Himmelspfad zu solchen Höllenleiden.

Zweite Abtheilung.

45 — 96.

45.

Verwünscht das Herz, das mir schuf solche Pein
Und solche Wunden meinem Freund geschlagen!
Ist's nicht genug zu quälen mich allein,
Soll auch mein Freund noch Sklavenfesseln tragen?
Mir selbst hat mich Dein grausam Aug' entzogen,
Und fester noch hältst Du mein zweites Ich.
Um Ihn, um mich, um Dich bin ich betrogen,
Und diese Qual drückt dreimal dreifach mich.
Schließ ein mein Herz in Deines Busens Erz,
Doch nimm des Freundes Herz für meins zum Pfande,
Wer mich auch hält: sein Wächter sei mein Herz,
Drum knüpfe nicht zu enge meine Bande!
    Du thust es doch: denn ich, verwahrt in Dir,
    Bin ewig Dein sammt Allem was in mir.

46.

Ja, ich gestand's: mein Freund ist Dein — und mich
Gab ich als Unterpfand in Deine Hand.
O gieb zum Troste mir mein andres Ich,
Den Freund, zurück, so ist verwirkt das Pfand!
Doch Du sagst nein, und er will Freiheit nicht;
Du buhlst um ihn und er ist holdgesinnt,
Aus Freundschaft nur für mich nahm er die Pflicht
Auf sich, die ihn jetzt ganz für Dich gewinnt.
Du läßt das Vorrecht Deiner Schönheit walten,
Habgier'ge, die aus Allem Nutzen zieht!
Wirst an den Freund, der für mich zahlt, Dich halten,
Der mir durch meine eigne Schuld entflieht.
Ihn muß ich opfern — Du hast alle Zwei,
Er zahlt für mich — und ich bin doch nicht frei.

47.

Mein Herz, in zweier Geister Liebesbann,
Schwankt zwischen Glück und Unglück her und hin;
Mein guter Engel ist ein schöner Mann,
Der bös' ein Weib, dunkel von Farb' und Sinn.
Und dieses, für die Hölle mich zu werben,
Lockt meinen guten Engel von mir fort;
Zum Teufel meinen Heiligen zu verderben
Umbuhlt sie ihn mit falschem Schmeichelwort.
Ob er schon Teufel ward — ich darf's vermuthen,
Nicht offen eingestehn; doch da die zwei
Entfernt von mir, vereint in vollen Gluten,
Scheint's daß Eins in des Andern Hölle sei.
Nicht eher wird sich ganz mein Zweifel lösen,
Bis ganz mein guter Geist verbrannt vom Bösen.

48.

Schon manchen Morgen sah ich, stolz wie diesen,
Mit Herrscherblick der Berge Häupter grüßen,
Mit goldnem Antlitz küßt er grüne Wiesen,
Vergoldet bleiche Ström' ihm tief zu Füßen.[17]
Doch dann durch niedre Wolken ganz entstellt,
Umschwärzt er seine himmelklare Wange,
Entzieht sein Auge der verlornen Welt
Und eilt in Schmach verhüllt zum Untergange.
So sah ich einst auch meiner Sonne Schein
Glorreich am Morgen meine Stirn beleuchten,
Doch ach! nur eine Stunde war er mein,
Dann kamen Wolken, die den Glanz verscheuchten.
Doch: kann des Himmels Sonne trübe werden,
Darf meine nicht ein Gleiches thun auf Erden?

49.

Warum verhießest Du solch' schönen Tag
Und ließest ohne Mantel mich verreisen,
Da auf dem Weg schon lauernd heimlich lag
Der Wolken Schaar, die trüb Dich jetzt umkreisen?
Genug ist's nicht, die Wolken zu zerstreuen
Und mir das sturmgepeitschte Angesicht
Zu trocknen, — wer kann sich des Balsams freuen,
Der nur die Wunde heilt, den Unglimpf nicht?
Mein Weh verscheuchen kann nicht Deine Scham,
Dein Mitgefühl ersetzt nicht den Verlust,
Die späte Reu' versöhnt nicht meinen Gram
Und lindert kaum den Schmerz in meiner Brust.
Doch diese Perlen die Dein Auge netzen,
Sind reich genug mir Alles zu ersetzen.

50.

Gräm' Dich nicht mehr um das was Du gethan!
Die Ros' hat Dornen, Schlamm der Quell, — selbst Mond
Und Sonne trüben sich auf ihrer Bahn,
Ein ekler Wurm in schönster Knospe wohnt.[18]
Wir fehlen All' und eben hierin ich,
Daß ich im Gleichniß Deinem Fehler huldige,
Und ihn verschöne, selbst bestechend mich,
Indem ich mehr Schuld, als Du hast, entschuldige.
Denn Deiner Sinnenschuld dien' ich mit Sinn,
Als Anwalt tritt Dein Feind auf Deine Seite,
Verfolgt rechtskräftig sich — Dir zum Gewinn.
So treibt mich Lieb' und Haß zu innerm Streite,
Daß ich muß Hehler sein dem theuren Diebe,
Der mich so schlimm beraubt trotz meiner Liebe.

51.

Nimm, die ich liebte, nimm sie Alle hin,
Ja, Alle! Du hast mehr nicht als schon Dein,
Nicht Eine Liebe mehr in wahrem Sinn,
Da Alles längst Dir zugehört was mein!
Nimmst Du für meine Liebe nun mein Lieb,
Wohlan! es ist ein Opfer meiner Liebe;
Doch zürnt' ich, wenn Dein launenhafter Trieb
Selbstrüglich suchte was Dir unlieb bliebe.
Verziehn soll, holder Dieb, Dein Raub Dir sein,
Obwohl Du nahmst mir Armen all mein Gut, —
Und — Liebe weiß es! — Liebestyrannei'n
Sind schmerzlicher als offnen Hasses Wuth!
Muthwill'ge Anmuth, die selbst Böses kleidet,
Kränk' mich zu Tod — nur daß es uns nicht scheidet.

52.

Die artigen Sünden, denen Deine Tugend
Nicht immer, mein vergessend, widersteht,
Wohl stehn sie Deiner Schönheit, Deiner Jugend,
Weil, wo Du gehst, Versuchung mit Dir geht.
Weil sanft Dein Wesen, bist Du zu gewinnen,
Weil schön, bist Du Gefahren ausgesetzt.
Wer, der vom Weib stammt, trotzt des Weibes Minnen
So mürrisch, daß nicht Liebreiz siegt zuletzt?
Und doch, Freund, möcht'st Du meine Warnung hören!
Die Schönheit zügeln und die Jugendlust,
Die Dich in ihrem Taumel so bethören,
Daß Du zwiefältige Treue brechen mußt:
Die Ihre, die Dein Reiz verlockt zu Dir,
Die Meine, weil Du Dich entfernt von mir!

53.

Daß Du sie hast, ist nicht mein ganzer Schmerz,
Obwohl sie mir, beim Himmel! theuer war.
Doch daß sie Dich hat, daß Dein Freundesherz
Jetzt ihr gehört — das beugt mich ganz und gar.
Euch Liebessünder will ich so entschuldigen:
Du liebst sie, weil Du weißt daß sie mir werth —
Und sie auch läßt nur meinethalb sich huldigen
Von meinem Freund, der meinethalb sie ehrt.
Verlier' ich Dich, wird mein Verlust Gewinn
Für sie — verlier' ich sie, ist Dein das Glück;
Ihr findet Euch; für mich nur seid Ihr hin,
Verbündet laßt Ihr mich allein zurück.
Doch sind wir zwei nicht Eins, Du mein, ich Dein?
Holdsel'ger Traum, dann liebt sie mich allein!

54.

Herr meiner Liebe, der zur Treue Du
Mich Dir verpflichtet, daß ich ganz Dein eigen,
Dir send' ich die geschriebne Botschaft zu,
Um meine Treu', nicht meinen Witz zu zeigen.
So große Treue, daß mein schlichter Geist
Zu schwach ist, sie mit Worten auszudrücken;
Doch hoff' ich, daß Du so viel Huld mir weihst
Zu kleiden ihre Blöße und zu schmücken —
Bis das Gestirn, das meine Tage lenkt,
Auf mich herabblickt mit huldvollem Strahl
Und meiner nackten Liebe Kleidung schenkt
Mich werth zu zeigen Deiner süßen Wahl.
Dann werd' ich laut mich rühmen ich sei Dein,
Doch bis dahin vor Dir verborgen sein.

55.

Du hast ein Fraungesicht, das die Natur
Dir selbst gemalt, Herr-Herrin meiner Liebe![19]
Ein mildes Frauenherz, doch ohne Spur
Von weibisch-laun'schem Wechsel seiner Triebe.
Ein hellres Aug' und minder falsch im Rollen,
Den Gegenstand vergoldend drauf es scheint.
Und Mann und Frau muß Dir Bewundrung zollen,
Der Beider Macht und Zauber in sich eint.
Zum Weib warst Du zuerst bestimmt, doch machte
Dann die Natur, selbst ganz verliebt in Dich,
Den Zusatz, der mein Hoffen um Dich brachte,
Dir Gaben leihend, nutzlos ganz für mich.
Da sie Dich schmückte für der Frauen Liebe:
Weih' mir Dein Herz und ihnen Deine Triebe.

56.

Mein Aug' als Maler hat Dein Bild verliebt [20]
Schön ausgemalt in meines Herzens Tiefe,
Ein Rahmen ist mein Leib der es umgiebt,
Des besten Malers Kunst ist Perspektive.
Und durch des Malers Kunst kannst Du allein
Den rechten Platz des Bildes kennen lernen,
Das ich bewahrt in meines Herzens Schrein,
Das Licht empfängt von Deinen Augensternen.
So dient Dein Auge mir und meins dem Deinen,
Meins malt Dein Bild, — Deins wird in meiner Brust
Zum Fenster, wo hindurch die Strahlen scheinen
Des Sonnenlichts, die auf Dich sehn mit Lust.
  Doch malt das Aug' die Reize des Gesichts
  Nur äußerlich — vom Herzen weiß es nichts.

57.

Wenn ich, von Gott und Menschen übersehn,
Mir wie ein Ausgestoßener erscheine,
Und, da der Himmel nicht erhört mein Flehn,
Dem Schicksal fluche und mein Loos beweine:
Wünsch ich an Hoffnungen so reich zu sein
Wie Andre, vielbefreundet, hochgeboren —
In Kunst, in Freiheit Manchem gleich zu sein,
Unfroh bei dem was mir das Glück erkoren.
Zur Selbstverachtung treibt mich fast mein Sorgen,
Doch denk ich Dein, ist aller Gram besiegt —
Der Lerche gleich' ich dann, die früh am Morgen
Helljubelnd auf zum goldnen Himmel fliegt.
So macht Erinnerung an Dein Lieben reich,
Daß ich's nicht hingäb' um ein Königreich.

58.

Wenn ich so sinnend heimlich und allein
Mich ganz in der Vergangenheit ergehe,
Fällt mir gar manches Schwerverlorne ein
Und neu beklag' ich altes Leid und Wehe.
Die Augen, längst entwöhnt des Weinens, feuchten
Sich an bei todter Freund' Erinnerungen.
Zu schnell erloschne Sterne sah ich leuchten,
Vernahm manch süßen Ton zu früh verklungen.
Dann kann ich leiden um vergangnes Leid,
Längst schon Geduldetes auf's Neue duld' ich —
Die ganze Summe meiner Traurigkeit
Zahl' ich auf's Neu', als wär' ich sie noch schuldig.
  Doch wenn ich dann zu Dir, mein Freund, mich wende,
  Ersetzt ist Alles und mein Leid zu Ende.

59.

Die mir todt schienen, all' die Herzen wohnen
In Deinem Herzen wunderbar vereint,
Drin Lieb' und alles Liebeswerthe thronen,
Und jeder Freund den ich als todt beweint.
Manch fromme Thräne weint' ich bitterlich
An der zu früh gestorbnen Freunde Särgen —
Nun stehn die Todten wieder auf durch Dich,
In Dir sich zu vereinen und zu bergen.
Du bist ein Grab lebendiger Lieb' erbaut,
Prangst mit Trophäen meiner todten Lieben
Die all ihr Theil an mir Dir anvertraut,
Der Vielen Gut ist Dir allein verblieben.
  Die einst geliebten Bilder zeigst Du mir,
  Sie Alle sind, mein Alles ist in Dir!

60.

Laß mich's gestehn: das Schicksal trennt uns hier,
Ob auch untheilbar unsre Herzen schlagen,
Drum ohne Deine Hülfe, fern von Dir
Will ich den Makel meines Standes tragen.
O daß es einem neidischen Loos gefiel,
Zu scheiden Menschen, die so eng verbunden!
Zwar stört es nicht der Liebe hohes Ziel,
Doch raubt es dem Genusse süße Stunden.
Nicht überall darf ich mich zu Dir kehren,
Weil meine vielbeweinte Schmach mich hindert,
Noch darfst Du so vor aller Welt mich ehren,
Weil sonst sich Deines Namens Ehre mindert.
Drum thu' es nicht — denn wie Du gänzlich mein
In Liebe bist, soll es Dein Ruf auch sein!

61.

Den Tod mir wünsch' ich wenn ich ansehn muß[21]
Wie das Verdienst zum Bettler wird geboren
Und hohles Nichts zu Glück und Ueberfluß,
Und wie der treuste Glaube wird verschworen,
Und goldne Ehre schmückt manch schmachvoll Haupt,
Und jungfräuliche Tugend wird geschändet,
Und wahre Hoheit ihres Lohns beraubt,
Und Kraft an lahmes Regiment verschwendet,
Und Kunst im Zungenbande roher Macht,
Und Wissenschaft durch Schulunsinn entgeistert,
Und schlichte Wahrheit als Einfalt verlacht,
Und wie vom Bösen Gutes wird gemeistert —
Müd' alles dessen, möcht' ich sterben — bliebe
Durch meinen Tod nicht einsam meine Liebe.

62.

Wie könnt' es meiner Mus' an Stoff je fehlen
So lang' Du athmest und in meine Lieder
Dein holdes Leben hauchst, sie zu beseelen;
Wer sänge würdig Deinen Inhalt wieder?
O danke Du Dir selbst, wenn lesenswerth
In Deinen Augen etwas scheint an mir!
Wer würde nicht beredt durch Deinen Werth?
Borgt doch die Dichtung selbst ihr Licht von Dir!
Darum die zehnte Muse sollst Du sein,
Um zehnmal würdiger als die neun, die alten,
Und wer Dich anruft, soll Dir Lieder weihn,
Die ewigen Werths voll Deinen Ruhm enthalten.
　Gefällt der krit'schen Welt die schlichte Weise,
　Sei mein die Müh' — Dir sei's zum Ruhm und Preise!

63.

O wie kann würdig Deinen Werth ich singen,
Wenn Du der beßre Theil nur bist von mir?
Kann mir, mich selbst zu loben, Ehre bringen?
Und ist's nicht Selbstlob was ich lob' an Dir?
Laß eben darum uns gesondert leben
Und künftig zwiefach unsre Liebe sein,
Damit ich Dir, Du Einziger, mag geben
Den Ehrenpreis, der Dir gebührt allein.
O Trennung, unerträglich wärst du — bliebe
Der süße Trost nicht deiner Einsamkeit,
Der zärtlichen Gedanken unsrer Liebe,
Die anmuthvoll betrügen Gram und Zeit.
Aus Einem machst du Zwei — der Eine bleibt
Um den zu singen, den's von hinnen treibt.

64.

Wie sucht' ich sorgsam jede Kleinigkeit,
Als ich verreist, vor Diebeshand zu schützen,
Um, wenn ich heimgekehrt, was lange Zeit
Nutzlos verschlossen lag, auf's Neu' zu nützen!
Doch Du, vor dem mein Reichthum bloßer Tand,
Du meine größte Sorge, höchste Liebe,
In der allein ich Trost und Freude fand:
Du bliebst zur Beute jedem schnöden Diebe!
Ich habe Dich zu hüten nicht gewußt
Als da wo Du nicht bist, — und doch geblieben
Bist Du, ich fühl's, im Schreine meiner Brust,
Wo frei Du ein- und ausziehst nach Belieben.
Und da selbst fürcht' ich, daß man Dich mir raube,
Denn um Dich wird zum Diebe Treu und Glaube![22]

65.

So bin ich wie der reiche Mann, der still
Den Schlüssel führt zu seligem Besitze,
Den er nicht täglich sehn und zählen will,
Nicht abzustumpfen seltner Freude Spitze.
Daher der Feste Würd' und Herrlichkeit,[23]
Weil sie so selten uns das Jahr gewährt,
Sie dünn gesät sind wie am Halsgeschmeid
Und anderm Schmuck Gestein vom höchsten Werth.
So gleicht die Zeit, die Dich bewahrt, dem Schrein,
Den mein Gewand und meine Schätze füllen,
Am Festtag mir ein theurer Schmuck zu sein,
Stolz das verborgne Schöne zu enthüllen.
Gesegnet seist Du, der das Glück mir offen
Hältst, wo Du bist — und wo Du fehlst: das Hoffen.

56.

Mein Aug' als Maler hat Dein Bild verliebt[20]
Schön ausgemalt in meines Herzens Tiefe,
Ein Rahmen ist mein Leib der es umgiebt,
Des besten Malers Kunst ist Perspektive.
Und durch des Malers Kunst kannst Du allein
Den rechten Platz des Bildes kennen lernen,
Das ich bewahrt in meines Herzens Schrein,
Das Licht empfängt von Deinen Augensternen.
So dient Dein Auge mir und meins dem Deinen,
Meins malt Dein Bild, — Deins wird in meiner Brust
Zum Fenster, wo hindurch die Strahlen scheinen
Des Sonnenlichts, die auf Dich sehn mit Lust.
  Doch malt das Aug' die Reize des Gesichts
  Nur äußerlich — vom Herzen weiß es nichts.

57.

Wenn ich, von Gott und Menschen übersehn,
Mir wie ein Ausgestoßener erscheine,
Und, da der Himmel nicht erhört mein Flehn,
Dem Schicksal fluche und mein Loos beweine:
Wünsch ich an Hoffnungen so reich zu sein
Wie Andre, vielbefreundet, hochgeboren —
In Kunst, in Freiheit Manchem gleich zu sein,
Unfroh bei dem was mir das Glück erkoren.
Zur Selbstverachtung treibt mich fast mein Sorgen,
Doch denk ich Dein, ist aller Gram besiegt —
Der Lerche gleich' ich dann, die früh am Morgen
Helljubelnd auf zum goldnen Himmel fliegt.
So macht Erinnerung an Dein Lieben reich,
Daß ich's nicht hingäb' um ein Königreich.

58.

Wenn ich so sinnend heimlich und allein
Mich ganz in der Vergangenheit ergehe,
Fällt mir gar manches Schwerverlorne ein
Und neu beklag' ich altes Leid und Wehe.
Die Augen, längst entwöhnt des Weinens, feuchten
Sich an bei todter Freund' Erinnerungen.
Zu schnell erloschne Sterne sah ich leuchten,
Vernahm manch süßen Ton zu früh verklungen.
Dann kann ich leiden um vergangnes Leid,
Längst schon Geduldetes auf's Neue duld' ich —
Die ganze Summe meiner Traurigkeit
Zahl' ich auf's Neu', als wär' ich sie noch schuldig.
Doch wenn ich dann zu Dir, mein Freund, mich wende,
Ersetzt ist Alles und mein Leid zu Ende.

59.

Die mir todt schienen, all' die Herzen wohnen
In Deinem Herzen wunderbar vereint,
Drin Lieb' und alles Liebeswerthe thronen,
Und jeder Freund den ich als todt beweint.
Manch fromme Thräne weint' ich bitterlich
An der zu früh gestorbnen Freunde Särgen —
Nun stehn die Todten wieder auf durch Dich,
In Dir sich zu vereinen und zu bergen.
Du bist ein Grab lebendiger Lieb' erbaut,
Prangst mit Trophäen meiner todten Lieben
Die all ihr Theil an mir Dir anvertraut,
Der Vielen Gut ist Dir allein verblieben.
Die einst geliebten Bilder zeigst Du mir,
Sie Alle sind, mein Alles ist in Dir!

60.

Laß mich's gestehn: das Schicksal trennt uns hier,
Ob auch untheilbar unsre Herzen schlagen,
Drum ohne Deine Hülfe, fern von Dir
Will ich den Makel meines Standes tragen.
O daß es einem neidischen Loos gefiel,
Zu scheiden Menschen, die so eng verbunden!
Zwar stört es nicht der Liebe hohes Ziel,
Doch raubt es dem Genusse süße Stunden.
Nicht überall darf ich mich zu Dir kehren,
Weil meine vielbeweinte Schmach mich hindert,
Noch darfst Du so vor aller Welt mich ehren,
Weil sonst sich Deines Namens Ehre mindert.
 Drum thu' es nicht — denn wie Du gänzlich mein
 In Liebe bist, soll es Dein Ruf auch sein!

61.

Den Tod mir wünsch' ich wenn ich ansehn muß[21]
Wie das Verdienst zum Bettler wird geboren
Und hohles Nichts zu Glück und Ueberfluß,
Und wie der treuste Glaube wird verschworen,
Und goldne Ehre schmückt manch schmachvoll Haupt,
Und jungfräuliche Tugend wird geschändet,
Und wahre Hoheit ihres Lohns beraubt,
Und Kraft an lahmes Regiment verschwendet,
Und Kunst im Zungenbande roher Macht,
Und Wissenschaft durch Schulunsinn entgeistert,
Und schlichte Wahrheit als Einfalt verlacht,
Und wie vom Bösen Gutes wird gemeistert —
Müd' alles dessen, möcht' ich sterben — bliebe
Durch meinen Tod nicht einsam meine Liebe.

62.

Wie könnt' es meiner Mus' an Stoff je fehlen
So lang' Du athmest und in meine Lieder
Dein holdes Leben hauchst, sie zu beseelen;
Wer sänge würdig Deinen Inhalt wieder?
O danke Du Dir selbst, wenn lesenswerth
In Deinen Augen etwas scheint an mir!
Wer würde nicht beredt durch Deinen Werth?
Borgt doch die Dichtung selbst ihr Licht von Dir!
Darum die zehnte Muse sollst Du sein,
Um zehnmal würdiger als die neun, die alten,
Und wer Dich anruft, soll Dir Lieder weihn,
Die ewigen Werths voll Deinen Ruhm enthalten.
Gefällt der krit'schen Welt die schlichte Weise,
Sei mein die Müh' — Dir sei's zum Ruhm und Preise!

63.

O wie kann würdig Deinen Werth ich singen,
Wenn Du der beßre Theil nur bist von mir?
Kann mir, mich selbst zu loben, Ehre bringen?
Und ist's nicht Selbstlob was ich lob' an Dir?
Laß eben darum uns gesondert leben
Und künftig zwiefach unsre Liebe sein,
Damit ich Dir, Du Einziger, mag geben
Den Ehrenpreis, der Dir gebührt allein.
O Trennung, unerträglich wärst du — bliebe
Der süße Trost nicht deiner Einsamkeit,
Der zärtlichen Gedanken unsrer Liebe,
Die anmuthvoll betrügen Gram und Zeit.
Aus Einem machst du Zwei — der Eine bleibt
Um den zu singen, den's von hinnen treibt.

64.

Wie sucht' ich sorgsam jede Kleinigkeit,
Als ich verreist, vor Diebeshand zu schützen,
Um, wenn ich heimgekehrt, was lange Zeit
Nutzlos verschlossen lag, auf's Neu' zu nützen!
Doch Du, vor dem mein Reichthum bloßer Tand,
Du meine größte Sorge, höchste Liebe,
In der allein ich Trost und Freude fand:
Du bliebst zur Beute jedem schnöden Diebe!
Ich habe Dich zu hüten nicht gewußt
Als da wo Du nicht bist, — und doch geblieben
Bist Du, ich fühl's, im Schreine meiner Brust,
Wo frei Du ein- und ausziehst nach Belieben.
 Und da selbst fürcht' ich, daß man Dich mir raube,
 Denn um Dich wird zum Diebe Treu und Glaube![22]

65.

So bin ich wie der reiche Mann, der still
Den Schlüssel führt zu seligem Besitze,
Den er nicht täglich sehn und zählen will,
Nicht abzustumpfen seltner Freude Spitze.
Daher der Feste Würd' und Herrlichkeit,[23]
Weil sie so selten uns das Jahr gewährt,
Sie dünn gesät sind wie am Halsgeschmeid
Und anderm Schmuck Gestein vom höchsten Werth.
So gleicht die Zeit, die Dich bewahrt, dem Schrein,
Den mein Gewand und meine Schätze füllen,
Am Festtag mir ein theurer Schmuck zu sein,
Stolz das verborgne Schöne zu enthüllen.
    Gesegnet seist Du, der das Glück mir offen
    Hältst, wo Du bist — und wo Du fehlst: das Hoffen.

66.

Wie mühsam schlepp' ich mich von Ort zu Ort,
Wenn meiner Reise Ziel, das sonst mich triebe
Zu eilen, jetzt mir zuruft immerfort:
»So fern weilst Du nun schon von Deiner Liebe!«
Mein Reitthier kommt nur langsam von der Stelle,
Als trüg' es mit mir meines Grames Bürde
Und fühlte durch Instinkt, daß eine Schnelle
Die mich von Dir entfernt, nicht freuen würde.
Selbst durch den blutigen Sporn läßt sich's nicht stören,
Womit mein Unmuth dann und wann es schlägt,
Als Antwort muß ich traurig Stöhnen hören,
Das tiefer mich als es mein Sporn bewegt,
Denn in's Gedächtniß ruft es mir zurück:
Mein Gram liegt vor mir, hinter mir mein Glück.

67.

So kann ich liebreich mein schwerfällig Thier
Entschuld'gen, daß es nicht eilt gar zu sehr:
Was nützt mir Eile, geh' ich fort von Dir?
Doch thut sie noth bei meiner Wiederkehr.
O wie will dann mein Gaul Entschuld'gung finden,
Wenn schnellste Schnelligkeit nur scheint Verzug!
Scharf spornt' ich an, ritt ich selbst auf den Winden,
Langsam erschiene mir beschwingter Flug.
Dann nimmt's kein Roß mit meiner Sehnsucht auf,
Und sie nur, die vollkommner Lieb' entsproß,
(Nicht träges Fleisch) befeuert meinen Lauf,
Und Lieb' um Lieb' entschuldigt so mein Roß:
  Langsam hat's mich von Dir hinweggetragen,
  Langsam kehr's heim — doch ich muß zu Dir jagen!

68.

Von Müh'n erschöpft such' ich mein Lager auf,
Die holde Ruhstatt reisemüder Glieder,
Doch dann beginnt in meinem Kopf ein Lauf,
Wach wird der Geist, sinkt schwach der Leib danieder.
Denn sehnsuchtsvoll sucht mein Gedanke Dich
Aus weiter Fern' auf frommer Pilgerfahrt.
Die müden Augenlider öffnen sich
Und sehn nur, was der Blinde auch gewahrt.
Nur daß der Seele einbildsame Macht
Dem innern Auge Deinen Schatten beut,
Der wie ein strahlendes Juwel die Nacht
Verschönert und ihr alt Gesicht erneut:
So daß um Deinethalb am Tag die Ruh
Die Glieder flieht und Nachts den Geist dazu.

69.

Wie könnt' ich wieder glücklich jemals werden,
Da mir der Ruhe Wohlthat gänzlich fehlt,
Die Nacht nicht lindern will des Tags Beschwerden,
Tags mich die Nacht und Nachts der Tag mich quält.
Die Beiden, sonst einander feind, vertragen
In flüchtigem Bund sich nur zur Plage mir,
Der Tag durch Müh'n, die Nacht durch Weh und Klagen,
Daß mich mein Müh'n nur mehr entfernt von Dir.
Dem Tage sag' ich, ihm gilt Deine Pracht,
Dein Glanz schmückt ihn, wenn Wolken ihn umdunkeln —
Desgleichen schmeichl' ich auch der schwarzen Nacht:
Du leuchtest ihr wenn keine Sterne funkeln.
  Allein der Tag mehrt meine Leiden täglich,
  Die Nacht macht sie allnächtlich unerträglich.

70.

Soll durch Dein Bild, in Nächten voller Kummer,
Der Schlaf von meinen müden Augen weichen?
Ist es Dein Wunsch, zu stören meinen Schlummer,
Derweil mich Schatten höhnen, die Dir gleichen?
Ist es Dein Geist, den Du aus weiter Ferne
Mir sendest, daß er spähend mich versucht
Und meine Schuld und Thorheit kennen lerne,
Zum Ziel und Inhalt Deiner Eifersucht?
O nein! So groß ist Deine Liebe nicht!
Treu läßt mich meine eigne Liebe wachen;
Sie ist's, die Nächtens meinen Schlummer bricht,
Um Deinethalb den Wächter stets zu machen:
Weit von Dir lieg' ich um Dich wachend da —
Du wachst wo anders, Andern viel zu nah.

71.

Am besten seh' ich, schließt mein Auge sich,
Denn nichts gefällt ihm von des Tages Pracht;
Allein im Traum, im Schlummer sieht es Dich,
Und nächtlich hell schaut es hell in die Nacht.
Du, dessen Schatten Glanz dem Schatten leiht:
Wie glanzvoll würde man am Tag Dich finden,
Noch mehrend seines Lichtes Herrlichkeit,
Da Du so glanzvoll schon erscheinst dem Blinden.
Wie würd' es meine Augen hoch beglücken
Dich selbst zu schauen am lebendigen Tag,
Da schon Dein bloßer Schatten solch Entzücken
In todter Nacht zu spenden mir vermag!
Der Tag wird mir zur Nacht, seh' ich Dich nicht,
Die Nacht zum Tag, zeigt Dich mein Traumgesicht.

72.

Wär' dieses Leibs schwerfälliger Stoff Gedanke,[24]
So trennte Raum und Zeit Dich nie von mir,
Denn immerdar durchbräch' ich jede Schranke,
Die zwischen uns und eilte hin zu Dir!
Und ständ' ich an des Erdballs fernstem Rande,
Gleichgiltig wär' es mir, denn unumschränkt
Fliegt der Gedanke über Meer und Lande,
Erreicht sein Ziel so schnell er es nur denkt.
Doch der Gedanke beugt mich, daß ich nicht
Stets als Gedanke kann Dir nach mich schwingen,
Denn Meer und Land hält mich in schwerem Bann,
In Jammer muß ich meine Zeit verbringen;
    Die trägen Stoffe können, die mich beugen,
    In mir nur Schmerz und bittre Thränen zeugen.

73.

Die beiden andern, Luft und läuternd Feuer,
Wo ich auch sei, sind immerfort bei Dir;
Die als Gedanke, dies als Wunsch mir theuer,
Im schnellsten Flug sind sie bald dort, bald hier.
Denn wenn ich meine flüchtigen Elemente
Als Liebesboten nach Dir ausgeschickt,
Das beßre Paar vom schlechtern Paar sich trennte,
Bin ich betrübt zum Tod, von Gram geknickt:
Bis neu die Lebensstoffe sich vereinen
Durch jene Boten, die auf schnellen Schwingen
Von Dir zurückgekehrt vor mir erscheinen
Und frohe Kunde Deines Wohlseins bringen.
Doch kurz nur, wie sie weilen, währt mein Glück,
Um Dich besorgt send' ich sie gleich zurück.

74.

Aus welchem Stoffe schuf Dich die Natur,
Daß Millionen Schatten Dich umschweben?
Hat Jeder sonst doch einen Schatten nur,
Und Du allein kannst Allen Schatten geben.
Malt man Adonis, kann sein Bild noch lange
Mit Dir, dem Urbild, nicht vergleichen sich —
Haucht Kunst ihr Schönstes auf Helenens Wange,
Sieht man in griechischem Gewande Dich!
Rühmt man den Frühling und des Jahres Fülle:
Sie sind die Schatten Deiner Schönheit bald
Und bald zugleich ihr Kern und ihre Hülle:
Wir kennen Dich in jeder Wohlgestalt.
Dir ward ein Theil von jeder äußern Zier,
An Treu' nur gleichst Du Keinem — Keiner Dir!

75.

O wie verzag' ich, wenn ich von Dir singe,
Seit Dich ein größrer Dichtergeist erhob[25]
Auf seiner allgewaltigen Ruhmesschwinge,
Daß ich verstummen muß mit meinem Lob.
Doch da Dein Werth, weit wie der Ocean,
Die stolzesten wie kleinsten Segel trägt,
Wagt auch mein Schifflein Deiner Flut zu nahn,
Obwohl gering der Werth nur den es hegt.
Dein kleinster Beistand sichert meine Bahn,
Derweil er fährt auf Deiner tiefsten Flut, —
Und scheit'r' ich, bin ich nur ein schlechter Kahn,
Doch er von stolzem Bau und reich an Gut.
  Drum: sänk' ich, während er zum Hafen triebe:
  Was macht' es aus! Mein Tod war meine Liebe.

76.

Du bist mit meiner Muse nicht vermählt,
Drum darf ich Dich der Untreu nicht beschuldigen,
Wenn Du, den Jeder sich zum Preis erwählt,
Dir lieber läß'st durch andere Dichter huldigen.
Du bist so klug wie schön und weißt darum
Daß weit Dein Werth über mein Lob erhaben,
Nun siehst Du Dich nach einem Andern um,
Der würdiger mag preisen Deine Gaben.
Thu' das! Doch glaub' mir, wenn auch Alle sie
Dich überschwänglich lobend sich vereinen,
So schlicht und wahrhaft findest Du doch nie
Dein Bild in ihren Worten als in meinen.
Man braucht nur Schminke wo natürlich Roth
Den Wangen fehlt — bei Dir thut sie nicht noth!

77.

Nie fand ich farblos Dich und darum nie
Konnt' ich zu schminken Dich mich überwinden;
Für übertünchtes Lob der Poesie
Fand, oder glaubt' ich Dich zu groß zu finden.
Darum wie schläfrig war ich Dich zu loben,
Damit Du selbst, in Deiner ganzen Größe
Dich zeigen könntest, stolz das Haupt erhoben,
Im Gegensatz zu heutiger Dichtung Blöße.
Dies Schweigen machtest Du zur Sünde mir,
Derweil es meinen höchsten Ruhm mir bot,
Denn Schweigen schmälert keinen Reiz an Dir —
Die Leben bringen wollten, bringen Tod.
  In einem Deiner Augen lebt mehr Leben,
  Als Deine beiden Dichter können geben.

78.

Stumm hält sich meine Muse und bescheiden,
Wenn goldne Federn in ein Prunkgewand
Des Ruhmes Dich mit stolzen Zügen kleiden,
In Schmuck, gewebt von aller Musen Hand.
Gut ist mein Denken wie der Andern Singen.
Gleich einem Sakristane ruf' ich Amen
Bei Hymnen, die zu Deinem Ruhm erklingen,
Verklären sie nur würdig Deinen Namen.
Lobt man Dich, sag' ich: 's ist so, es ist wahr!
Und mehre noch das höchste Lob — allein
Im Geiste blos, deß Liebe immerdar
Vorangeht, denn das Wort folgt hinterdrein.
So ehre denn der Andern Worte Hauch,
Doch meines stummen Denkens Wahrheit auch.

79.

War es das stolze Segel seiner[26] Dichtung
Das Dein zu theures Selbst verfolgt zum Siege,
Was mich zu reifen Denkens Selbstvernichtung
Antrieb, zum Sarge machend seine Wiege?
War es sein Geist, von Geistern aufgeschlossen
Zu überird'scher Kunst, der mich bezwang?
Nein, nicht vor ihm, noch seinen Nachtgenossen
Die ihm geholfen, staunte mein Gesang.
Nicht er, noch jener Geist, der jede Nacht
Ihm falsche Kunde raunt in's gläubige Ohr,
Hat siegreich so zum Schweigen mich gebracht,
Daß ich blos deshalb Lust und Muth verlor.
Doch daß sein Lied durch Deinen Beifall stieg,
Das war's, was mich verstimmt', warum ich schwieg.

80.

Leb wohl! Du stehst im Preis zu hoch für mich,
Und fremd bist Du dem eignen Werthe nicht.
Frei macht das Vorrecht dieses Werthes Dich,
Mein Recht an Dir erlischt, wie Deine Pflicht.
Denn wie besäß' ich Dich als durch Dein Geben?
Nicht durch Verdienst ward solcher Reichthum mir;
Der Grund so holder Gunst fehlt meinem Leben
Und so kehrt das Geschenk zurück zu Dir.
Du gabst Dich selbst, fremd Deinem eignen Werth,
Gabst Dich mir eigen ohne Ueberlegung,
So fällt das Gut, mir unbedacht gewährt,
Zurück an Dich nach reiflicher Erwägung.
  Mir war's wie Schmeicheln eines Traumgesichts:
  Im Traum ein König — und erwacht ein Nichts.

81.

Was ist so arm an Neuheit mein Gedicht,
Statt wechselnd nach der Mode sich zu schmücken?
Warum versuch' ich's wie die Andern nicht,
Prunkvoll, gespreizt und neu mich auszudrücken?
Warum trägt mein Gedanke immerfort
Ein und dasselbe Kleid, schlicht und gewöhnlich,
Daß ich leicht kennbar bin, fast jedes Wort
Auf seinen Ursprung zeigt, auf mich persönlich?
O wisse, süße Liebe, immer sing' ich
Von Dir allein, Du meines Liedes Leben!
Mein Bestes neu in alte Worte bring' ich,
Stets wiedergebend, was schon längst gegeben.
Denn wie der Sonne Auf- und Untergang:
Alt und doch täglich neu ist mein Gesang.

82.

Oft rief ich Dich als meine Muse an
Und so begeisternd war mir Deine Gunst,
Daß nun die Andern thun was ich gethan
Und Dich als Hort betrachten ihrer Kunst.
Dein Auge lehrte selbst die Stummen singen,
Erhob zum Flug Unwissenheit und Rohheit,
Gab neu Gefieder der Gelehrten Schwingen,
Verdoppelte der Anmuth Reiz und Hoheit.
Doch sei mein Lied Dein höchster Stolz und Ruhm!
Die Andern kannst Du bessern und verschönen
Durch Deinen Reiz, — meins ist Dein Eigenthum,
Dein eignes Selbst — Du lebst in meinen Tönen.
Du bist all meine Kunst; Unwissenheit
In mir ward durch Dich zu Gelehrsamkeit.

83.

So lang' ich Dich noch anrief ganz allein,
Trug mein Gesang auch Deiner Anmuth Zeichen
Ausschließlich; doch nun stellt Verfall sich ein
Und meine Muse muß vor andern weichen.
Ach, wohl verdient solch holder Gegenstand
Wie Du, daß beßre Sänger ihn erheben.
Doch was Dein Dichter je von Dir erfand,
Er nahm es Dir, um Dir's zurückzugeben.
Er leiht Dir Tugend, und von Deinem Werth
Nahm er dies Wort; rühmt Deiner Schönheit Prangen
Das Deine Wang' ihm bot: wie er Dich ehrt,
So war's in Dir lebendig aufgegangen.
  Drum dank' mir nicht für meines Liedes Ruhm:
  Ich schuld' ihn Dir, er ist Dein Eigenthum.

84.

Wie sich ein altersschwacher Vater freut
An seines Sohnes Jugendkraft und Streben,
So leb' ich — dem sonst nichts das Schicksal beut —
Ganz nur in Deinem hohen Werth und Leben;
Denn ob Geburt, ob Reichthum, Schönheit, Witz,
Gesondert oder allesammt Dich haben
Erkürt zu ihrem königlichen Sitz:
Ich opfre meine Liebe Deinen Gaben,
Und bin nicht länger arm: im Mitgenuß
So überschwenglich reichen Eigenthumes, —
Ich nähre mich von Deinem Ueberfluß
Und sonne mich im Glanze Deines Ruhmes.
Ich wünschte, daß durch jedes Glück verklärt
Dein Leben sei — Heil mir! es ward gewährt!

85

Für jene Zeit — wenn je sie sollte kommen —
Wo meiner Fehler Menge Dich verdrösse,
Und, ganz von Klugheitsrücksicht eingenommen,
Dein Herz die Rechnung seiner Liebe schlösse —
Für jene Zeit, wo Deine Liebe sich
In Haß verkehrt und Du vorüberwandelst
Kaum mit dem Sonnenauge grüßend mich,
Mich fremd, mit kalter Höflichkeit behandelst —
Für jene Zeit — möcht' ich sie nie erleben! —
Kann ich mich, ach! auf meinen Werth nicht stützen,
Muß wider mich die eigne Hand erheben,
Dein klares Recht an Deinem Theil zu schützen.
Du darfst rechtskräftig trennen unsern Bund,
Denn mich zu lieben hast Du keinen Grund.

86.

Den äußern Gaben die wir an Dir sehn,
Fehlt nichts was Menschenwitz verbessern könnte,
Das muß von Herzen jeder Mund gestehn
Als wahres Lob, das selbst Dein Feind Dir gönnte.
Dein Aeuß'res wird geschmückt mit äuß'rem Preise;
Allein derselbe Mund, der, was Dein eigen
Dir gab, zerstört dies Lob auf andre Weise,
Noch weiter spähend, als die Augen zeigen.
In Deinen Geist sucht er sich zu versenken,
Mißt Deine Thaten ab nach Deinem Ruhme,
Und haucht dann, sanft von Blicken, rauh im Denken,
Unkrautsgeruch auf Deine schöne Blume.
Weißt Du, warum dem schönen Augenschein
Dein Duft nicht gleicht? Du machst Dich selbst gemein.

87.

Daß man Dich schmäht, beweist nichts gegen Dich:
Verläumdung liebt das Strahlende zu schmähen,
Und durch Verdächtigung hebt Schönheit sich
Wie Himmelsblau durch einen Flug von Krähen.
Doch bist Du gut, wird heller Deine Güte
Nur durch Verleumdung strahlen mit der Zeit,
Des Lasters Wurm sucht gern die schönste Blüthe,
Dein Frühling ist noch rein und unentweiht.
Der Jugend Nachstellungen und Gefahren
Entgingst Du siegreich oder unversehrt.
Doch kann Dich Dein verdienter Ruhm nicht wahren
Vor bösem Neid, der täglich sich nur mehrt.
Umflorte nicht Verleumdung Deinen Glanz,
Beherrschtest Du der Menschen Herzen ganz.

88.

Warum in schlechtem Umgang soll er leben,
Unheiliges durch seine Näh' verwöhnend,
Daß sich Gefallne durch ihn überheben,
Durch seinen Umgang ihre Schuld verschönend?
Warum soll Schminke färben andre Wangen,
Nachahmend sein lebendiges Farbenglühn?
Warum soll arme Schönheit trugvoll prangen
Mit Schattenrosen, wo wahrhaft'ge blühn?
Warum soll er, nun gänzlich die Natur
Verarmt ist, bergen sein lebendig Blut?
Denn ob auch stolz auf Viele, lebt sie nur
Jetzt noch von ihm, er ist ihr letztes Gut.
Ihn hat sie reich gemacht, daß wir ermessen
An ihm, was sie in beßrer Zeit besessen.

89.

So ist er uns ein Bild aus bessern Tagen,
Da, wie heut Blumen, Schönheit lebt' und starb,
Eh' man ihr Bastardzeichen noch getragen
Und die lebendige Stirn damit verdarb.
Eh' man der Todten goldne Locken raubte,[27]
Des Grabes Eigenthum, sie zu beleben
Zum zweitenmal auf einem zweiten Haupte,
Durch todte Schönheit Andern Schmuck zu geben.
In ihm sehn wir die alte Zeit noch blühn,
Die nur am Wahren mochte sich erfreun,
Sich keinen Sommer schuf aus fremdem Grün,
Nicht Altes raubte, Schönheit zu erneun.
Und ihn als Bild hat die Natur erlesen,
Das zeigt, wie ächte Schönheit einst gewesen.

90.

So werd' ich leben, glaubend, Du seist treu,
Wie ein betrogner Eh'mann; dem Gesicht
Der Liebe trau'n, ob sich's auch oft erneu',
Das Auge bei mir ist, die Liebe nicht.
Denn da der Haß nie Deinem Auge naht,
Kann ich darin nicht Deinen Wandel lesen.
In manchem Antlitz spricht sich der Verrath
Des Herzens aus durch mürrisch seltsam Wesen, —
Dir aber gab des Himmels Schöpfersegen,
Daß stets Dein Auge nur von Liebe strahle,
Und — was auch Herz und Sinne mag bewegen —
Nur Huld und Anmuth auf der Stirn sich male.
Es ist wie Eva's Apfel Deine Jugend,
Gleicht Deinem Schein nicht Deine holde Tugend.

91.

Entweder schreib' ich noch die Grabschrift Dir,
Oder Du siehst mich modern in der Erde;
Doch Dein Gedächtniß nimmt kein Tod von hier,
Ob Alles auch von mir vergessen werde.
Dein Name soll ein ewiges Leben haben,
Rafft mich der Tod auch unbemerkt dahin.
Ich werd' in dunkler Erde Schoß begraben,
Doch Du bleibst in der Menschen Aug' und Sinn.
Dir setz' ich mein Gedicht als Monument,
Daß Dich noch ungeschaffne Augen lesen,
Und künftiger Geschlechter Mund Dich nennt,
Wenn alle Athmer[28] dieser Zeit verwesen.
Denn meine Lieder geben von Dir Kunde,
So lange Odem weht aus Menschenmunde.

92.

Nicht länger traur' um mich als dumpf der Ton
Der Glocke, die mein Sterben kündet, schallt,
Der Welt zu sagen daß mein Geist entflohn
Und daß bei Würmern nun mein Aufenthalt.
Ja, siehst Du diese Zeilen, denk' nicht mein,
Der sie geschrieben, denn so lieb' ich Dich:
Eh'r möcht' ich ganz von Dir vergessen sein,
Als denken daß Du Dich betrübst um mich.
Wenn einst Dein Blick noch fällt auf dies Gedicht,
Nachdem mein Leib dem Staub zurückgegeben,[29]
So wiederhol' selbst meinen Namen nicht,
Laß Deine Liebe enden wie mein Leben.
Sonst sucht die kluge Welt der Thränen Sinn
Und höhnt Dich um mich, wenn ich nicht mehr bin.

93.

Damit man einst Dir nicht mit Fragen droht,
Voll Neugier, was Du an mir liebst, zu kennen,
Vergiß mich, Liebe, ganz nach meinem Tod,
Denn nichts Vollkommnes kannst Du an mir nennen,
Wenn Du nicht eine tugendhafte Lüge
Ersinnst, um Ruhm und Preis mir zuzuwenden,
Mehr als die strenge Wahrheit es ertrüge,
Die karg den Todten pflegt ihr Lob zu spenden.
O daß mein Name doch begraben bliebe
Mit mir, zu Dein und meinem Glück verschwände,
Damit man falsch nicht Deine treue Liebe
In ihrem Urtheil über mich erfände!
Denn was ich schuf, ist klein, beschämt mich blos,
Und lieben darfst Du nur, was wahrhaft groß.

94.

Die Zeit des Jahres kannst Du an mir sehn,
Wo spärlich nur von gelbem Laub behangen
Die Zweige zittern vor des Nordwinds Wehn,
Ein Dom, verödet, drin einst Vögel sangen.
Du siehst in mir des Tages Dämmerschein,
Will er im West zum Untergang sich neigen;
Allmählich hüllt die schwarze Nacht ihn ein,
Des Todes Bild, in Finsterniß und Schweigen.
Du siehst in mir des Feuers letzte Brände,
Das auf der Asche seiner Jugend liegt
Wie auf dem Todbett, wo ihm naht sein Ende,
Wo es am Stoff, der es ernährt, versiegt.[80]
Du siehst das und erhöhte Liebe treibt
Dich hin zu Dem, was Dir nicht lange bleibt.

95.

Doch sei zufrieden: wenn mich das Gericht,
Das keine Bürgschaft nimmt, fortruft von hier,
Lebt etwas fort von mir, durch dies Gedicht,
Das ich als Denkmal hinterlasse Dir.
Und wenn Du's liesest, wird es klar Dir zeigen,
Mein Bestes sei gewidmet Dir allein.
Der Erde wird mein Staub nur, als ihr eigen,
Der beßre Theil von mir, mein Geist, ist Dein!
Nur meinen Leib verlierst Du so — ein Nichts,
Der Würmer Fraß, den gern Du ihnen schenkst,
Das Opfer eines mörderischen Wichts,
Zu niedrig, daß Du seiner je gedenkst.
　　Des Leibes Werth ist das, was in ihm lebt,
　　Und Das bleibt Dein, wenn man ihn selbst begräbt.

96.

Wenn einst, nachdem mich längst der Tod ereilt
Und weiter nichts auf Erden von mir bliebe,
Dein Auge noch auf diesen Blättern weilt,
Den armen Zeugen meiner reichen Liebe:
Vergleich' sie mit der Zeiten Besserung
Und wahr' sie, weil sie meine Liebe singen,
Nicht ihres Werthes willen: höh'rer Schwung
Wird bessern Meistern des Gesangs gelingen.
Dann denke liebend: »Wär' mein Freund nicht schon
Vor dieser kunstgereiften Zeit gestorben,
Wohl klänge stolzer seines Liedes Ton
Und um den höchsten Preis hätt' er geworben;
Doch, da er starb, und beßre Dichter leben,
Soll mich ihr Lied und seine Lieb' erheben.« —

Dritte Abtheilung.

---

97 — 127.

97.

Von schönsten Wesen wünschen wir Vermehrung,[81]
Damit der Schönheit Rose nimmer sterbe,
Und wenn sie hinwelkt in der Zeit Verheerung,
Ein holder Sprößling ihre Schönheit erbe.
Doch Du, nur ganz im eignen Glanze lebend,
Verzehrst Dich, aus Dir selbst Dein Feuer nährend,
Feindlichen Sinns Dir selber widerstrebend,
Beim Ueberfluß das Nöthigste entbehrend.
Du, nun die Welt mit frischem Reize schmückend,
Des holden Frühlings Herold und Verkünder,
Bist, Blüthen in der Knospe unterdrückend,
Und nur im Geiz verschwenderisch, ein Sünder.
Erbarme Dich der Welt, daß nicht zerstört
Wird, durch das Grab und Dich, was ihr gehört!

98.

Einst wird, eh' Du gelebt ein halb Jahrhundert,
Die reine Stirne tiefe Falten schlagen,
Dann Deiner Schönheit Glanz, jetzt so bewundert,
Wird werthlos, wie ein Kleid, das abgetragen.
Und müßtest Du einst, wenn Du von den Leuten
Gefragt wirst, wo der Jugend Schönheit blieb,
Auf Deine tiefgesunknen Augen deuten, —
Es wär' ein schlechter Ruhm, Dir selbst nicht lieb.
Doch wie ganz anders kläng' es Dir zum Ruhme,
Erwiedert'st Du: In diesem jungen Blut,
In meinem Kind blüht meiner Schönheit Blume,
In ihm erneut sich meiner Jugend Glut.
So wirst Du selbst verjüngt, wenn Du auch alt bist,
Und siehst Dein Blut erwärmt, wenn Du auch kalt bist.

99.

Schau in den Spiegel und sag' Deinen Zügen:
Nun ist es Zeit, auf's Neue sie zu prägen;
Thust Du es nicht, wirst Du die Welt betrügen
Und bringst ein Weib um holden Muttersegen.
Wo ist die Jungfrau, die es Dir gern bliebe,
Nicht freudig Mutter würde Deinen Kindern?
Wo der Verblendete, der Eigenliebe
In sich begräbt, Nachkommenschaft zu hindern?
Du bist der Spiegel Deiner Mutter, die
Sich ruft in Dir der Schönheit Lenz zurück;
Und wenn Du alt wirst, sollst Du einst, wie sie,
Im Kind erneut sehn Deiner Jugend Glück.
    Doch willst Du Dein Gedächtniß nicht vererben,
    So stirb allein, Dein Bild wird mit Dir sterben.

100.

Fruchtlose Lieblichkeit, warum verschwenden[32]
Sich in Dir selbst die Schätze der Natur?
Sie schenkt nicht, sie verleiht nur ihre Spenden,
Freigebig leiht sie den Freigebigen nur.
So selbstverschwenderisch in Deinen Reizen
Vergeudend, was Dir Liebliches gegeben: -
Warum willst Du nur gegen Andre geizen,
Und weißt bei allem Reichthum nicht zu leben?
Gewohnt, Dich mit Dir selbst nur zu befassen,
Wirst Du Dich um Dein süßes Selbst betrügen;
Ruft die Natur Dich einst, uns zu verlassen,
Wie soll ihr Deine Rechenschaft genügen?
  Schönheit wird unbenutzt mit Dir begraben,
  Die, wenn benutzt, fortblühte uns zu laben.

101.

Die Zeit, die Deiner Schönheit Fäden spann,
Darauf entzückt sich alle Augen richten,
Wird einstmals Dir erscheinen als Tyrann,
Die holde Schöpfung unhold selbst vernichten.
Dem Sommer folgt der frost'ge Winter bald,
Umhüllt mit Schnee die Schönheit und entblättert
Die duft'ge Blume wie den grünen Wald;
Die Säfte stocken, Alles steht verwettert.
Dann, bliebe nicht des Sommers Duft zurück,
Gefangen in kristallner Mauern Innern,
Hin wäre seiner Schönheit Lust und Glück,
Wir hätten nichts, uns ihrer zu erinnern.
So aber lebt ihr süßes Wesen fort
Im Winter, wenn die Hülle auch verdorrt.

102.

Drum laß, eh' Winter Deinen Sommer scheucht,
Dein süßes Wesen uns in andrer Hülle,
Schmücke die Welt mit Schmuck aus Dir erzeugt,[33]
Daß Schönheit nicht erstickt in eigner Fülle.
Nicht Sünde ist es, wenn man Wucher treibt,
Zu mehren ein so himmlisch Gut wie Deines.
Wie glücklich, wenn von Dir ein Bild uns bleibt,
Und zehnmal glücklicher, wenn zehn für Eines!
Du selbst wärst zehnmal glücklicher, sähst Du
Zehn Deiner Kinder zehnmal sich vermehren —
Dann sprächst Du: »Tod, wo ist Dein Stachel? Ruh'
Bringt mir das Grab, mein Bild lebt fort in Ehren.«
Bleib' nicht allein! Du bist zu schön, auf Erden
Des Todes Raub, der Würmer Fraß zu werden.

103.

Sieh, wenn im Ost glutvoll das Himmelslicht
In seines Aufgangs Majestät erschienen,
Wie huldigend jedes irdische Gesicht
Aufschaut zu ihm, mit Blicken ihm zu dienen.
Und hat es dann den steilsten Himmelsplan —
Dem Mann im reifen Alter gleich — erklommen,
Noch staunen Alle seine Schönheit an,
Folgen dem goldnen Pfad, den es genommen.
Doch wenn es von der höchsten Höhe nieder —
Dem schwachen Greis gleich — müde lenkt den Wagen,
Gleich senken sich der Menschen Blicke wieder,
Die erst bewundernd zu ihm aufgeschlagen.
So wird's mit Dir auch, wenn Du alterst, werden,
Läßt Du von Dir ein Abbild nicht auf Erden!

104.

Du, den zu hören selbst Musik, warum
Stimmt sie Dich trüb? Kämpft Schönes mit dem Schönen?
Warum liebst Du was traurig macht und stumm,
Statt durch das Heitre Trübes zu versöhnen?
Wenn Dich der Klang der eintrachtvoll gesellten,
In süßem Bund vermählten Töne stört,
So ist es nur, weil sie Dich lieblich schelten,
Daß Dein Herz auf der Liebe Ruf nicht hört.
Horch nur, wie eine Saite, süßen Schalles,
Der andern sich vermählt und mit ihr klingt,
Wie glücklich Mutter, Vater, Kind und Alles
Vereint die eine süße Note singt,
Wortlos, vielfach, doch scheinbar Eins nur, spricht's
Und singt: »Wenn Du allein bleibst, bist Du Nichts!«

105.

Ist es die Furcht, daß eine Wittwe weine
Um Dich, was einsam Dich gebunden hält?
Ach! stirbst Du einsam, weint um Dich als Deine
Verlaßne Gattin einst die ganze Welt.
Die Welt wird Deine Wittwe sein und weinen,
Daß sie von Dir kein Ebenbild erzieht,
Wo jede Wittwe sonst in ihren Kleinen
Des Gatten Züge stets lebendig sieht.
Sieh, was sonst Leichtsinn in der Welt verschwendet,
Verändert blos den Platz; der Welt gehört es
Wie vor — derweil das Gut der Schönheit endet,
Denn eigensinn'ger Richtgebrauch zerstört es.
Ein Herz, das selbst sich so verderben mag,
Legt keine Nächstenliebe an den Tag.[84]

106.

O Schmach! Gesteh', Du kannst nicht Andre lieben,
Der für Dich selbst aller Voraussicht bar, —
Zu Dir fühlt sich wohl manches Herz getrieben,
Doch daß Du Niemand liebst, ist sonnenklar.
Denn so beseelt Dich mörderischer Haß,
Daß Du nicht schwankst Dich selber zu bedräuen,
Das schöne Haus zerstören möchtest, das
Du glühend wünschen solltest zu erneuen.
O, ändre Deinen Sinn, wie meine Meinung!
Soll schönre Wohnung Haß als Liebe haben?
Entsprich ganz Deiner freundlichen Erscheinung,
Sei gütig gegen Dich und Deine Gaben!
Schaff' Dir ein zweites Ich aus Lieb' zu mir,
Daß Schönheit fort im Deinen lebt und Dir.

107.

So schnell Du welkst, in einem Sproß erblühst
Du ganz so schnell aus dem was Du verloren,
Und siehst die Jugendkraft die Du versprühst,
Selbst alternd, vor Dir prangen neugeboren.
Dies ist's, was Weisheit, Schönheit, Wachsthum hält,
Sonst giebt's nur Alter, Thorheit und Verderben;
Denn dächten wie Du Alle: Zeit und Welt
Müßten in wenig Menschenaltern sterben.
Laß Andre, nicht bestimmt zum Fortblühn hier
Von der Natur, unfruchtbar gehn zum Grabe;
Mehr als den Bestbegabten gab sie Dir,
Um reich zu spenden von der reichen Gabe.
Der Schönheit Stempel wardst Du, ihren Segen
Vielfältig und unsterblich auszuprägen.

108.

Zähl' ich die Glocke, die die Stunden mißt
Und seh den hellen Tag in Nacht verderben —
Seh ich des Veilchens kurze Blüthenfrist
Und dunkle Locken, die sich silbern färben —
Erhabne Bäume, deren Blätter starben,
Die erst ein Schattendach der Heerde waren —
Seh ich des Sommers Grün in welken Farben
Weißbärtig wie im Sarg zur Tenne fahren,[35]
Dann kommt mir Deine Schönheit in den Sinn,
Wie sie der Zeit Verwüstung soll bestehn,
So schnell wie andre aufblüht, welkt sie hin,
Muß vor sich selber fliehen und vergehn —
  Und nichts bewahrt sie vor der Zeit Verheerung,
  Als daß sie Trotz der Zeit beut durch Vermehrung.

109.

O, daß Du ganz Dein eigen wärst! Doch bist
Du's nur so lang Du selber hier wirst leben;
Drum nützen sollt'st Du diese kurze Frist,
Dein holdes Bildniß einem Andern geben:
Dann käme, was Dir Schönes ward verliehen,
Niemals zum Heimfall, würde Tod zur Lüge —
Du bliebst Du selber — müßtest Du auch fliehen —
In einem Sproß, der Deine Formen trüge.
Wer läßt zerfallen ein so schönes Haus,
Das kluge Vorsicht könnte lang erhalten
Zum Schutz vor Kälte, Schnee und Sturmgebraus,
Des Todes und der Elemente Walten?
Daß Du des eignen Vaters würdig seist,
Mach', daß ein Sohn auch Dich einst Vater heißt.[84]

110.

Nicht von den Sternen hol' ich meine Kunde,
Und bin doch Astrolog, nicht um von Tagen
Der Theurung, Pestilenz und Kriegesplagen
Dir zu verkünden mit Prophetenmunde —
Nicht um zu deuten ob die flücht'ge Stunde
Mag Regen oder Sturm im Schoße tragen;
Nicht um der Fürsten Loos vorherzusagen
Aus goldner Zeichenschrift am Himmelsrunde.
Nein, Deine Augen sind die Wundersterne,
Daraus ich diese Seherweisheit lerne:
Daß nur, wenn uns ein Erbe bleibt von Dir,
Wahrheit und Schönheit weiter leben hier.
Sonst sag' ich dies als ganz bestimmt voraus:
Mit Dir stirbt Wahrheit gleichwie Schönheit aus!

111.

Bedenk' ich, daß nur Augenblicke währt[37]
Was zur Vollendung wächst, und nur der Sterne
Geheimer Einfluß recht das Spiel erklärt
Auf dieser Erdenbühne, nah und ferne —
Seh' ich, daß Menschen sich wie Pflanzen nähren,
Wie sie derselbe Himmel hebt und beugt,
Voll Uebermuth die jungen Säfte gähren,
Bis aus der Blüthe das Verderben kreucht:
Dann führt das Bild der irdischen Flüchtigkeit
Dich vor mein Aug' in höchster Jugendpracht,
Bemüht seh' ich die trümmerfrohe Zeit
Zu wandeln Deinen hellen Tag in Nacht —
Und stets im Kampfe mit der Zeit, Dir treu,
Schaff' ich, was ihre Hand Dir nimmt, stets neu.

112.

Doch warum kehrst Du selbst nicht stärkre Wehr'
Gegen die blutige Tyrannin Zeit?
Und schaffst durch segensreiche Mittel mehr
Als mein fruchtloses Lied Dir Sicherheit?
Du prangst nun in der Jugend Majestät,
Und gern von Dir lebendige Blumen trüge
Mit keuschem Wunsch manch jungfräuliches Beet,
Weit ähnlicher als blos gemalte Züge.
So blieb' in Lebenslinien jung dies Leben,
Dem nicht mein eigner, noch der Zeiten Stift
Kann in dem Aug' der Menschen Dauer geben
In einer Deines Werthes würdigen Schrift.
Du bleibst nur Dein, wenn Du Dich weggiebst, lebst
Nur, wenn Du hold Dich selbst zu zeichnen strebst!

113.

Wer glaubt wohl künftig meinem Lied, erfüllt
Von Deinem hohen Werth? — Der Himmel zwar
Weiß, nur ein Grab ist's, drin Du eingehüllt,
Nicht halb zeigt es Dein Bild, wie's lebend war!
Könnt' ich die Schönheit Deiner Augen malen,
Dein Ebenmaß in's Maß des Liedes fügen,
Die Nachwelt spräch', es wär' ein eitel Prahlen,
Der Himmel strahlt' aus keinen ird'schen Zügen.
So würde man mein zeitvergilbt Gedicht
Verhöhnen wie Geschwätz von alten Leuten,
Und Deines Werths wahrhaftigen Bericht
Als alter Lieder Schwulst und Unsinn deuten.
Doch gäb' ein Sproß von Dir Dein Bild uns wieder,
Zweimal lebt'st Du: durch ihn und meine Lieder!

114.

Soll ich Dich einem Sommertag vergleichen?
Nein, Du bist lieblicher und frischer weit —
Durch Maienblüthen rauhe Winde streichen
Und kurz nur währt des Sommers Herrlichkeit.
Zu feurig oft läßt er sein Auge glühen,
Oft auch verhüllt sich seine goldne Spur,
Und seiner Schönheit Fülle muß verblühen
Im nimmerruh'nden Wechsel der Natur.
Nie aber soll Dein ewiger Sommer schwinden,
Die Zeit wird Deiner Schönheit nicht verderblich,
Nie soll des neidischen Todes Blick Dich finden,
Denn fort lebst Du in meinem Lied unsterblich.
So lange Menschen athmen, Augen sehn,
Wirst Du, wie mein Gesang, nicht untergehn.

115.

Stumpf', gierige Zeit, des Löwen Klau' — es gähne
Die Erde und verschling' die eigene Brut,
Dem wilden Tiger raub' die scharfen Zähne,
Verbrenn' den Phönix im uralten Blut.
Schnellfüßige Zeit, Glück oder Unglück bringe
Der weiten Welt, thu' was Du willst mit ihr:
Das Schöne flattert doch auf flüchtiger Schwinge,
Nur einen ärgsten Frevel wehr' ich Dir:
Entstell' die Stirne meines Freundes nicht,
Daß sie der Kiel der Zeiten nicht beschreibe,
Und er mit unentweihtem Angesicht
Der Schönheit Vorbild für die Nachwelt bleibe.
Bedenk', wenn ihn auch Deine Wuth nicht miede,
Lebt er doch ewig jung in meinem Liede!

116.

Mein Alter glaub' ich meinem Spiegel nicht,
So lange Deine Jugend mich noch blendet;
Doch: zeigt mir Furchen einst auch Dein Gesicht,
Dann glaub' ich fest, daß bald mein Leben endet.
Denn alle Schönheit, wie sie lebt in Dir,
Deckt nur mein Herz mit reiner Hülle zu,
Das ganz in Dir so lebt, wie Deins in mir,
Wie könnt' ich denn wohl älter sein als Du?
O darum, Liebe, sei auf Dich so achtsam,
Wie ich für mich nicht, doch für Dich sein werde,
Dein Herz so hütend, wie treu und bedachtsam
Die Amm' ihr Kindlein, daß es nichts gefährde.
Zähl' auf Dein Herz nicht mehr, wenn meines bricht,
Zum Wiedergeben gabst Du Deins mir nicht!

117.

Wohl gleicht nicht meine Muse jenem Lied,
Das an geschminkter Schönheit sich begeistert,
Den Himmel selbst als Schmuck herniederzieht,
Und bildlich alles Schönen sich bemeistert
In Anhäufungen prunkender Vergleiche
Mit Sonn' und Mond, der blühenden Lenzesflur,
Kleinodien aus dem Erd- und Wasserreiche,
Und allen Seltenheiten der Natur.
Wahr wie mein Lieben sei auch mein Gedicht:
Drum glaub' mir, meine Liebe ist so schön,
Den Schönsten gleich — wenn auch so strahlend nicht
Wie jene goldnen Stern' in Himmelshöhn.
  Mehr sage wer nach Hörensagen liebt;
  Mein Lied rühmt nicht was es nicht käuflich giebt.

118.

O Du, mein holder Freund, der in der Welt
Der Zeiten Sichel und die Sanduhr hält,
Deß blühend Wachsthum Anderer Verderben
Und dessen Leben treuer Herzen Sterben!
Wenn die Natur, die Tod und Leben lenkt,
Dich Vorwärtseilenden stets rückwärts drängt,
Hält sie Dich auf, weil sie die Zeit bethören
Und traurige Minuten will zerstören.
Doch fürchte sie, Du Liebling ihrer Lust;
Aufhalten, nicht verschonen an der Brust
Darf sie ihr Kleinod. Mag sie's auch verdrießen,
Sie muß Dich opfern und die Rechnung schließen.

119.

O wolle nicht mich falsch von Herzen nennen,
Schien Trennung auch zu wandeln meine Glut:
So leicht könnt' ich mich von mir selber trennen,
Als meiner Seel', die Dir im Busen ruht.
Da ist die Heimat meiner Liebe! Weit
Wohl schweift' ich fort, doch kehrt' ich stets zurück
Zur rechten Zeit, nicht wechselnd mit der Zeit;
Durch Buße neu verdient' ich mir mein Glück.
O halte nicht, und wär' es gleich bedeckt
Mit jeglichem Gebrechen jeden Blutes,
Mein Wesen für so unheilvoll befleckt,
Daß es um Nichts dahingäb' all' Dein Gutes!
Nichts Liebes beut die Welt mir außer Dir,
Du meine Rose, Du mein Alles hier!

120.

Ach, wohl ist's wahr: ich schwärmte hier und dort,
Erschien der Welt als Narr, schnitt in die Seele
Mir selber tief, gab Höchstes wohlfeil fort,
Durch neue Liebe mehrt' ich alte Fehle.
Wahr ist's, ich sah die Wahrheit allerwärts
Schief an, fremdthuend — doch, beim Himmel oben!
Der Trug und Wahn verjüngte nur mein Herz
Und ließ mich Dein Gemüth als ächt erproben.
Vorbei ist Alles nun, bis auf das Eine,
Das ewig bleibt. Nie werd' ich mehr bethört
So alte Freundschaft prüfen wie die Deine,
Du Liebesgott, dem ganz mein Herz gehört!
Gieb, nach dem Himmel, denn die höchste Lust,
Den Willkomm mir an Deiner treuen Brust!

121.

O zürn' der Glücksgöttin! denn sie allein
Ist schuld an Allem, was mich Schuldigen beugt;
Sie zwang mich, dienstbar meinem Volk zu sein
In niederm Stand, der niedre Sitten zeugt.
Drum liegt's auf meinem Namen wie ein Brand,
Und des Berufes fremde Farb' entweiht
Mein ganzes Wesen wie des Färbers Hand —
O fühl' dies mit und wünsch', ich wär' erneut!
Als Heilbedürft'ger unterwerf' ich willig
Mich allen stärksten Mitteln und Arznei'n,
Will zur Entsühnung büßen mehr als billig,
Das Bitterste soll mir nicht bitter sein;
    Willst Du nur, Freund, mitfühlend bei mir weilen,
    Dein Mitgefühl genügt schon, mich zu heilen.

122.

Dein liebend Mitgefühl schließt bald die Wunde,
Die pöbelhafter Unglimpf mir geschlagen;
Was kümmert mich mein Ruf in Andrer Munde,
Ehrst Du mein Gutes, hilfst mein Schlimmes tragen!
Du bist für mich die Welt, und einzig streb' ich
Nach Deinem Lob und freundlichen Gedenken;
Sonst Niemand lebt für mich, für Niemand leb' ich,
Der meinen eh'rnen Sinn vermag zu lenken.
Drum fort mit Gram und Sorgen! Forthin Alles
Werf' ich in des Vergessens tiefsten Schlund,
Denn Lob und Ruhm sind Worte leeren Schalles
Für mich, aus anderm als aus Deinem Mund.
So mächtig fühl' ich Dich im Herzen leben,
Daß mir die Welt wie todt erscheint daneben.

123.

Wer sagt das Meiste? Was kann mehr entfalten
Dein Lob als dies: daß Du bist Du allein?
In diesem Wort ist all Dein Werth enthalten,
Wonach zu messen, wer Dir gleich soll sein.
Als dürftig ist die Feder zu beklagen,
Der es an Schmuck für ihren Stoff gebricht;
Doch wer von Dir schreibt und kann einfach sagen,
Daß Du bist Du, der adelt sein Gedicht.
Laß ihn nur wiedergeben, was Dein eigen,
Nicht schlechter als es die Natur erzeugt,
Und solch ein Abbild wird er von Dir zeigen,
Daß alle Welt vor seinem Werk sich beugt.
Du fliehst der Schönheit Segen: Dir gefällt
Lob, das Dein Lobenswerthes nur entstellt.

124.

Seh' ich des Alterthums erhabne Pracht
Unter dem Todeshauch der Zeit verwittern,
Den höchsten Thurm der Erde gleich gemacht
Und ewiges Erz vor Menschenwuth erzittern;
Seh' ich den gierigen Ozean am Reich
Der Meeresküsten überfluthend zehren,
Das feste Land, an Wasserschätzen reich,
Raub mit Verlust, Verlust mit Raube mehren;
Seh' ich des Daseins Wechselgang und Schranke,
Das Dasein selbst dem Untergang geweiht,
Kommt mir bei den Ruinen der Gedanke:
Auch meine Liebe nimmt mir einst die Zeit.
  Solch ein Gedank' ist wie ein Tod; es treibt
  Zum Weinen, daß man hat, was doch nicht bleibt.

125.

Wenn Erz, Stein, Erde, selbst des Weltmeers Flut
Nicht widersteht der Zeit Zerstörungswerke,
Wie hielte Schönheit Stand vor solcher Wuth,
Sie, die nur Blumen sich vergleicht an Stärke!
Wie könnte sich des Sommers duft'ger Flor
Vor der Vernichtungswuth der Tage halten,
Vor deren Angriff selbst das Eisenthor
Zerspringt und sich die stärksten Felsen spalten.
Furchtbare Vorstellung! Wie soll das Glück,
Der Zeit Juwel, sich retten vor der Zeit?
Wer hält den Fuß der Eilenden zurück,
Hemmt ihren Raub, wahrt was dem Tod geweiht?
O Niemand! Wird das Wunder nicht gewährt,
Daß schwarze Dinte meinen Freund verklärt.

126.

Nicht eigne Furcht, noch das prophet'sche Ahnen
Der weiten Welt, die träumt von künft'ger Zeit,
Vermag mein treues Lieben zu gemahnen,
Daß es ein Opfer der Vergänglichkeit.
Nach seiner Finsterniß glänzt neu der Mond,
Die Augurn spotten ihrer eignen Kunde,
Hoch über'm Zweifel die Gewißheit thront,
Der Frieden mit dem Oelzweig macht die Runde.
Erfrischt am Balsam dieser Zeit hat sich
Mein Herz und ist des Todes Herr geworden,[38]
Denn ihm zum Trotz in meinem Lied leb' ich,
Er triumphirt nur über stumme Horden.
Dir wird's ein Monument, das ruhmesvoll
Manch Königsdenkmal überdauern soll.

127.

Was kann das Hirn durch Dinte offenbaren,
Das ich zu Deinem Ruhm nicht schon geschrieben?
Was könnt' ich neu erfinnen, Du erfahren,
Um Deinen Werth zu fingen und mein Lieben?
Nichts, holder Freund! Doch wie wir täglich beten,
So wandl' ich stets die alten Pfade wieder
Zu Dir, wie oft ich sie auch schon betreten,
Seit ich zuerst Dir weihte meine Lieder.
So ewige Freundschaft, frisch im Lied erhalten,
Wägt nicht den Staub und die Gefahr der Zeit,
Hat auf der Stirn nicht Raum für trübe Falten,
Macht sich zum Sklaven die Vergänglichkeit.
Sie aufersteht in dem was ich gedichtet,
Wenn Zeit und Außenwelt sie glaubt vernichtet.

Vierte Abtheilung.

---

128 — 156.

120.

Ach, wohl ist's wahr: ich schwärmte hier und dort,
Erschien der Welt als Narr, schnitt in die Seele
Mir selber tief, gab Höchstes wohlfeil fort,
Durch neue Liebe mehrt' ich alte Fehle.
Wahr ist's, ich sah die Wahrheit allerwärts
Schief an, fremdthuend — doch, beim Himmel oben!
Der Trug und Wahn verjüngte nur mein Herz
Und ließ mich Dein Gemüth als ächt erproben.
Vorbei ist Alles nun, bis auf das Eine,
Das ewig bleibt. Nie werd' ich mehr bethört
So alte Freundschaft prüfen wie die Deine,
Du Liebesgott, dem ganz mein Herz gehört!
Gieb, nach dem Himmel, denn die höchste Lust,
Den Willkomm mir an Deiner treuen Brust!

121.

O zürn' der Glücksgöttin! denn sie allein
Ist schuld an Allem, was mich Schuldigen beugt;
Sie zwang mich, dienstbar meinem Volk zu sein
In niederm Stand, der niedre Sitten zeugt.
Drum liegt's auf meinem Namen wie ein Brand,
Und des Berufes fremde Farb' entweiht
Mein ganzes Wesen wie des Färbers Hand —
O fühl' dies mit und wünsch', ich wär' erneut!
Als Heilbedürft'ger unterwerf' ich willig
Mich allen stärksten Mitteln und Arznei'n,
Will zur Entsühnung büßen mehr als billig,
Das Bitterste soll mir nicht bitter sein;
　　Willst Du nur, Freund, mitfühlend bei mir weilen,
　　Dein Mitgefühl genügt schon, mich zu heilen.

122.

Dein liebend Mitgefühl schließt bald die Wunde,
Die pöbelhafter Unglimpf mir geschlagen;
Was kümmert mich mein Ruf in Andrer Munde,
Ehrst Du mein Gutes, hilfst mein Schlimmes tragen!
Du bist für mich die Welt, und einzig streb' ich
Nach Deinem Lob und freundlichen Gedenken;
Sonst Niemand lebt für mich, für Niemand leb' ich,
Der meinen eh'rnen Sinn vermag zu lenken.
Drum fort mit Gram und Sorgen! Forthin Alles
Werf' ich in des Vergessens tiefsten Schlund,
Denn Lob und Ruhm sind Worte leeren Schalles
Für mich, aus anderm als aus Deinem Mund.
So mächtig fühl' ich Dich im Herzen leben,
Daß mir die Welt wie todt erscheint daneben.

123.

Wer sagt das Meiste? Was kann mehr entfalten
Dein Lob als dies: daß Du bist Du allein?
In diesem Wort ist all Dein Werth enthalten,
Wonach zu messen, wer Dir gleich soll sein.
Als dürftig ist die Feder zu beklagen,
Der es an Schmuck für ihren Stoff gebricht;
Doch wer von Dir schreibt und kann einfach sagen,
Daß Du bist Du, der adelt sein Gedicht.
Laß ihn nur wiedergeben, was Dein eigen,
Nicht schlechter als es die Natur erzeugt,
Und solch ein Abbild wird er von Dir zeigen,
Daß alle Welt vor seinem Werk sich beugt.
  Du fliehst der Schönheit Segen: Dir gefällt
  Lob, das Dein Lobenswerthes nur entstellt.

124.

Seh' ich des Alterthums erhabne Pracht
Unter dem Todeshauch der Zeit verwittern,
Den höchsten Thurm der Erde gleich gemacht
Und ewiges Erz vor Menschenwuth erzittern;
Seh' ich den gierigen Ozean am Reich
Der Meeresküsten überflutend zehren,
Das feste Land, an Wasserschätzen reich,
Raub mit Verlust, Verlust mit Raube mehren;
Seh' ich des Daseins Wechselgang und Schranke,
Das Dasein selbst dem Untergang geweiht,
Kommt mir bei den Ruinen der Gedanke:
Auch meine Liebe nimmt mir einst die Zeit.
 Solch ein Gedank' ist wie ein Tod; es treibt
 Zum Weinen, daß man hat, was doch nicht bleibt.

125.

Wenn Erz, Stein, Erde, selbst des Weltmeers Flut
Nicht widersteht der Zeit Zerstörungswerke,
Wie hielte Schönheit Stand vor solcher Wuth,
Sie, die nur Blumen sich vergleicht an Stärke!
Wie könnte sich des Sommers duft'ger Flor
Vor der Vernichtungswuth der Tage halten,
Vor deren Angriff selbst das Eisenthor
Zerspringt und sich die stärksten Felsen spalten.
Furchtbare Vorstellung! Wie soll das Glück,
Der Zeit Juwel, sich retten vor der Zeit?
Wer hält den Fuß der Eilenden zurück,
Hemmt ihren Raub, wahrt was dem Tod geweiht?
O Niemand! Wird das Wunder nicht gewährt,
Daß schwarze Dinte meinen Freund verklärt.

126.

Nicht eigne Furcht, noch das prophet'sche Ahnen
Der weiten Welt, die träumt von künft'ger Zeit,
Vermag mein treues Lieben zu gemahnen,
Daß es ein Opfer der Vergänglichkeit.
Nach seiner Finsterniß glänzt neu der Mond,
Die Augurn spotten ihrer eignen Kunde,
Hoch über'm Zweifel die Gewißheit thront,
Der Frieden mit dem Oelzweig macht die Runde.
Erfrischt am Balsam dieser Zeit hat sich
Mein Herz und ist des Todes Herr geworden,[38]
Denn ihm zum Trotz in meinem Lied leb' ich,
Er triumphirt nur über stumme Horden.
Dir wird's ein Monument, das ruhmesvoll
Manch Königsdenkmal überdauern soll.

127.

Was kann das Hirn durch Dinte offenbaren,
Das ich zu Deinem Ruhm nicht schon geschrieben?
Was könnt' ich neu ersinnen, Du erfahren,
Um Deinen Werth zu singen und mein Lieben?
Nichts, holder Freund! Doch wie wir täglich beten,
So wandl' ich stets die alten Pfade wieder
Zu Dir, wie oft ich sie auch schon betreten,
Seit ich zuerst Dir weihte meine Lieder.
So ewige Freundschaft, frisch im Lied erhalten,
Wägt nicht den Staub und die Gefahr der Zeit,
Hat auf der Stirn nicht Raum für trübe Falten,
Macht sich zum Sklaven die Vergänglichkeit.
  Sie aufersteht in dem was ich gedichtet,
  Wenn Zeit und Außenwelt sie glaubt vernichtet.

Vierte Abtheilung.

---

128 — 156.

128.

Wo bist Du, Muse, die so lang' vergessen
Die Liebe, die all' Deine Macht Dir gab?
Verdunkelnd Deine Gottgewalt indessen
Sankst Du bis zur Gemeinheit fast herab.
Kehr' um, Vergeßliche! Erobre wieder
Durch süßen Wohllaut die vorlorne Zeit,
Dem Ohre sing', das gern hört Deine Lieder,
Verklär' allein, was Kunst und Stoff Dir leiht.
Im holden Antlitz meiner Liebe spüre,
Ob Falten schon die Zeit geschlagen dort —
Und wenn: sei der Vergänglichkeit Satyre,
Verhöhn' sie überall und immerfort!
Eile der Zeit voraus: verklär' mein Lieb,
O Muse! eh' es trifft ihr Sensenhieb.

129.

Wie büßest, träge Muse, Du Dein Schweigen
Von Wahrheit, die durch Schönheit sich verklärt?
Wahrheit und Schönheit sind dem Freund zueigen,
Gleichwie Du selbst, denn darin ruht Dein Werth.
Gieb Antwort, Muse! Sagst Du nicht vielleicht:
Wahrheit braucht keinen Schmuck um schön zu sein,
Und Schönheit keinen der als wahr sie zeigt,
Das Beste ist das Beste ganz allein?
So willst Du schweigen, weil ihm Lob nicht noth?
Entschuld'ge Dich nicht so! Du kannst ihn weit
Erheben über goldnes Grab und Tod,
Daß er noch lebt ein Ruhm der künft'gen Zeit.
So thu', was Deines Amts! Wie wir ihn sehn,
Soll noch sein Bild vor späten Enkeln stehn.

130.

Verklag' mich, daß ich nur mit Dürftigkeit
Erwiedert Deiner Liebe reiche Gaben,
Mich viel zu flüchtig Deinem Dienst geweiht,
Dran tausend Bande mich gefesselt haben,
Daß ich bei Andern häufig mich ließ finden,
Dein theures Recht vergessend, meine Pflicht,
Daß ich die Segel aufzog allen Winden,
Zu fernster Flucht von Deinem Angesicht.
Verzeichne Irrthum, Eigensinn und Launen,
Verdächt'ge mich, wenn die Beweise voll;
Richt' auf mich drohend Deine Augenbraunen,
Doch opfre nicht mein Leben Deinem Groll.
Denn nur zu prüfen Deine Treu' und Liebe,
Schweift' ich umher im wechselnden Getriebe.

131.

Wie man den Gaumen reizt durch scharfe Mischung,
Oder wie Manche bittre Tränke nehmen
Zur Reinigung des Magens und Erfrischung,
Aus Kranheitsscheu zur Krankheit sich bequemen:
So nahm auch ich, von Deiner Süße krank,
Die nimmer sättigt, zu mir bittre Speisen;
Aus Vorsicht schlürft' ich der Genesung Trank,
Voll Hoffnung, dienlich werd' er sich erweisen.
So sann die Lieb', im schlauen Vorgenuß,
Ein Uebel, das nicht war, zu überwinden,
Und der Gesunde, krank durch Ueberfluß
Des Guten, wollt' im Uebel Heilung finden.
Doch diese Lehre ward mir klar dabei:
Dem durch Dich Kranken wird zum Gift Arznei!

132.

Wie viel Syrenenthränen trank ich schon,
Aus Kolben, schwarz wie Hölle, abgezogen!
Wie sprach Gewinn und Furcht mir wechselnd Hohn,
Wie oft ward ich im Hoffen schon betrogen!
Wie frevelte mein Herz in seinem Wahn,
Derweil es überselig sich erschien!
Wie rollte wild mein Aug' aus seiner Bahn
In jenen tollen Fieberphantasien!
O segenvolle Sünde! dies bewährt,
Daß Uebel Beßres immer besser macht,
Und halberloschne Liebe, frischgenährt,
Noch heller flammt als in der ersten Pracht.
So, nun ich heim zu meiner Liebe kam,
Ersetzt das Uebel dreifach, was es nahm.

133.

Jetzt freut mich, daß einst spärlich Deine Huld
Mir ward zu Theil; so litt ich dazumal,
Daß ich erliegen mußte meiner Schuld,
Wenn meine Nerven nicht wie Stein und Stahl.
Denn wenn Dich meine Ungunst traf, wie mich
Die Deine, littst Du Höllenqual indessen,
Und ich Tyrann hab' unbedächtiglich
Nicht was ich damals von Dir litt, ermessen.
O, hätt' ich damals doch recht tief bedacht
In unsrer Qual, wie wahrer Schmerz verwundet,
Wir hätten gleich den Balsam uns gebracht,
Den lindernden, davon das Herz gesundet!
Nun wird die Schuld zum Lösegeld: durch meine
Befrei' ich Dich, wie Du mich durch die Deine.

134.

Ach, wie so arm doch meine Muse ist,
Obgleich ihr Stoff so reich und stolz erscheint,
Daß Du weit mehr gefällst so wie Du bist,
Als wenn mein Lob sich Deinem Werth vereint.
O tadle mich ob meiner Schwäche nicht!
Zum Spiegel tritt, der Dir ein Antlitz zeigt,
Deß Schönheit mich beschämt wie mein Gedicht,
So strahlend, daß die Kunst davor erbleicht.
Wär's denn nicht Sünde, etwas zu verderben,
Was unberührt in reinster Anmuth strahlt?[39]
Denn keinen Ruhm kann mein Gedicht erwerben,
Als daß es Dich und Deinen Liebreiz malt.
Und mehr, weit mehr als meinen Liedern eigen
An holdem Reiz, wird Dir Dein Spiegel zeigen.

135.

Der Eigenliebe Sünde herrscht in Augen
Und Herzen mir, kurzum in allen Theilen,
Und wurzelt tief im Innern mir, es taugen
Dagegen keine Mittel sie zu heilen.
Ganz reizend scheint mir mein Gesicht zu sein,
Mein Wuchs und meine Treue ohne Gleichen, —
Und schätz' ich mein Verdienst für mich allein,
Muß alle Welt vor mir die Segel streichen.
Doch zeigt mein Spiegel wie ich wirklich bin,
Gegerbt vom Alter, faltig und zerrieben,
So kehrt von mir entsetzt sich selbst mein Sinn,
Denn Sünde wär' es, so mich selbst zu lieben.
Du bist's — mein andres Selbst — das mich entzückt,
Mit Deinem Jugendreiz mein Alter schmückt.

136.

Du wirst der Zeit Verwüstung nicht entfliehn,
Die mich schon lange traf. Es werden Sorgen
Auf Deine reine Stirne Furchen ziehn,
Dein Blut austrocknen, wenn Dein junger Morgen
Verschwunden in des Alters jäher Nacht,
Und alle Schönheit, deren Herrscherthron
Du jetzt noch schmückst in vollster Blüthenpracht
Des Lenzes, Dir geraubt ist und entflohn.
Für solche Zeit will ich Dir ein Vermächtniß
Gegen die Grausamkeit des Alters geben,
Daß es nicht Deine Schönheit dem Gedächtniß
Entreiße, nimmt es auch Dein eignes Leben:
In diesen schwarzen Zeilen soll sie blühn,
Die Schönheit, ein lebendig Immergrün.

137.

Für mich, Geliebter, wirst Du niemals alt;
Schön, wie mein Auge Dich zuerst erblickt,
Scheinst Du mir noch. Drei Winter haben kalt
Dreimal der Wälder Sommerschmuck geknickt,
Drei schöne Lenze sah ich gelb sich färben,
Dreimal die Blumen des April verglühn
In Juniglut und ihren Duft verderben,
Seit ich zuerst Dich frisch wie heut sah blühn.
Und doch schleicht Schönheit wohl, wie an der Uhr
Der Zeiger, auf und abwärts unbeachtet,
So scheint Dein Reiz mir unverändert nur,
Mein Auge täuscht sich wie es Dich betrachtet;
Drum merkt Euch dies, Ihr, künft'ger Zeiten Söhne:
Eh' Ihr geboren wurdet, starb das Schöne.

138.

Nennt meine Lieb' nicht Götzendienst, vergleicht
Nicht den Geliebten einem Prunkidole,
Weil all mein Preis und Sang zu ihm sich neigt,
Ich stets das Lob des Einzigen wiederhole.
Gut ist er heut und morgen wieder gut,
Ein Wunder von unwandelbarer Treue,
Drum hochbeseligt sing' ich hochgemuth
Beständig den Beständigen auf's Neue.
Schön, gut und wahr, ist meine einz'ge Weise.
Schön, gut und wahr, in lieblicher Verbindung, —
In dieses Dreiklangs einigem Zauberkreise
Erschöpft sich alle Weisheit und Erfindung.
  Schön, gut und wahr, — man sieht's wohl oft allein —
  In Dir zuerst gewahrt man's im Verein.

139.

Wenn ich in Chroniken der alten Zeit
Gelesen von dem stolzen Ritterthume,
Manch schmucken Herrn, manch adelige Maid
Verherrlicht fand als wahrer Schönheit Blume:
Erschien mir's in den reizevollen Bildern
Von Händen, Füßen, Lippen, Augen, Brau'n,
Als wollten jene Dichter Schönheit schildern,
Wie wir verklärt in Dir sie heute schaun.[40]
So war ihr Dichten nur ein Prophezein
Von unserer Zeit, vorbildend ahnungsreich;
Sie schauten durch der Zukunft Dämmerschein,
Drum kommt ihr Lob nicht Deiner Schönheit gleich.
  Wir selbst erweisen würd'ge Huldigungen
  Nur mit den Augen Dir, nicht mit den Zungen.

140.

Die Tafeln trag' ich, die Du mir gegeben,[41]
Im Geiste Dir zu dauerndem Gedächtniß,
Sie sollen dies Geschlecht weit überleben
Als inhaltvolles, ewiges Vermächtniß.
So lange irgend nur Natur und Glück,
Gemüth und Hirn zum Leben mir verbinden,
Und Beides nicht sein Theil an Dir zurück[42]
Dem Staube giebt, kann nie Dein Bild verschwinden.
Mich Deiner theuren Liebe zu erinnern
Brauch' ich kein Kerbholz, drum gab ich es fort,
Denn fester lebt Dein Bild in meinem Innern
Als durch ein äußres Merkmal oder Wort.
Müßt' ich um Dich auf äußre Zeichen achten,
Ich würde als vergeßlich mich verachten.

141.

Falsch war ich, als ich schrieb in frühyrer Zeit,
Ich liebte Dich mit höchster Glut und Kraft, —
Denn der Verstand sah keine Möglichkeit,
Zu steigern meine Glut und Leidenschaft.
Und doch: da Zeit und Zufall tausendfalt
In Zwecken und Gelübden Aend'rung zeugt,
Der Schönheit wie der Könige Gewalt,
Den stärksten Geist dem Lauf der Dinge beugt —
Durft' ich wohl da, bang' vor der Zeiten Hand,
Nicht sagen: Jetzt lieb' ich am meisten Dich!
Als ich, mich sichernd vor dem Unbestand
Der Zeit, dem Drang des Augenblickes wich?
Lieb' ist ein Kind, das fort und fort gedeiht;
Zu vollem Wachsthum ließ mein Wort ihm Zeit.

142.

Nichts kann den Bund zwei treuer Herzen hindern,
Die wahrhaft gleichgestimmt. Lieb' ist nicht Liebe, [43]
Die Trennung oder Wechsel könnte mindern,
Die nicht unwandelbar im Wandel bliebe.
O nein! Sie ist ein ewig festes Ziel,
Das unerschüttert bleibt in Sturm und Wogen,
Ein Stern für jeder irren Barke Kiel, —
Kein Höhenmaß hat seinen Werth erwogen.
Lieb' ist kein Narr der Zeit, ob Rosenmunde
Und Wangen auch verblühn im Lauf der Zeit —
Sie aber wechselt nicht mit Tag und Stunde,
Ihr Ziel ist endlos, wie die Ewigkeit.
Wenn dies bei mir als Irrthum sich ergiebt,
So schrieb ich nie, hat nie ein Mann geliebt.

143.

Nein, Zeit, nie zeig' ich Dir des Wechsels Launen!
Und Deiner Pyramiden neuer Bau
Ist mir nicht neu und macht mich nicht erstaunen,
Prangt nur als Aufputz einer ältern Schau.
Weil unsere Laufbahn kurz, bewundern wir
Als neu, was Du uns vorführst von dem Alten,
Vergessen früh're Kunde, um uns hier
Nach unsern Wünschen Alles zu gestalten.
Hohn biet' ich Deinen Thaten und Berichten,
Bewundre nicht was ist und nicht was war,
Denn trügerisch im Schaffen wie Vernichten
Bist Du, in Deiner Hast höchst wandelbar.
Ich aber will, trotz Deinem flüchtigen Walten,
Treu sein — das schwör' ich und ich werd' es halten.

144.

Wär' meine Lieb' ein Kind des Standes blos,
Würd' sie als Glücksbastard leicht vaterlos
Und nach der Zeiten Liebe oder Haß
Blum' unter Blumen sein, Gras unter Gras.
Nein: sie steht fest, vom Zufall unbedroht!
Der Pomp der Zeiten schafft ihr keine Noth,
Sie fällt nicht durch der Knechtschaft Mißbehagen,
Wozu die Mode ruft in unsern Tagen.
Sie fürchtet nicht die Ketz'rin Politik,
Die feil auf kurze Zeit sich werben läßt, —
Voll Weisheit selbst beherrscht sie ihr Geschick,
Steht hoch, in Sturm wie Hitze wetterfest.
  Hiefür ruf' ich die Narr'n der Zeit als Zeugen,
  Die sündig lebend, fromm im Tod sich beugen.

145.

Soll über Dir ein Baldachin sich breiten?
Soll ich mit Prangen äußerlich Dir dienen,
Gebäude gründen wie für Ewigkeiten,
Die doch gar bald zerfallen in Ruinen?
Hab' ich nicht in so prunkender Gebahrung
Schönheitverehrer Alles opfern sehn?
Sie tauschten Süßigkeit für schlichte Nahrung,
Und noch im Anschaun war's um sie geschehn!
Nein, Dir im Innern laß mich dienstbar sein!
Laß meine arme, aber freie Gabe
Dir blos im Austausch unsrer Herzen weihn,
Gieb Dich für mich und Alles was ich habe!
Heb' Dich hinweg, Verleumder! wahre Treu'
Trotzt der Verleumdung ohne Furcht und Scheu!

146.

Stolz sind die Andern auf Geburt, auf Kunst,
Auf Reichthum, Leibesstärke und Geberde,
Auf Kleider — ob auch modisch ganz verhunzt —
Gleichwie auf Falken, Hunde, schöne Pferde.
So schafft sich jede Laune ihr Vergnügen,
Das ihr vor allen andern wohlgefällt;
Mir aber kann solch Glücksmaß nicht genügen,
Denn auf ein Höchstes ist mein Sinn gestellt.
Mehr als Geburt, stolzer als Prunkgewande,
Besser als Reichthum, Hunde, Falken, Pferde,
Sind für mich Deiner Liebe süße Bande.
In Dir besitz' ich allen Stolz der Erde:
    Unglücklich darin nur, daß Du mein Glück
    Kannst nehmen und mich elend läss'st zurück.

147.

Doch thu' Dein Aergstes nur, entflieh! Es bliebe
Mein Glück mir doch zeitlebens zugesellt:
Mein Leben überlebt nicht Deine Liebe,
Die ganz allein es trägt und nährt und hält.
So kann das Schlimmste mir nicht schrecklich sein,
Wenn schon das Kleinste gänzlich mich vernichtet;
Ich seh': ein beßrer Zustand wird einst mein,
Als der sich hier nach Deinen Launen richtet.
Du kannst mich nicht durch Unbestand verwunden,
Weil Dein Verrath mein Leben selbst bedroht —
O, welch ein selig Loos hab' ich gefunden,
In Deiner Liebe glücklich und im Tod!
Und doch! wo ist das Glück, dem nichts gebricht?
Du könntest falsch sein und ich merkt' es nicht!

148.

Mein Lieben, scheinbar schwächer, ist vermehrt,
Ich barg die Glut, je mehr sie sich entzündet;
Denn feil ist Liebe, deren reichen Werth
Ihr Eigenthümer aller Welt verkündet.
Wohl oft in unsrer Liebe Frühlingszeit
Haucht' ich Dir im Gesang aus meine Seele!
Die Nachtigall singt nur, so lang' es mai't,[44]
Doch flieht der Lenz, schweigt ihre Liederkehle.
Nicht weil der Sommer weniger Freuden bringt,
Als da sie Nachts ließ bang' ihr Lied ertönen,
Nein, weil's jetzt wild aus allen Zweigen klingt,
Und das Gemeine ist der Tod des Schönen.
Darum wie sie bin ich zuweilen still,
Weil ich mit Sang Dich nicht betäuben will.

149.

Wenn's gar nichts Neues giebt, schon Alles war
Was ist: wozu denn nach Erfindung jagen?
Wie arg dann täuscht sich unser Hirn fürwahr,
Die Bürde eines zweiten Kinds zu tragen!
O könnt' ich rückwärts schaun die Sonnenwende
Fünfhundert Mal, gehemmt durch keine Schranke!
Daß ich Dein Bild in alten Büchern fände,
Seit sich zuerst in Schrift goß der Gedanke.[45]
Sehn möcht' ich, wie die alte Welt gepriesen
Solch wundervollen Schönheitsbau wie diesen —
Und ob die Menschen besser — schlechter werden,
Oder kein Umschwung Aendrung bringt auf Erden.
Doch nein! ich weiß: kein früheres Jahrhundert
Hat, was sich Dir vergleichen mag, bewundert!

150.

Wie Wellen, die zum steinigen Ufer fluten,
Daß jede, die neu anschwillt, immerdar
Der andern Platz einnimmt, die vor ihr war,
So auf ihr Ziel hin eilen die Minuten.
Nur langsam reift der Mensch heran — dann sputen
Sich seine Tage plötzlich wunderbar,
Die Zeit zerstört was sie an's Licht gebar
Und nichts als Asche läßt sie von den Gluten.
Die Zeit schlägt in die reinste Stirne Falten,
Entstellt die schöne Wahrheit der Natur
Und prägt auf Alles der Vernichtung Spur,
Läßt unbarmherzig ihre Sichel walten:
Allein mein Lied, Dir, Deinem Ruhm geweiht,
Soll nicht vergehn trotz aller Macht der Zeit.

151.

O wieviel mehr die Schönheit uns erfreut,
Wenn sie der Wahrheit reine Glorie schmückt!
Schön ist die Rose, doch noch mehr entzückt
Der süße Wohlgeruch, den sie uns beut. —
Wohl glänzt die wilde Hagerose auch
So farbenreich geschmückt wie ächte Rosen,
Spielt ganz so lieblich in der Winde Kosen,
Wenn sie der Lenz erschließt am dornigen Strauch:
Doch nur ein Schein ist ihre Herrlichkeit,
Sie welkt und stirbt, der Liebe nicht geweiht.
Nicht so die ächte; ob sie auch verdorrt:
Nach ihrem Tode lebt ihr Duft noch fort.
  Schönheit und Liebreiz flieht; was wahr und rein
  In Dir, soll durch mein Lied unsterblich sein!

152.

Kein Marmorbild, kein fürstlich Monument
Soll diese mächtigen Reime überleben,
Die größern Ruhm und höhern Glanz Dir geben
Als was geformt aus irdischem Element. —
Wenn Kriegsgetös Denkmale niederrennt,
Im Aufruhrsturm die stärksten Mauern beben
Und Einsturz dräun — sollst Du im Liede leben,
Das Stahl nicht tödtet, Feuer nicht verbrennt. —
Durch Tod und feindliche Vergessenheit
Gehst Du hindurch, — bis in die spätste Zeit
Gerühmt von den Geschlechtern, die in's Nichts
Hinsinken, bis zum Tage des Gerichts, —
Bis Gott dann selbst Dich weckt zum Leben wieder,
Lebst Du durch meine Lieb' und meine Lieder.

153.

Wer Macht zu schaden hat und es nicht thut,
Wer die Gewalt hat, doch ihr Wirken hemmt,
Wer, Andre rührend, selbst beherrscht sein Blut,
Kalt wie ein Stein bleibt, der Versuchung fremd:
Der ist des Himmels Liebling, und mit Recht,
Der zeigt den weisen Haushalt der Natur,
Wie sein Gesicht beherrscht er sein Geschlecht,
Die Andern dienen seiner Hoheit nur.
Des Sommers Blume ist des Sommers Zier,
Ob sie auch blüht und welkt für sich allein;
Doch, wenn sich Fäulniß offenbart in ihr,
Wird uns das ärmste Unkraut lieber sein:
Denn nicht so grell verkehrt sich Duft und Wesen
Bei Unkraut, als bei Lilien die verwesen.[46]

154.

Kern meines sünd'gen Leibes, arme Seele![47]
Spielball rebell'scher Mächte, die Dich kleiden,
Wie trägst Du's nur, daß Dir das Beste fehle,
Um Dich an Prunk und Flitterstaat zu weiden?
Wie magst Du nur auf dieses Haus von Staube,
Das Du so kurz bewohnst, so viel verschwenden!
Mußt Du's verlassen, wird's zum Erb' und Raube
Den Würmern, — doch, soll damit Alles enden?
Drum, Seele, leb' und sorg' für Dich allein,
Und was Dein Staub verliert, sollst Du gewinnen,
Für das Vergängliche tausch' Ewiges ein,
Sei arm nach Außen, mehr' den Reichthum innen.
Du lebst vom Tod so, wie von Menschen er,
Und wenn der Tod stirbt, giebt's kein Sterben mehr.

153.

Wer Macht zu schaden hat und es nicht thut,
Wer die Gewalt hat, doch ihr Wirken hemmt,
Wer, Andre rührend, selbst beherrscht sein Blut,
Kalt wie ein Stein bleibt, der Versuchung fremd:
Der ist des Himmels Liebling, und mit Recht,
Der zeigt den weisen Haushalt der Natur,
Wie sein Gesicht beherrscht er sein Geschlecht,
Die Andern dienen seiner Hoheit nur.
Des Sommers Blume ist des Sommers Zier,
Ob sie auch blüht und welkt für sich allein;
Doch, wenn sich Fäulniß offenbart in ihr,
Wird uns das ärmste Unkraut lieber sein:
Denn nicht so grell verkehrt sich Duft und Wesen
Bei Unkraut, als bei Lilien die verwesen.[46]

154.

Kern meines sünd'gen Leibes, arme Seele! [47]
Spielball rebell'scher Mächte, die Dich kleiden,
Wie trägst Du's nur, daß Dir das Beste fehle,
Um Dich an Prunk und Flitterstaat zu weiden?
Wie magst Du nur auf dieses Haus von Staube,
Das Du so kurz bewohnst, so viel verschwenden!
Mußt Du's verlassen, wird's zum Erb' und Raube
Den Würmern, — doch, soll damit Alles enden?
Drum, Seele, leb' und sorg' für Dich allein,
Und was Dein Staub verliert, sollst Du gewinnen,
Für das Vergängliche tausch' Ewiges ein,
Sei arm nach Außen, mehr' den Reichthum innen.
Du lebst vom Tod so, wie von Menschen er,
Und wenn der Tod stirbt, giebt's kein Sterben mehr.

155.

(Mit einem Album.)

Wie schnell die Schönheit flieht, zeigt Dir Dein Spiegel,
Die Sonnenuhr der Stunden raschen Flug.
Drück' auf die Blätter Deines Geistes Siegel
Und lehrreich durch Dich selbst wird dir dies Buch.
Die Furchen, die Dein treuer Spiegel zeigt:
An offne Gräber werden sie Dich mahnen,
Derweil der Zeiger, wie er vorwärts schleicht,
Den Drang der Zeit zur Ewigkeit läßt ahnen.
In dieses weiße Buch schreib' Alles nieder,
Was Du vergessen kannst; einst wird Dich's freuen,
Siehst Du die fremdgewordnen Kinder wieder,
Des Muttergeists Bekanntschaft zu erneuen.
Du wirst, recht häufig Dich zu ihnen kehrend,
Dir selber nützen, ihren Reichthum mehrend.

156.

Laß, die geboren unter günst'gem Stern,
Sich stolzer Titel rühmen, hoher Ehre,
Derweil ich heimlich, den Triumphen fern,
Durch meine Liebe meine Freude mehre.
Der Hoheit Günstling strahlt in seinem Glanz
Wie in der Sonne Licht die Ringelblume,
Doch ihn beherrschen Laun' und Zufall ganz:
Ein Zornblick macht ein Ende seinem Ruhme.
Der Held, der schwererkämpften Lorbeer trug:
Nach tausend Siegen einmal überwunden,
Ist wie gestrichen aus der Ehre Buch,
Sein Thun vergessen und sein Lohn verschwunden.
Drum glücklich ich — ich lieb' und bin geliebt,
Wo's kein Verdrängen und Vergessen giebt.

Anmerkungen

zu den

Sonetten Shakespeare's

Anmerkungen

zu den

Sonetten Shakespeare's.

---

1. Dieses Sonett trägt in der Ausgabe von 1640 die Ueberschrift: Upon her playing the virginals. — Es ist also unter dem „Holz beglückt durch ihr Berühren“ das Tastbrett eines Spinetts zu verstehen.

2. John Dowland (auch Douland geschrieben), der gefeiertste Musiker seiner Zeit, war Lautenspieler der Königin Elisabeth.

3. Den Anfang dieses Sonetts übersetzt F. Victor Hugo seltsamerweise folgendermaßen:

   »Vois comme la femelle inquiète court hors du nid pour rattraper un de ses petits, déjà couvert de plumes, qui a pris son vol, et, déposant le marmot qu'elle tient, s'élance à tire d'ailes à la poursuite de celui qu'elle voudrait arrêter.«

   Im Englischen heißt es:

   Lo! as a careful housewife runs to catch
   One of her feather'd creatures broke away,
   Sets down her babe, and makes all swift despatch
   In pursuit of the thing she would have stay.

   Der französische Uebersetzer versteht also unter housewife eine Henne und unter babe ein Küchlein!

4. Es kommt bei Shakespeare häufig vor, daß er die Welt mit einer Bühne und die Menschen mit Schauspielern vergleicht.

Ueberhaupt liebt er es auf die Bühne anzuspielen und ihr seine Bilder zu entlehnen. S. Measure for Measure I. 1. Twelfth Night, III. 4. Merchant of Venice, I. 1. Winter's Tale. V. 1. Macbeth, II. 4. und V. 5. Richard II. V. 2. Henry IV. (2) I. 1. Antony und Cleop. III. 6. Lear IV. 6. etc.

5. Wörtlicher übersetzt lauten die sechs letzten Zeilen:

So sei mein Buch denn meine Redekunst
Und stummer Dolmetsch der beredten Brust;
Es fleht um Lieb' und hofft auf Deine Gunst
Mehr als dem Mund, der mehr gesagt, bewußt.
O lern' verstehn, was Liebe stumm geschrieben!
Mit Augen muß man hören, will man lieben.

6. Im Text:

For why should others' false adulterate eyes
Give salutation to my sportive blood?

Vgl. King Henry VIII. (Act 2. Sc. 3.):

'Would I had no being
If this salute my blood a jot.

7. Wahrscheinlich sind diese beiden Sonette (9. und 10.), welche einen und denselben Gegenstand in anmuthiger Spielerei behandeln, beim Besuch eines Bades, oder in Erinnerung daran, entstanden. Das zweite ist entschieden das bessere.

8. Vergl. Hamlet, III. 2.

9. Der Ton dieses Sonetts erinnert an Romeo und Julie, in der berühmten Abschiedsscene:

I'll say, yon gray is not the morning's eye —

Vergl. auch Sonett 32. ꝛc.

10. Die Bezeichnungen der Gegensätze schwarz und blond (black and fair) sind im Englischen doppelsinnig, da black zugleich schwarz und häßlich, fair blond und schön bedeutet. S. Love's Labour's lost. IV. 1.

11. Dieses Sonett hat auch im Original eine Zeile zuviel. Man kann sich die erste Zeile als Ueberschrift denken, wonach dann das eigentliche Sonett beginnen würde:

Woher nahmt ihr den Duft, der mich entzückt?

12. Das Bild von Winter und Sommer wiederholt Shakespeare öfter; so auch in Richard III. gleich zu Anfang:

Now is the winter of our discontent
Made glorious summer by this sun of York.

13. Dasselbe Schlußcouplet kommt wiederholt vor in den Sonetten.

14. Dasselbe Bild kommt bei Cervantes in Don Quixote vor und lautet, englisch übersetzt, fast wörtlich wie bei Shakespeare:
So sweet and lovely doth she make the shame, etc.

15. Im Text:
I will acquaintance strangle and look strange.
Regis übersetzt wörtlich:
„Ich will Bekanntschaft würgen rc.“
Shakespeare macht aus to strangle ein Substantiv in Antonius und Kleopatra (Act 2. Sc. 3.): the hand that seems to tie their friendship together, will be the very strangler of the same.

16. „Geübte Wollust ist des Geist's Verschwendung
In wüste Schmach.“
Dies erinnert an Michel Angelo's zweites Sonett:
Voglia sfrenata è 'l senso, e non amore . . .

17. Im Text:
Gilding pale streams with heavenly alchymy.
Aehnlich heißt es im King John (Act 3. Sc. 1.):
To solemnize this day the glorious sun
Stays in his course and plays the alchymist.

18. Schon Regis hat hervorgehoben, wie gern und oft Shakespeare das Bild von dem Wurm, oder der Raupe, die in den schönsten Blumen wohnt, anwendet (S. Anmerkung 14.). So in den Sonetten 35. und 38., ferner in Lucrezia, Hamlet, dem Sturm rc. Darauf bezieht sich auch die Pointe in dem Sonette, welches Graf Platen gerichtet an

Shakespeare in seinen Sonetten.

Du ziehst bei jedem Loos die beste Nummer;
Denn wer, wie Du, vermag so tief zu bringen
In's tiefste Herz? Wenn Du beginnst zu singen,
Verstummen wir als klägliche Verstummer.

Nicht Mädchenlaunen störten Deinen Schlummer,
Doch stets um Freundschaft sahn wir warm Dich ringen:
Dein Freund errettet Dich aus Weiberschlingen,
Und seine Schönheit ist Dein Ruhm und Kummer.
Bis auf die Sorgen, die für ihn Dich nagen,
Erhebst Du Alles zur Apotheose,
Bis auf den Schmerz, den er Dich läßt ertragen!
Wie sehr Dich kränken mag der Seelenlose,
Du lässest nie von ihm, und siehst mit Klagen
Den Wurm des Lasters in der schönsten Rose.

19. Im Text:
A woman's face, with nature's own hand painted,
Hast thou, the master-mistress of my passion.
Durch das „Herr-Herrin meiner Liebe" soll ausgedrückt werden, daß der Freund die Schönheit des Mannes und Weibes in sich vereint und den Dichter dadurch zu einer Liebe begeistert, wie solche nur Kraft und Anmuth im Bunde zu erzeugen vermögen.

20. Vergl. All's well that ends well, I. 1., wo Helene von dem abgereisten Bertram sagt:
'T was pretty, though a plague
To see him every hour; to sit and draw
His arched brows, his hawking eye, his curls
In my heart's table.

21. Dieses Sonett erinnert an Hamlet's berühmten Monolog (Act 3. Sc. 1.) und besonders an die Stelle:
For who would bear the whips and scorns of time,
The oppressor's wrong, the proud man's contumely,
The pangs of despis'd love, the law's delay,
The insolence of office, and the spurns
That patient merit of the unworthy takes,
When he himself might his quietus make
With a bare bodkin?
Dasselbe Thema behandelt Sadi in seinem Rosengarten (Ueber die Sitten der Könige, XI.).

22. Im Text:
For truth proves thievish for a prize sor dear.
Aehnlich in Venus und Adonis:
Rich preys make true men thieves.

23. Aehnlich in Heinrich IV. (1. Theil, Act 3. Sc. 2.):

my state
Seldom but sumptuous, shew'd like a feast
And won by rareness much solemnity.

24. Diesem Sonett schließt das folgende sich an, wobei Shakespeare von der alten Vorstellung der vier Elemente ausgeht. Die Dramen bieten verschiedene Parallelstellen dazu. So heißt es z. B. in Heinrich V. (Act 3. Sc. 7.) vom Pferde des Dauphin:

Le cheval volant, le Pégasus, qui a les narines de feu! — — He is pure air and fire; and the dull elements of earth and water never appear in him.

In Antonius und Kleopatra (Act 5. Sc. 2.) sagt diese:

I am fire and air; my other elements
I give to baser life.

25. Im Text:

O! how I faint when I of you do write,
Knowing a better spirit doth use your name.

Die Kommentatoren haben diesen better spirit abwechselnd auf Daniel, Drayton und Spenser bezogen. Ich schließe mich der Vermuthung Malone's an, nach welcher Spenser gemeint sei. Vergl. Sonett 3., wo unser Dichter seiner Bewunderung für Spenser begeisterten Ausdruck giebt.

26. Vergl. die vorstehende Anmerkung. Durch dieses Sonett geht ein ironischer Ton, indem der Dichter die überirdische Macht, welche seinem bewunderten Nebenbuhler Begeisterung einflößt und geheime Kunde bringt, als einen neckischen Hausgeist oder Kobold bezeichnet.

27. Im Text:

Before the golden tresses of the dead,
The right of sepulchres, were shorn away,
To live a second life on second head,
Ere beauty's dead fleece made another gay.

Bekanntlich hatte die Königin Elisabeth röthliches Haar, und um ihr zu schmeicheln, trug man am Hofe Perrücken von derselben Farbe. Darauf beziehen sich »the golden tresses of the dead.« — Der Dichter wiederholt diese Anspielung in verschiedenen Stücken, wie Love's labour's lost, Timon of

Athens und The Merchant of Venice. Es genüge hier, die betreffende Stelle aus letzterem anzuführen (Act 3. Sc. 2.):

So are those crisped snaky golden locks
Upon supposed fairness, often known
To be the dowry of a second head,
The skull, that bred them in the sepulchre.

Schon die alten Kirchenväter eiferten gegen die falschen Haare, wie Clemens von Alexandrien, Tertullian, der heil. Cyprian, und Andere.

28. Im Text:

When all the breathers of this world are dead.

Aehnlich in As you like it (Act 3. Sc. 2):

I will chide no breather in the world but myself.

29. Im Text:

When I perhaps compounded am with clay.

Aehnlich im zweiten Theil von Heinrich IV. (Act. 4. Sc. 4.):

Only compound me with forgotten dust.

Ebenso in Hamlet, IV. 2.

30. Vergl. As you like il II. 7.

And so from hour to hour we ripe and ripe,
And then from hour to hour we rot and rot,
And thereby hangs a tale.

31. Das in diesem und den folgenden Sonetten behandelte Thema erinnert sehr an „Venus und Adonis", wo ganz ähnliche Stellen vorkommen:

Upon the earth's increase why shouldst thou feed,
Unless the earth with thy increase be fed?
By law of nature thou art bound to breed,
That thine may live, when thou thyself art dead;
And so in spite of death thou dost survive,
In that thy likeness still is left alive.

Vergl. auch All's well that ends well I. 1.

32. Venus und Adonis:

Torches are made to light, jewels to wear,
Dainties to taste, fresh beauty for the use;
Herbs for their smell, and sappy plants to bear;
Things growing to themselves are growth's abuse.

Seeds spring from seeds, and beauty breedeth beauty;
Thou wast begot, to get it is thy duty.

33. Venus und Adonis:

Make use of time, let not advantage slip;
Beauty within itself should not be wasted:
Fair flowers that are not gather'd in their prime,
Rot and consume themselves in little time.

Auch in den Dramen kommen ähnliche Stellen vor, z. B. gleich in der ersten Scene von Romeo und Julie:

O! she is rich in beauty; only poor,
That, when she dies, with beauty dies her store.

Aehnlich sagt Viola in „Was Ihr wollt“ (Act 1. Sc. 5.) zu Olivia:

Lady, you are the cruel'st she alive,
If you will lead these graces to the grave
And leave the world no copy.

34. Venus und Adonis:

Be prodigal: the lamp that burns by night,
Dries up his oil to lend the world his light.
What is the body but a swallowing grave,
Seeming to bury that posterity
Which by the rights of time thou needs must have,
If thou destroy them not in dark obscurity?
If so, the world will hold thee in disdain,
Sith in thy pride so fair a hope is slain.

35. Im Text:

Borne on the bier with white and bristly beard.

Aehnlich in Midsummer-Night's Dream (Act 2. Sc. 2.):

and the green corn
Hath rotted ere his youth attain'd a beard.

36. Venus und Adonis:

Thou wast begot, — to get it is thy duty.

37. Dieses Sonett, in welchem Shakespeare — wie so häufig in seinen Dramen, ich erinnere nur an die allbekannten Stellen in Hamlet, Macbeth und dem Sturm — die Welt mit einer Bühne vergleicht und das Leben mit einem flüchtigen Schauspiel, scheint mir eines der merkwürdigsten der ganzen Sammlung zu sein. (Vergl. Anm. 4.)

38. Im Text:

Now, with the drops of this most balmy time
My love looks fresh, and death to me subscribes.

Das Verbum to subscribe im Sinne von: huldigen, sich unterwerfen, kommt auch im König Lear vor:

If you'll subscribe unto your lawful king.

Aehnlich bei Chapman (Monsieur d'Olive, II. 1.).

39. Im Text:

Were it not sinful then, striving to mend,
To mar the subject that before was well.

Aehnlich im König Lear (Act 1. Sc. 4.):

Striving to better, oft we mar what's well.

40. Im Text:

I see their antique pen would have express'd
Even such a beauty as you master now.

To master kommt in demselben Sinne vor in König Heinrich V. (Act 3. Sc. 4.):

Between the promise of his greener days
And those he masters now.

41. Bezieht sich auf ein Notizbuch mit Schreibtäfelchen, das der Dichter zum Geschenk erhalten.

42. Im Text:

Till each to raz'd oblivion yield his part
Of thee, thy record never can be miss'd.

Aehnlich in Measure for Measure (Act 5. Sc. 1.):

O, your desert speaks loud, and I should wrong it,
When it deserves with characters of brass
A forted residence, 'gainst the tooth of time
And razure of oblivion.

43. Im Text:

Love is not love
Which alters when it alteration finds.

Aehnlich im König Lear (Act 1. Sc. 1.)

Love's not love
When it is mingled with regards that stand
Aloof from the entire point.

44. Im Text:

As Philomel in summer's front doth sing,
And stops her pipe in growth of riper days.

Dem eigenthümlichen Ausdruck: in summer's front, kurz vor dem Sommer, oder im Beginn des Sommers, entspricht ein anderer in Winter's tale (Act 4. Sc. 3.):

No shepherdess, but Flora
Peering in April's front.

45. „Seit sich zuerst in Schrift goß der Gedanke."

Im Text:

Since mind at first in character was done.

F. Victor Hugo übersetzt diesen und die drei vorhergehenden Verse:

O! puisse l'histoire, en ramenant mes regards dans le passé, par delà cinq cents courses de soleil, me montrer votre image dans quelque livre ancien, s'il est vrai que votre âme a eu une incarnation première?

und bemerkt dazu:

Nous appelons les méditations du lecteur sur ces vers infiniment curieux où le plus grand poëte du moyen âge développe la théorie des existences antérieures et semble affirmer la continuité du moi humain à travers ces incarnations successives. N'est-il pas étrange de voir revenir ici cette doctrine de la métempsycose partie de l'ancienne Egypte et de la vieille Gaule? Remarquons aussi la conclusion dans laquelle Shakespeare, repoussant l'idée indienne de l'immobilité et l'idée biblique de la décadence, proclame, avec la certitude du génie, le grand principe révolutionnaire du progrès indéfini.

46. Im Text:

Lilies that fester, smell far worse than weeds.

Derselbe Vers kommt in Eduard III., einem alten Drama vor, welches 1596 gedruckt erschien und von Vielen Shakespeare zugeschrieben wurde. Warwick ermahnt seine Tochter, den Huldigungen des Königs zu widerstehen, indem er sagt:

Poison shows worst in a golden cup;
Dark night seems darker by the lightning flash;
Lilies that fester smell far worse than weeds.

47. Im Text heißt es:

Poor soul, the center of my sinful earth,
Fool'd by these rebel powers that thee array.

Dieses fool'd by ist eine glückliche Konjektur Malone's. In der alten Quarto werden zu Anfang des zweiten Verses die letzten Worte des ersten wiederholt, was geradezu Unsinn ergiebt.

Auszug

aus dem

Schlußwort der ersten Auflage,

mit

einigen neuen Zusätzen.

Die neue Uebersetzung der Sonette Shakespeare's, welche ich den deutschen Freunden des größten Dichters hier biete, wurde schon vor langen Jahren begonnen, aber erst vor Kurzem zu Ende geführt. Beides, Anfang und Ende, entstand auf rein äußere Veranlassung und nichts lag mir ursprünglich ferner als der Gedanke, die ganze, mehr als anderthalb hundert Stücke umfassende Sammlung deutsch herauszugeben.

In einer Gesellschaft, welche einen guten Theil der öffentlichen Meinung in ästhetischen Dingen beherrschte, hörte ich einmal die wunderlichsten und wegwerfendsten Urtheile über Shakespeare's Sonette; man nannte sie zopfig, albern, roh, plump, abgeschmackt — kurz, man betrachtete sie als die Flecken der britischen Dichtersonne.

Von Jugend auf heimisch in meinem Shakespeare, freilich nur zu poetisch-erbaulichen, nicht zu kunstrichterlichen Zwecken, fühlte ich wohl, daß die ganze Gesellschaft Unrecht hatte, und suchte auch meinem Gefühl Ausdruck zu geben. Allein ich war damals noch jung und unbekannt und vermochte mit meiner schwachen Stimme gegen die gelehrten Herren und geschmackvollen Damen nicht aufzukommen. Mißmuthig kam ich nach Hause, an meinem Urtheil fast irre geworden. Doch ich schlug die Sonette auf, übersetzte frischweg eines davon, das sich, ohne wesentliche Einbuße, glatt und rund wiedergeben ließ, und schlief dann ganz beruhigt ein.

Ich glaubte ein sicheres Mittel gefunden zu haben, die Widersacher der Sonette eines Bessern zu belehren, indem ich mit Begeisterung und Ausdauer eine Anzahl der schönsten in's Deutsche übertrug, um sie der kritischen Gesellschaft vorzulesen. Das geschah bei der nächsten Gelegenheit und — ich hatte mich nicht geirrt — der Erfolg war ein durchschlagender: an die Stelle des Zweifels und des Mißfallens trat ungetheilte Bewunderung. Jeder begriff nun leicht, wie groß die Schönheiten des Urtextes sein müßten, da schon meine Nachbildungen solchen Beifall gefunden, und Alle gestanden mir, die Sonette nur nach dieser oder jener holperigen Uebersetzung gekannt und beurtheilt zu haben, obschon Einige des Englischen wohl kundig waren.

Aehnliche Erfahrungen machte ich später überall in Deutschland, und als ich dann selbst die vorhandenen Uebersetzungen zur Hand nahm, fand ich allerdings bald, daß es unmöglich sei, eine richtige Vorstellung von der hohen Schönheit des Originals dadurch zu gewinnen.

Man fragt sich: was ist der Zweck einer Uebersetzung in Versen? Doch wohl kein anderer als dieser: uns ein, nicht blos dem Inhalt, sondern auch der Form nach möglichst treues Abbild des Originals zu geben, ein Abbild, welches dem der fremden Sprache Unkundigen die eigenthümlichen Schönheiten des Originals wenigstens einigermaßen veranschaulichen muß, um sein Dasein zu rechtfertigen. Findet aber das Gegentheil statt, beherrscht der Uebersetzer seine Muttersprache so wenig, oder fehlt ihm so sehr das Ohr für rhythmischen Wohllaut, daß er, über Reime und Verse stolpernd, die Schönheiten seines Dichters durch die Form mehr entstellt als hervorhebt, so begreift man überhaupt nicht, was ihn dazu veranlaßt, sich der metrischen Form zu bedienen. Denn kein Mensch, und sei er noch so gelehrt, hat die Verpflichtung, schlechte Verse zu machen.

Allerdings weiß manche Uebersetzung gerade durch ihre Unbeholfenheit sich einen Schein von Treue zu geben, der Uneingeweihte leicht besticht, weil diese geneigt sind, die Wortverrenkungen, Inversionen, Flickwörter und falschen Reime für eben so viele Beweise eines gewissenhaften Bestrebens zu nehmen, dem Originale möglichst nahe zu kommen. Solches Bestreben ist in den meisten Fällen gewiß auch vorhanden gewesen, aber es hat nicht zum gewünschten Ziele geführt, denn die Kunst besteht nicht darin, daß man die Schwierigkeiten zeigt oder darin stecken bleibt, sondern daß man sie überwindet und vergessen macht.

Es giebt Gedichte, die als der melodische Ausdruck einer reinen Stimmung oder poetischen Empfindung überhaupt unübersetzbar sind. Wir Deutschen haben viele solche Lieder, die uns bezaubern durch ihren Wohlklang, oder weil sie heilige Erinnerungen wecken, oder verwandte Stimmungen in uns hervorrufen, — die aber, ihres heimischen Gewandes entkleidet, fremden Ohren ganz unverständlich sind, wie ich oft genug in fremden Landen erfahren.

Es giebt andere Gedichte, die in vollendeter Form eine Fülle eigenthümlicher Anschauungen, allgemein verständlicher Gefühle, tiefer Gedanken und überraschend schöner Bilder offenbaren; zu diesen gehören Shakespeare's Sonette. Ihr Inhalt ist bedeutend genug, um auch ohne Hülfe von Vers und Reim seines Eindrucks gewiß sein zu dürfen; ja, ich gestehe, daß ich F. Victor Hugo's einfache Uebertragung der Sonette in französische Prosa mit größerem Genuß gelesen habe als alle mir zu Gesicht gekommenen deutschen Uebersetzungen in Vers und Reim, etwa ein Dutzend Sonette von Regis ausgenommen, die sich vortheilhaft von den übrigen unterscheiden.

Einen Shakespeare zu übersetzen ist wahrlich keine leichte Aufgabe, und unter allen Werken des großen Dichters bieten eben seine Sonette die größten Schwierigkeiten dar. Keinem

Uebersetzer wird es gelingen, sein erhabenes Vorbild ganz zu erreichen, und doch muß das als Ziel jedem vorschweben, obwohl gerade diejenigen, welche dies Ziel am festesten im Auge behalten, auch am besten einsehen werden, wie weit sie dahinter zurückbleiben müssen.

Eine allgemein gültige Uebersetzungsmethode läßt sich nicht feststellen; mehr oder minder wird Jeder, nach dem Maße seiner Einsicht und Begabung, sich seine eigene Methode bilden, welche ihm für die Lösung seiner Aufgabe am geeignetsten scheint. Es kann sich z. B. Jemand die Aufgabe stellen, Shakespeare's Sonette ganz im Tone der Zeit zu übersetzen, in welcher sie entstanden sind, von dem Grundsatze ausgehend, daß nur auf diese Weise eine treue Wiedergabe des Originals zu ermöglichen sei. Das höchste Ziel eines solchen Uebersetzers würde sein, seine Aufgabe so zu lösen, wie etwa Jakob Ayrer sie gelöst haben würde.

Ein solches Ziel habe ich mir nicht gesteckt. Meine Absicht war einfach, die Sonette in die poetische Sprache unserer Zeit zu übersetzen. Die Methode, welche ich dabei verfolgte und nach welcher ich wünsche beurtheilt zu werden, will ich hier offen darlegen.

Ich betrachte die Sonette Shakespeare's, wie alle ächte Poesie, als eine charakteristische Schönheitsoffenbarung, und war daher bemüht, sie als solche auch in der Uebertragung erscheinen zu lassen.

Ich betrachte Shakespeare als den größten Dichter aller Zeiten, aber doch auch zugleich als einen Sohn seiner Zeit, und nicht frei von den Schwächen und Wunderlichkeiten derselben, wovon auch seine Sonette Zeugniß tragen. Der Kern ist überall ein reiner, aber die Schale will uns, nach heutigem Geschmacke, nicht überall anmuthen. Es waren zu Shakespeare's Zeit Ausdrücke üblich, an welchen damals selbst in den erhabensten Dichtungen Niemand Anstoß nahm, welche aber

heutzutage in der Poesie geradezu unstatthaft erscheinen.*) Ich habe solche Ausdrücke, als etwas ganz Unwesentliches, gemildert, wo mir das nöthig schien, d. h. wo sich der Sinn eben so gut durch andere Worte, in einer uns mehr anmuthenden Weise, wiedergeben ließ. Es ist doch genug übrig geblieben, was Shakespeare's Zeit und den Boden, worauf die Sonette gewachsen sind, in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit zeigt.

Meine Absicht war nicht, ein photographisches Abbild der englischen Sonette zu liefern, sondern sie deutsch nachzudichten, so daß sie auch in dieser neuen Gestalt Kennern wie Laien reinen poetischen Genuß gewähren möchten.

In der Sprache suchte ich mich nach Kräften an mein unerreichbares Vorbild zu halten und alle poetische Phrase, alles Geschraubte, Gespreizte und Pomphafte zu vermeiden. Daß Shakespeare nicht aus bloßem Instinkt, sondern mit überlegenem künstlerischen Bewußtsein sich einer edlen Einfachheit der Sprache befleißigte, drückt er, mit einem Seitenblick auf

*) Z. B. die Stelle in Sonett 3. der englischen Reihenfolge (Nr. 99 der jetzigen deutschen), welche Regis übersetzt:
„Denn welcher Schönen unbestellter Schooß
Verschmäht den Pflug wohl Deiner Feldwirthschaft?“
Hier habe ich mir die Freiheit genommen zu setzen:
„Wo ist die Jungfrau, die es Dir gern bliebe?“
Ich führe diese Stelle hier an, weil sie überhaupt die größte Freiheit bezeichnet, welche ich mir in der Uebertragung des Ganzen erlaubt habe, und weil Regis selbst ein besonderes Gewicht darauf legt, indem er sie noch ein paarmal in den Nachträgen und Anmerkungen hervorhebt, einmal um den Beweis zu führen, daß der Gegenstand des Sonetts ein männlicher sei, und ein anderes Mal, um auf ähnliche Stellen bei Sophokles, Aeschylus und Lukrez hinzuweisen. Man könnte solche Blumenlese nicht blos aus den alten Klassikern, sondern auch aus den orientalischen Dichtern noch vervollständigen. Uebrigens wird jeder Kenner auf den ersten Blick finden, daß Regis hier den Wortlaut des englischen Textes keineswegs treu wiedergegeben hat, sondern Shakespeare darin weit „übershakespearet“.

seine Zeitgenossen, in dem Sonett, welches ich schon in der Einleitung hervorgehoben habe, deutlich genug aus:

Was ist so arm an Neuheit mein Gedicht,
Statt wechselnd nach der Mode sich zu schmücken?
Warum versuch' ich wie die Andern nicht
Prunkvoll, gespreizt und neu mich auszudrücken? rc.

Es wurde schon Eingangs bemerkt, daß die Anfänge dieser Uebersetzungen rein aus äußerer Veranlassung entstanden. Aehnlich ging es auch mit den Fortsetzungen. Meine Vorlesungen über Shakespeare führten mich von selbst darauf, den in seinen Dramen unnahbaren Heros in seinen Sonetten zu zeigen, wo er uns bald mit sich aufschwingt zu den erhabensten Betrachtungen über Vergängliches und Ewiges, bald, mit uns hellauflachend jubelt und neckischen Muthwillen treibt, immer aber, gleichviel ob in ernster oder heiterer Stimmung, uns menschlich nahe tritt, seine eigene Persönlichkeit offenbart, unverhüllt durch die Larve eines Helden oder Narren.

So übersetzte ich denn einzeln eine Anzahl der schönsten Sonette mit besonderer Sorgfalt, und manche davon wurden im Laufe der letzten sechs Jahre theils im »Frankfurter Museum«, theils in meinen unter dem Titel »Aus der Heimath und Fremde« erschienenen Gedichtsammlungen mitgetheilt. Der Beifall, den sie fanden, ließ mich an Fest- und Feiertagen immer wieder zu der genußreichen Arbeit greifen, bis endlich in Folge wiederholter Aufforderungen die ganze Sammlung in den ersten Monaten dieses Jahres (1861) vollendet wurde.

Ich war Anfangs gewillt, die Sonette alle in die — hauptsächlich durch Rückert und Platen bei uns eingebürgerte — Form Petrarka's zu gießen, welche A. W. Schlegel poetisch folgendermaßen schildert:

Zwei Reime heiß' ich viermal kehren wieder
Und stelle sie, getheilt, in gleiche Reihen,
Daß hier und dort zwei eingefaßt von zweien
Im Doppelchore schweben auf und nieder;

Dann schlingt des Gleichlauts Kette durch zwei Glieder
Sich freier wechselnd, jegliches von dreien.
In solcher Ordnung, solcher Zahl gedeihen
Die zartesten und stolzesten der Lieder.

Allein ich merkte bald, daß ich mir in unserer reimarmen Sprache meine Aufgabe dadurch sehr erschwerte und zwar unnöthigerweise, da ich mir füglich dieselbe Freiheit nehmen konnte, welche Shakespeare sich selbst nach seinem Vorbilde Daniel genommen. So begnügte ich mich denn damit, nur eine kleine Anzahl annähernd in die bei uns übliche strengere Form zu kleiden und den übrigen die freiere Bewegung des Urtextes zu gestatten, wo der Regel nach die vierzehn Verszeilen, welche ein Sonett bilden, dergestalt gegliedert sind, daß man die zwölf ersten Verse in drei vierzeilige Strophen (Quatrains) mit gleichmäßig wechselnden Reimen sondern kann, worauf denn die zwei letzten Verse als abschließendes Reimpaar (Couplet) folgen.

Das Sonett wurde in England zuerst eingeführt durch Wyat und Graf Surrey (denselben, der auch das erste Drama in Blankversen schrieb) und vor Shakespeare zur höchsten Vollendung gebracht durch Spenser, der noch immer als der größte Sonettendichter Englands gefeiert wird, obgleich ich innigst überzeugt bin, daß Shakespeare auch im Sonette die Palme gebührt. Welch treffliches Vorbild er übrigens in Spenser hatte, mögen hier einige Beispiele veranschaulichen, welche, in der Uebersetzung der italienischen Form sich nähernd, zugleich zeigen werden, daß Spenser seinem Meister Petrarka ebenbürtig zur Seite steht.

1.

Glücklich, ihr Blätter, wenn die Lilienhand
Der Hohen, die beherrscht mein ganzes Sein,
Euch hält und schließt euch wie Gefangne ein,
Die vor Dem zittern, der sie überwand.

Glücklich, ihr Zeilen, wenn auf euch gewandt
Des schönen Aug's glutvoller Sonnenschein,
Und ihr die blutige, thränenvolle Pein
Vor ihr enthüllt, die ich durch sie empfand.

Glückliche Reime, die sich baden dürfen
In ihren Reizen und Begeistrung schlürfen
Aus ihren Augen — sucht ihr zu gefallen,

Die meine Sehnsucht ist, mein Glück vor Allen.
Blätter der Liebe, feiert nur die Eine!
Erfreut ihr sie, so kümmert sonst mich Keine.

2.

Schuf so die Kunst sie oder die Natur,
Daß Stolz und Anmuth ganz in ihr vereint,
Und Beides doch getrennt zu walten scheint,
In dieser ganz vollkommnen Kreatur?

Durch ihre zaubervolle Anmuth nur,
Die gänzlich frei von jedem Stolz erscheint,
Reißt sie mich hin — dann naht ihr Stolz als Feind,
Vernichtend aller sündigen Triebe Spur.

Ihr Auge übt so wundersame Kunst:
Mit einem Blicke nimmt sie mir das Leben,
Um's mit dem andern mir zurückzugeben.

Ein Blick verheißt — ein andrer raubt die Gunst:
So lockt und stößt mich ab ihr ganzes Wesen.
Die Kunst hab' ich in Büchern nie gelesen!

3.

Wie herrlich ihr die stolze Haltung steht!
Zum Himmel weist die himmlische Geberde,
Doch senkt ihr sinnend Auge sich zur Erde —
Demuth mischt sich in ihr mit Majestät.

Denn wie sie blickt zur Erde, drauf sie geht,
Bedenkt sie, daß der Tod auch sie gefährde,
Und was vom Staube kam, zu Staube werde,
Daß auch das Schönste auf der Welt vergeht.

Doch scheint der Stolz die Demuth zu bezwingen;
Sie fühlt, zum Himmel kann ihr Geist sich schwingen,
Derweil ihr Fuß den Staub tritt mit Verachtung,

Der sie verlockt zu irdischer Betrachtung.
Doch neige Dich zu mir mit Huldgeberden,
Laß Dich herab: — Du sollst erhoben werden!

Ich lasse hier gleich eines der am meisten gepriesenen Sonette Petrarka's in gleicher Uebersetzung folgen, um zu zeigen daß Spenser hinter seinem Vorbilde durchaus nicht zurücksteht.

Was, wenn nicht Liebe, macht mein Herz so schlagen?
Doch ist es Liebe, Gott! wie mag sie sein?
Wenn gut, warum schließt sie so Herbes ein?
Wenn schlecht, woher so süß sind ihre Plagen?

Lieb' ich freiwillig — woher Leid und Klagen?
Und unfreiwillig — ist die Schuld dann mein?
O süßes Weh, lebendige Todespein,
Wie kommt's, daß ich gezwungen euch muß tragen?

Und ungezwungen — klagt' ich ohne Grund!
In morschem Kahn treib' ich auf hohem Meer
Ganz steuerlos, ein Spiel der Wind' und Fluten.

So leicht an Wissen und im Wahn so schwer,
Daß, was ich möchte, selber mir nicht kund;
Im Sommer beb' ich, fühl' im Winter Gluten.

Solche Beispiele sind natürlich nur Winke, die den Kenner der italienischen und altenglischen Poesie zu näheren Vergleichen auffordern, während sie den Unkundigen wenigstens einigermaßen orientiren.

Petrarka war die Sonne, deren Strahlen sich hundertfältig brachen in der englischen Poesie der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, und der hauptsächlich dadurch, daß er die Poeten aneiferte, den verlockenden Wohllaut seiner Verse und die Feinheit seines Ausdrucks in knapper Form nachzuahmen, veredelnd und läuternd auf die poetische Sprache der Engländer wirkte. Viele — um nicht zu sagen die meisten — dieser Nachahmungen waren entstellt durch rhetorischen Schwulst, Concetti und Wortspiele (Auswüchse, von welchen selbst Shakespeare anfänglich nicht freigeblieben); allein zwischen dem poetischen Unkraut wuchs doch auch manche schöne Blume auf, deren Duft uns heute noch erfreut, wiewohl man eingestehen muß, daß die Mehrzahl der altenglischen Sonette, abgesehen von denen Spenser's und Shakespeare's, für uns heute ungenießbar sind, indem sie eine Uebergangsperiode bezeichnen, welche wir selbst längst durchgemacht haben. Es begegnen sich darin die poetischen Spitzfindigkeiten und Ueberschwenglichkeiten einer alternden und einer erst werdenden Kulturepoche, in welcher die Wiedererweckung des klassischen Alterthums, hier wie überall, den Musenhain mit der ganzen griechischen und römischen Götterwelt bevölkerte. Hand in Hand mit der so entstandenen fremdartigen Nomenklatur und Vorstellungsweise ging die Nachahmung der keuschen Gefühle und der unglücklichen Liebe Petrarka's, woraus sich denn konventionelle Formen entwickelten, die alles gesunde, ursprüngliche Gefühl umkrusteten und erst von Shakespeare, der (ähnlich wie bei uns Goethe) Herz und Natur wieder in ihre Rechte einsetzte, ganz und völlig durchbrochen wurden.

Seine namhaftesten Vorgänger im Sonett waren, außer den schon oben genannten: Watson, Sidney, Drayton, Constable, William Smith, Richard Barnefielde und wahrscheinlich auch Graf Stirling.

In den Sonetten des Grafen Surrey (1757)*) finden sich große rhetorische und descriptive Schönheiten. Sie schließen sich in den ersten acht Verszeilen genau der italienischen Form an, dann folgt ein Quatrain in Wechselreimen und endlich die zweizeilige Pointe wie bei Shakespeare, oder vielmehr wie bei allen englischen Sonettisten, denn diese Pointe ist der einzige Punkt, in welchem keiner von dem andern abweicht, Sidney ausgenommen, der meistens mit zwei Terzetten schließt.

Ob man Watson's Sonette (ohne Angabe der Jahreszahl) mit Fug so nennen kann, lasse ich dahin gestellt sein. Sie haben alle vier Zeilen über das vorgeschriebene Maß und gliedern sich in drei sechszeilige Strophen, wovon die vier ersten Zeilen immer in Wechselreimen sind, die dann (fünf und sechs) mit einem Reimpaar schließen. Ihr poetischer Werth ist nicht groß; sie sind allzusehr mit Bildern überladen.

Zierlicher und wohlklingender sind Philip Sidney's Sonette (1591), die sich, gleich denen des Grafen Surrey, möglichst dem Stile und Tone Petrarka's nähern.

Bei Daniel (1592), der in Sprache und Form Shakespeare am nächsten steht, begegnen wir auch schon ähnlichen Prophezeiungen wie bei diesem, über das Fortleben seiner Liebe im Gedicht.

Drayton (1593) ist glatt und korrekt, aber ein schäferlicher Ton läßt kalt. Dasselbe gilt von W. Percy (1594).

Der schwülstige Constable (1594) wird hier nur erwähnt, weil er zu seiner Zeit eines großen, aber unverdienten Rufes genoß.

Richard Barnefielde (1595) nimmt einen kühneren Aufschwung als die anderen; seine Liebe ist nicht geschlechtslos und nähert sich in einigen Stellen entschieden dem Shake-

*) Die Zahlen bezeichnen die Jahre, in welchen die Sonette der verschiedenen hier angeführten Dichter im Druck erschienen.

14*

speare'schen Tone, obwohl er sich in der Form von ihm unterscheidet.

Barnabas Barnes (1595) giebt seinen Sonetten durchweg einen erbaulichen und religiösen Inhalt.

William Smith (1596) will seine Chloris nicht vergleichen mit Sternen und Blumen, wie andre Dichter thun, »die wohl gar aus ihrer Liebe einen Goldschmiedsladen machen, angefüllt mit allen möglichen Perlen und Juwelen«. Er findet sie unvergleichlich in ihrer Grausamkeit wie in ihrer Schönheit.

Graf William Alexander Stirling (1604) schwört seiner Aurora bei ihren Sternenaugen und goldnen Locken, bei ihren Korallenlippen und ihrer schneeigen Haut, nie andere als keusche Gelüste zu haben. — — —

Unter den Sonettisten werden auch Robert Greene und Sir Walter Raleigh aufgeführt, ein Umstand, aus dem sich beweisen ließe, daß in England früher der Begriff des Sonetts ein sehr schwankender und vielumfassender war. Denn von den fünf Gedichten, welche in Greene's Werken als Sonette bezeichnet sind, haben zwei je achtzehn Verszeilen (in drei Strophen getheilt, wie bei Watson), zwei je vierundzwanzig und eines gar sechsunddreißig!

In dem ersten wird die Frage aufgeworfen und beantwortet, was eigentlich die Liebe sei; das zweite und dritte besingt die Liebe der Venus zu Adonis; im vierten wird die Geliebte des Dichters mit allen Jahreszeiten verglichen und das fünfte sucht der vielbesungenen Liebesgeschichte von Phillis und Coridon eine neue Wendung abzugewinnen.

Unter den sämmtlichen Gedichten von Sir Walter Raleigh *)

*) Sie sind schwer zu beschaffen, da von der großen prachtvollen Quartausgabe, in welcher sie zum erstenmale vollständig gesammelt erschienen, nur hundert Exemplare abgezogen wurden. Sie trägt den Titel: The Poems of Sir Walter Raleigh: Now first col-

habe ich nur ein einziges Sonett gefunden (A vision upon the Fairy Queen), von welchem man jedoch bis in die neueste Zeit viel Rühmens gemacht hat. Sir Egerton Brydges behauptet sogar, Milton habe es bei seinen Sonetten zum Vorbilde genommen. Ich lasse es daher, in seiner ursprünglichen Form verdeutscht, hier folgen, um die kurze Uebersicht der Vorläufer Shakespeare's damit zu schließen.

Mir träumt', ich säh' das Grab, das Laura barg,
Im Tempel, den einst Vesta's Glut erhellt —
Und als ich spähend hintrat zu dem Sarg,
Der todten Staub lebendigen Ruhms enthält,

Wo reine Lieb' und rein're Tugend wachte:
Sah plötzlich ich die Königin der Feen,
Sah wie ihr Bild Petrarka weinen machte,
Und Lieb' und Tugend sah ich mit ihr gehn.

Am Grab blieb nur Vergessenheit. Da weinte
Der Stein selbst, dem unheimlich das Gewimmel
Der Geister hier Begrabner sich vereinte;

Ihr lautes Wehgeschrei drang bis zum Himmel,
Wo zornesvoll der Geist Homers laut klagte,
Daß solchen Raub die hehre Königin wagte.

Man hat darüber gestritten, ob Shakespeare in seinen Sonetten Spenser oder Daniel sich zum Muster genommen, und höchst gewichtige Stimmen haben sich für diesen entschieden, dem er jedenfalls die Form entlehnt, welche Spenser in ganz anderer eigenthümlicher Weise behandelt, indem er drei Tetrachorden bildet, deren Reime solchergestalt wechseln, daß der letzte Vers des ersten auf den ersten des zweiten reimt und der letzte des zweiten auf den ersten des dritten,

lected. With a biographical and critical introduction: by Sir Egerton Brydges. K. I. printed at the private press of the Priory; by Johnson and Warwick. 1813.

worauf dann — wie bei Shakespeare — ein Reimpaar als Schlußcouplet folgt.

Doch wenn sich Spenser auch durch die Form von Shakespeare unterscheidet, so will mich doch bedünken, daß er ihm geistig näher steht und einen größeren Einfluß auf ihn geübt hat als Daniel. Shakespeare hat in dem Sonette »Wenn sich Musik und Poesie verbinden« offen ausgesprochen, wie hoch er Spenser als Dichter stellt, und auch unter den Sonetten, welche an den geheimnißvollen Freund gerichtet sind, weisen einige deutlich genug auf Spenser hin, obwohl sein Name nicht ausdrücklich genannt ist. Man lese z. B. das Sonett, welches beginnt:

O wie verzag' ich, wenn ich von Dir singe,
Seit Dich ein größrer Dichtergeist erhob
Auf seiner allgewalt'gen Ruhmesschwinge,
Daß ich verstummen muß mit meinem Lob!

Wer kann hier anders gemeint sein als Spenser? Doch scheint mir der Streit über die Frage, ob dieser oder Daniel im Sonett Shakespeare's Vorbild war, ein ziemlich müßiger zu sein, denn es läßt sich sehr leicht nachweisen, daß Shakespeare sich weder auf den einen noch auf den andern beschränkte, sondern alle seine Vorgänger kannte und benutzte. Wer sich die Mühe giebt, genau zu vergleichen, wird bald finden, daß Shakespeare's Sonette nicht nur an Spenser's Amoretti und Daniel's Delia, sondern auch an Constable's Diana und Sidney's Astrophel and Stella, ja sogar an Surrey's Sonette erinnern, daß aber alle diese Anklänge und Aehnlichkeiten durchaus nicht zu ihren Vorzügen gehören, sondern uns nur deshalb interessant sind, weil sie durch Zurückführung auf die Quellen manche Wunderlichkeiten des Ausdrucks erklären. Wie als Dramatiker, so auch als Sonettist, ist Shakespeare nicht groß durch das, was er mit seinen Vorgängern gemein hat, sondern durch das, wodurch er sich von ihnen unterscheidet.

In dem »Verliebten Pilger« erscheint er noch gleich ihnen halbverpuppt in den konventionellen Formen seiner Zeit. Der Unterschied zwischen dieser Gedichtsammlung (in welche sich übrigens auch ein paar nicht von Shakespeare herrührende Gedichte verirrt haben, wie z. B. Marlowe's »Come live with me and be my love«) und seinen der Mehrzahl nach in eine spätere Zeit fallenden Sonetten ist so groß, daß man lange Zeit versucht gewesen ist, ihm die Autorschaft des »Verliebten Pilgers« ganz abzusprechen. Man könnte ihm mit demselben Rechte die Autorschaft seines Titus Andronikus absprechen.

Die Verehrung für seine fast unbegreifliche Größe hat Viele über ihn urtheilen lassen, als ob er ein vom Himmel gefallenes Wunder gewesen wäre, das gar keiner menschlichen Entwickelung bedurft hätte. Und doch hat er eine solche durchgemacht, wie wir Alle, nur daß er es weiter gebracht als alle andern Sterblichen, nicht blos durch sein Genie, sondern auch durch seine ungeheure Arbeitskraft, Lernbegier und Ausdauer, durch sein rastloses Streben nach Vervollkommnung, wofür Inhalt und Umfang seiner Werke vollgiltiges Zeugniß geben.

Sein Genie gab ihm die Schwingen und das Auge des Adlers, aber er vereinte damit den stillen und stätigen Fleiß der Biene, ohne welchen er nicht geworden wäre, was er ist. Seine stufenweisen Fortschritte lassen sich eben so deutlich in seinen kleinen lyrischen Gedichten verfolgen wie in seinen großen dramatischen Schöpfungen, mit welchen sie Hand in Hand gehen und zu welchen sie eine Menge Parallelstellen liefern, wobei freilich immer zu bedauern bleibt, daß sich nichts mit chronologischer und historischer Bestimmtheit aufstellen läßt, da hiezu fast alle Beweismittel fehlen.

Wir wissen, daß der »Verliebte Pilger« zum erstenmale im Jahre 1599 gedruckt wurde (von W. Jaggard), aber ohne

Shakespeare's Zuthun, obwohl unter seinem Namen, den er übrigens mit göttlicher, uns unbegreiflicher Ruhe zu allen möglichen Buchhändlerspekulationen und Schwindeleien miß-brauchen ließ. Zehn Jahre später (1609) erschienen die Sonette im Buchhandel, gedruckt für T. T. (Thomas Thorpe) unter einem Titel, der es allein, abgesehen von allen übrigen Umständen, als gewiß erscheinen läßt, daß Shakespeare mit der Veröffentlichung dieser Sammlung eben so wenig zu thun hatte, wie mit der des »Verliebten Pilger«.

Auf den Titel und was drum und dran hängt werden wir später zurückkommen, hier sollten nur die einzigen chronologischen Anhaltspunkte hervorgehoben und dabei gezeigt werden, wie wenig zuverlässig dieselben sind. Es wird von den Literaturhistorikern stillschweigend angenommen, daß die Entstehung der Shakespeare'schen Sonette schon vor das Jahr 1598 fallen müsse und als einziger Beweis dafür wird eine Stelle aus einem in demselben Jahr gedruckten Büchlein (Palladis Tamia or Wit's Treasury etc.) von Francis Meres angeführt, welche heißt: »Wie man glaubte, daß die Seele des Euphorbus in Pythagoras lebe, so lebt der süße, witzige Geist Ovid's im Honigmunde Shakespeare's, in Venus und Adonis, in Lukrezia, in seinen süßen Sonetten unter seinen vertrauten Freunden.« Was ist damit nun bewiesen? Doch nicht mehr als dieses: Daß im Jahr 1598 unter Shakespeare's näheren Freunden irgend welche Sonette des großen Dichters bekannt und beliebt waren, sei es nun, daß er sie selbst vorgelesen oder in Abschriften mitgetheilt habe. Welche Sonette dies gewesen, ob diejenigen, welche in dem »Verliebten Pilger« enthalten sind und bei Weitem das Schönste dieser Sammlung ausmachen, oder ob diejenigen, welche zehn Jahre später erschienen, wissen wir nicht. Wohl aber wissen wir, oder haben wenigstens der gewöhnlichen Annahme keinen gewichtigen Grund entgegen zu setzen, daß auf

die Empfehlung des vielgelesenen Meres'schen Buches hin im folgenden Jahre der Buchhändler Jaggard den »Verliebten Pilger« unter Shakespeare's Namen (obwohl wie schon bemerkt ohne Shakespeare's Wissen) herausgab, nachdem er sich, Gott weiß auf welche Art, Abschriften von einzelnen Sonetten und Liedern unseres Dichters zu verschaffen gewußt hatte, die er, vermischt mit andern, in willkürlicher Reihenfolge zusammenstellte und drucken ließ.

Denn daß sich kein leitender Faden durch das Ganze zieht, wird Jedem auf den ersten Blick einleuchten, und daß fremde Stücke mit auf Shakespeare's Rechnung gesetzt wurden, ist eine erwiesene Thatsache.

Heute würde man ein solches Verfahren als Betrug brandmarken; in Shakespeare's Tagen nahm man es damit nicht so genau, wie hundert ähnliche Beispiele beweisen.

Doch dem sei wie da wolle: ich glaube durch die einfache Darlegung des Sachverhaltes jedem unbefangenen Leser klar gemacht zu haben, daß zur Bestimmung der Zeit des Entstehens der Shakespeare'schen Sonette zuverlässige Anhaltspunkte nicht vorhanden sind; ferner daß die oben angeführte Stelle aus dem Büchlein von Francis Meres sich weit ungezwungener auf die Sonette im »Verliebten Pilger« als auf die zehn Jahre später erschienene Sammlung beziehen läßt.

Wer dies zugiebt, wird auch nichts einzuwenden haben gegen die Annahme, daß der große hier mitgetheilte Cyklus von Sonetten nicht schon im Jahre 1598 abgeschlossen vorlag, sondern daß die schönsten und reinsten dieser Sonette einer späteren Zeit angehören. Erwägt man nun, daß Shakespeare weder den »Verliebten Pilger« noch die spätere Sammlung selbst herausgab, sondern daß beide als Buchhändlerspekulationen erschienen, und erinnert man sich, daß jene erste Sammlung erwiesenermaßen kein organisch zusammenhängendes Ganze bildet, vielmehr höchst willkürlich durcheinander gewürfelt er-

scheint, so wird auch bei der zweiten ein bescheidener Zweifel an dem bisher als Dogma aufgestellten Satze erlaubt sein, daß sie so vorliege,

„Wie sie der Verfasser schrieb,
Nicht wie sie der Diebstahl druckte.“

Dieser Zweifel wird sich verstärken aus inneren und äußeren Gründen, wenn man, die Sonette aufmerksam durchgehend, sieht, daß gerade unter den letzten sich einige finden, deren Ton und Sprache merklich von den übrigen abweicht, während sie eine auffallende Verwandtschaft mit denen der ersten Periode, ich meine, mit den Sonetten im »Verliebten Pilger« offenbaren.

Man lese z. B. aufmerksam die Sonette CLIII und CLIV des englischen Textes und frage sich, in welchem Zusammenhange sie mit den vorhergehenden stehen. Oder CXXVI und CXLV, die geradezu wie hineingeschneit in ihre Umgebung erscheinen und nicht blos durch ihren Sinn, sondern auch durch ihre Form sich davon unterscheiden, indem das eine nur zwölf Zeilen enthält, die aus lauter Reimpaaren bestehen, während das andere in vierfüßigen Jamben geschrieben ist. Es genügt, von den beiden ersterwähnten hier eines anzuführen, da sie beide in anmuthiger Spielerei dasselbe Thema behandeln.

Cupido, da einst Schlaf ihn überkam,
Ließ seine Fackel sinken, welche schnell
Ihm eine Nymphe der Diana nahm,
Die tief sie taucht in einen kühlen Quell.
Allein der Liebesfackel heilige Glut
Ward wundersam dem Wasser mitgetheilt,
Das endlos weiterglühend Wunder thut,
Den Schwachen Stärke giebt und Kranke heilt.
An meiner Liebsten Aug' entzündet wieder
Der Gott den Brand, der schnell mein Herz erfaßt,

Das Liebesfeuer ras't durch meine Glieder —
Zum Heilquell eil' ich, ein betrübter Gast —
 Doch half mir's nicht! Die Bäder die mir taugen,
 Sind Amor's Feuerquell, der Liebsten Augen.

Ich lasse hierauf gleich ein Sonett aus dem »Verliebten Pilger« folgen.

Im Myrthenschatten bei Adonis saß
Venus, die immer liebevoll Gesinnte;
Und sie erzählt' ihm, wie sich Mars vergaß
Bei ihr, einst höchst zudringlich um sie minnte,
Kühn wie er ist — sprach sie — erlaubt' er sich
Gar viel mit ihr, was konnt' ich thun, ich Arme!
Sieh, so, gerade so, umarmt' er mich! —
Sie sprach's und schloß Adonis in die Arme.
Dann küßt' er mich — sie ahmte auch den Kuß nach;
Und holte Athem tief. Adonis schmollte
Und sprang davon. Sie sah ihm mit Verdruß nach —
Daß er auch gar nicht merkte, was sie wollte!
 Wenn mich doch meine Liebe so umfinge
 Und mich so küßte, bis ich von ihr ginge.

Der Leser möge hienach selbst urtheilen, ob sich in diesen beiden Sonetten eine wesentliche Verschiedenheit des Tones offenbart. Er wird (besonders wenn er den Urtext vergleicht) bei näherer Prüfung finden, daß das zweite — also das von den Herausgebern in die früheste Periode gesetzte — noch reicher, gegenständlicher, plastischer ist als das erste, welches mit seiner darauf folgenden Variante den Schluß der ganzen späteren Sammlung bildet, also in eine Zeit fallen müßte, in welcher Shakespeare mit den mythologischen Bildern und Anspielungen, wovon seine frühesten Gedichte wie diejenigen seiner Zeitgenossen wimmeln, längst abgethan hatte.

Die Unzusammengehörigkeit der Sonette CLIII und CLIV ist auch schon englischen Gelehrten aufgefallen, aber sie haben

die Sache auf sich beruhen lassen. So zählt z. B. Brown*), der die Sonette als eine Selbstbiographie des Dichters betrachtet und sie danach ordnet, die beiden letzten gar nicht mit, und Alexander Dyce**), der größte englische Shakespeare-Gelehrte, bemerkt dazu, daß sich diese Auslassung von selbst verstehe.

Gerade ebenso versteht sich's von selbst, daß die Sonette CXXVI und CXLV nicht hingehören, wo sie im englischen Texte stehen, und daß sie in der Sammlung des »Verliebten Pilgers« weit besser an ihrem Platze sein würden. Dieser »Verliebte Pilger« ist nämlich ein Deckname für alles Mögliche und Unmögliche, ein Titel, der gar nichts mit dem Inhalte zu thun hat, wenn man ein einziges Sonett, das dritte, ausnimmt, welches in Ton und Sprache auffallend an die berühmte Scene in Romeo und Julie erinnert, wo auch von Pilgern die Rede ist: If I profane with my unworthy hand etc.

In ähnlichem Tone und aus ähnlicher Stimmung heraus hat Shakespeare mehrere Sonette geschrieben, die ich mir erlaubt habe zusammenzustellen, wie sie ihrem Inhalte nach auf einander folgen, und damit die hier gebotene Sammlung zu eröffnen, weil ich die feste Ueberzeugung habe, daß sie zu den frühesten Sonetten Shakespeare's gehören und deshalb nicht an das Ende zu setzen sind. Uebrigens füge ich ein mit der neuen Anordnung korrespondirendes Verzeichniß der älteren Reihenfolge bei, zur Bequemlichkeit derer, welche diese vorziehen oder den Text mit der Uebertragung vergleichen wollen.

*) Shakespeare's Autobiographical Poems. Being his Sonnets clearly developed: with his character drawn chiefly from his works. By Charles Armitage Brown. 1838.

**) Some account of the life of Shakespeare. (The Works of William Shakespeare; the text revised by the Rev. Alexander Dyce. In six volumes.) I. XCIV. 1857.

Ein ähnliches Verfahren hat sich schon F. Victor Hugo sehr zum Vortheil der von ihm den Franzosen gebotenen Uebersetzung erlaubt. Im Prinzip stimme ich mit ihm überein; in der Ausführung bin ich aus guten Gründen meinen eigenen Weg gegangen.

Die ältern englischen Herausgeber der Sonette Shakespeare's haben sich — mit einer einzigen Ausnahme — immer streng an die Reihenfolge der ältesten Ausgabe (1609) gehalten, da es nicht in ihrer Absicht lag, einen inneren Zusammenhang herzustellen, sondern den Text, wie er einmal vorlag, in möglichster Reinheit dem Leser zu bieten. Die einzige Ausnahme davon bildet die unter dem Titel: Poems, written by Will. Shakespeare Gent. im Jahre 1640 erschienene zweite Ausgabe der Sonette, welche acht Nummern ganz wegläßt und dafür Gedichte aus dem »Verliebten Pilger« einschiebt, außerdem den Sonetten willkürliche, oft ganz unpassende Ueberschriften giebt und häufig zwei, drei, vier Nummern unter einer Ueberschrift zusammenstellt, so daß weder auf den innern Zusammenhang des Ganzen, noch auf die ältere Reihenfolge Rücksicht genommen, folglich die Konfusion nur vergrößert wurde. Die späteren Herausgeber haben deshalb mit Recht die Ordnung der älteren Ausgabe beibehalten*). Indem ich nun in Deutschland den ersten Versuch mache, den poetischen Zusammenhang der Sonette herzustellen, um den Genuß des Lesers dadurch zu erhöhen, bin ich mir wohl bewußt, daß die Sache damit keineswegs erledigt ist,

*) Bis auf Charles Knight, der in seinem Pictorial Shakspere eine neue Anordnung versuchte, und einen Anonymus, der die Sonette unter folgendem Titel herausgab:

The Sonnets of William Shakspere, rearranged and divided into four parts. With an introduction and explanatory notes. London: John Russell Smith, M. DCCC. LIX.

sondern noch viel zu wünschen übrig läßt. Belehrende Winke von Seite geschmackvoller Kenner zur Förderung und Ergänzung meines Versuchs einer neuen Ordnung der Sonette werde ich dankbar in einer etwa folgenden Auflage benutzen.*)

Mit der Frage über die Reihenfolge der Sonette fällt natürlich die Frage über ihren Inhalt zusammen. Sowohl in England als in Deutschland wird ziemlich allgemein angenommen, daß der größte Theil der Sammlung an Shakespeare's Gönner und Freund, den Grafen von Southamton, gerichtet sei. Es sprechen dafür eine Menge Gründe; zunächst daß der junge, schöne, geistvolle, ritterliche, vornehme, reiche, hochsinnige Graf die Eigenschaften wirklich besaß, welche Shakespeare seinem in den Sonetten gefeierten Freunde beilegt; ferner daß Shakespeare ihm vielfach zu Dank verpflichtet war, schon früh mit ihm bekannt wurde, ihm im Jahre 1593 »Venus und Adonis« sowie ein Jahr später »Lukrezia« widmete, mit einer Ueberschwänglichkeit des Ausdrucks, die sehr an die Freundschaftssonette erinnert, theilweise sogar wörtlich mit einigen derselben übereinstimmt**), endlich daß Graf Southamton ein bekannter Kunstenthusiast, ein großer Verehrer Shakespeare's und der fleißigste Besucher seines Theaters war. Die Huldigungen, welche unser Dichter dem für alles Schöne begeisterten und ob seiner Freigebigkeit vielgerühmten Grafen brachte, stehen nicht vereinzelt da; fast alle hervorragenden Poeten jener Zeit verherrlichten ihn in ähnlicher Weise. Wer sich näher darüber unterrichten will, lese Nathan Drake's Leben des Grafen von

*) Solche Winke sind mir geworden und ich habe sie gewissenhaft benutzt, wie man aus der theilweise neuveränderten Reihenfolge der Sonette ersehen wird. (Zusatz zur neuen Auflage.)

**) Vergl. die Widmung der Lukrezia mit den Sonetten 38, 39, 76, 78, 79 und 105 der englischen Ausgabe.

Southampton*), den Chapman (ein Zeitgenosse Shakespeare's, bekannt als Dramatiker und berühmt als Uebersetzer Homer's) den Auserwählten aller edelsten Geister Englands nennt, ein Lob, welches von Nash, Wither, Sir John Beaumont und Jarvis Markham wo möglich noch überboten wird.

Dazu kommt, daß Graf Southampton (geb. 1573) um neun Jahre jünger als Shakespeare war, daß also der väterliche Ton, welchen der schon zum Manne gereifte Dichter, dessen mächtige Gedankenarbeit wohl frühe Falten auf seine Stirne geprägt, gegen den noch in erster Jugendfrische blühenden Freund anschlägt, ganz zu dem Uebrigen paßt. Trotzdem sprechen eine Menge schwer in's Gewicht fallender Gründe gegen die Annahme, daß die Sonette sich auf Graf Southampton beziehen. Ich verweise hier wieder auf den vortrefflichen Aufsatz von Delius im Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft (Berlin bei Reimer, 1865). Ferner stimmt nicht damit überein: die seltsame Widmung der Sonette, die folgendermaßen lautet: Dem einzigen Erzeuger**) dieser Sonette, Herrn W. H., wünscht alles Glück und jene von unserem ewiglebenden Dichter verheißene Unsterblichkeit der wohlmeinende Herausgeber T. T.***)

Daß diese Widmung nicht von Shakespeare selbst herrührt, würde jedem unbefangenen Leser einleuchten, selbst wenn die Initialen des Herausgebers T. T(horpe) nicht darunter

*) In Shakespeare and his Times etc. etc. By Nathan Drake. (T. II. p. 1—19) London, 1817.

**) begetter — kann hier auch übersetzt werden: Verschaffer oder Veranlasser.

***) Englisch: To the only begetter of these ensuing Sonnets Mr. W. H. all happiness, and that eternity promised by our ever-living poet, wisheth the well—wishing adventurer in setting forth. T. T.

ständen. Alle bewährten Shakespeare-Gelehrten stimmen in der Ansicht überein, daß diese Ausgabe eine ohne Vorwissen und Zuthun des Dichters veranstaltete Buchhändlerspekulation des Herausgebers (Thomas Thorpe) sei, der deshalb guten Grund hatte, seinen vollen Namen zu verschweigen. Daß ich dieser Ansicht, welche Alexander Dyce*), die größte jetzt lebende Autorität, als etwas sich von selbst Verstehendes annimmt, mich anschließe, habe ich schon wiederholt hervorgehoben. Wer ist nun aber der räthselhafte W. H., dem der Herausgeber die Sonette widmet und den er zugleich den einzigen Erzeuger derselben nennt?

Ueber die Beantwortung dieser Frage haben sich schon viele Leute den Kopf zerbrochen und die wunderlichsten Meinungen und Schlüsse sind dabei zum Vorschein gekommen. Ich will hier nur eine kleine Blumenlese davon anführen.

Einige haben mit Farmer in W. H. einen Neffen Shakespeare's, William Harte vermuthet; allein dieser Neffe war zur Zeit der Entstehung des größten Theils der Sonette noch gar nicht auf der Welt, da er erst im Jahre 1600 geboren wurde.

Andere schlossen sich der Meinung Tyrwhitt's an, der aus einer Verszeile im 20. Sonett (des englischen Textes)

»A man in hew all Hews in his controwling«

folgerte, die geheimnißvolle Person müßte ein Mr. W. Hughes sein. Diese Folgerung gränzt an Blödsinn.

Boaden wandte viel Scharfsinn auf, um zu beweisen, daß mit W. H. William Herbert der Earl von Pembroke gemeint sei, der nachweislich ein Gönner Shakespeare's war, und dem auch die erste Gesammt-Ausgabe der Dramen des Dichters (Fol. A.) gewidmet wurde.

Brown in seinem schon früher erwähnten Werke schließt

*) In seiner schon erwähnten neuesten Prachtausgabe Shakespeare's T. I. XCII.

sich der Hypothese Boaden's an, während A. Dyce es höchst unwahrscheinlich findet, daß ein Buchhändler damals gewagt haben sollte, einen so hochgestellten Mann wie den Earl von Pembroke einfach als Mr. W. H. zu bezeichnen.

Derselbe Grund läßt sich gegen Henry Wriothesly, Grafen Southampton anführen, an den Andere die Widmung gerichtet glaubten. Hier hätte also eine Umstellung der Initialen stattgefunden, was natürlich den Gläubigen keine Schwierigkeiten macht, aber die Zweifler zu der Frage berechtigt: »Wozu diese Umstellung?« Denn entweder sollte der Name des Gefeierten unbekannt bleiben oder nicht. In jenem Falle war es ganz überflüssig, ihn auch nur anzudeuten, und in diesem Falle war es eine Thorheit, das X vor das U zu stellen.

Bestand wirklich ein freundschaftliches Verhältniß zwischen Shakespeare und Southampton, so konnte das der Welt kein Geheimniß bleiben. Bezogen sich die Sonette auf dieses Verhältniß, so ist es ebenfalls höchst unwahrscheinlich, daß die Zeitgenossen Shakespeare's dies nicht hätten merken sollen, da, wie wir gesehen haben, die Sonette schon lange vor ihrer Veröffentlichung in gewissen Kreisen bekannt waren. Wozu denn noch die Geheimnißkrämerei?

Kurz, man mag die Sache nehmen wie man will, die Widmung läßt sich nicht auf Southampton beziehen, denn selbst wenn man das W. H. gelten ließe, so könnte man doch das Mr. davor in keiner Weise gelten lassen.

Aber gesetzt auch den Fall, man könnte das Mr. vor W. H. gelten lassen und sogar genau die Person bestimmen, auf die es paßte, so enthielte die Widmung immer noch einen unlösbaren Widerspruch, weil viele der Sonette an eine Dame gerichtet sind und die Widmung ausschließlich auf einen Mann deutet.

Chalmers hat deshalb nachzuweisen gesucht, daß eine der



Bedeutungen des Zeitworts beget*) auch bring forth (zum Vorschein bringen, verschaffen, mittheilen) sei, und daß man demnach unter dem Worte begetter den Mann zu verstehen habe, welchem der Verleger die Mittheilung des Manuskripts verdankte. Diese Ansicht hat viel für sich. Allein da (wie Alexander Dyce bemerkt) dem kritischen Blödsinn keine Grenzen zu stecken sind, so hat Chalmers auch den Satz aufgestellt, daß unter dem geheimnißvollen Freunde Shakespeare's Niemand anders zu verstehen sei, als die jungfräuliche Königin Elisabeth, welche in den ersten 26 Sonetten ermahnt werde, sich zu verheirathen und zu vermehren. Diese Hypothese gründet sich wahrscheinlich darauf, daß die Königin Elisabeth weder W. noch H. in den Anfangsbuchstaben ihres Namens hat.

Allen scharfsinnigen Hypothesen wird aber die Krone aufgesetzt durch ein Buch, welches sich als den einzigen und unfehlbaren Schlüssel zum Verständniß der Shakespeare'schen Sonette ankündigt. Der Verfasser beginnt sein Werk**) mit folgenden Worten:

»Einen Schlüssel zu Shakespeare's Sonetten, so wage ich diese Arbeit zu benennen und bin mir der ganzen Tragweite dieses Titels bewußt. Mit der Anmaßung trete ich in die Oeffentlichkeit, das Verständniß eines Werkes des großen

*) Er sagt, beget wird von Skinner abgeleitet vom Angelsächsischen begettan. Johnson nimmt diese Ableitung an, so daß begetter in der affektirten Sprache des Buchhändlers Thorpe (Fähndrichs Pistol u. dgl.) soviel als obtainer (Verschaffer) hieß ꝛc. ꝛc. Boswell schließt sich dieser Auffassung an, indem er in einer Note zu der Widmung bemerkt: The begetter is merely the person who gets or procures a thing, with the common prefix be added to it. So, in Deeker's Satiromastix: »I have some cousin-germans at court shall beget you the reversion of the master of the king's revels.«

**) Schlüssel zu Shakespeares Sonetten von D. Barnstorff. Bremen, 1861.

Dichters zu erschließen, welches bisher sämmtlichen Auslegern ein unauflösliches Räthsel war. Ein unauflösliches Räthsel, sage ich; denn Alles und Jedes, was selbst durch bedeutende Männer über dasselbe gesagt ist, verfliegt es nicht wie Spreu vor dem Winde bei einem einzigen festen Blick, den man in irgend eine Einzelheit dieser Dichtung thut? Nichts als bloße Vertuschung des Unverstandenen, als bloße Verblümung des Unnatürlichen, ja Schmutzigen, was ihre eigene Auffassung sie zu sehen zwang, konnten Erklärer geben, die von der reinen Gedankenwelt, in welcher der Dichter sich hier bewegt, keine Ahnung hatten.«

Der Schlüssel des Herrn Barnstorff führt uns in diese reine Gedankenwelt, von welcher die Weisen und Schriftgelehrten seit Shakespeare's Tagen bis auf den heutigen Tag keine Ahnung gehabt haben. Wer aber den »Schlüssel« nicht zur Hand nimmt — »wer die geistige Arbeit scheut, sich eine Zeitlang mit diesem Werke des größten, des begabtesten vielleicht aller Menschen anhaltend zu beschäftigen, wo dieser aller Banden des Herkömmlichen sich entschlagend, in der reinsten Abstraktion sich ergeht, und seine Anschauungen in einem Spiegel reflektirt, dessen wunderbare Reinheit an das Uebermenschliche grenzt — für den (das erklärt Herr Barnstorff rund heraus) werden die Sonette vor wie nach (warum nicht nach wie vor?) die schwächlichen Ergüsse einer krankhaften Seelen- und Körperverstimmung bleiben.«

Das Räthsel dreier Jahrhunderte wird dann folgendermaßen gelöst:

»Ganz einfach giebt uns Shakespeare in seinen Sonetten Seelenanschauungen; er schildert seine eigene, letzte, geistige Individualität zuerst unter der Form von Zurufen seines sterblichen an seinen unsterblichen Menschen, seines äußeren, der Zeit, der Umgebung angehörenden Wesens an sein höheres, der Menschheit, der Ewigkeit gehörendes Ich;

seines, so zu sagen, bürgerlichen Menschen an seinen Genius, an seine Kunst (Son. 1 — 126). Sodann als Betrachtungen über das Drama, welches eben das irdische Weib ist, in deren Schoß sich der Same seines Geistes, seines Genius (»his love«) befruchtend ergoß (127 — 152). Von diesem Gesichtspunkt aus bleibt nichts dunkel, nichts zweifelhaft« u. s. w.

Das Buch des Herrn Barnstorff erschien mir von vornherein so albern, daß ich es mit Stillschweigen übergangen haben würde, wenn nicht einige unserer kritischen Stimmführer dafür Partei genommen hätten mit einer Begeisterung, die dem Barnstorff'schen Unsinn sehr nahe kam. Die Abfertigung, welche ich diesem deshalb in der ersten Auflage meiner Uebersetzung der Sonette zu Theil werden ließ, hat inzwischen die gute Wirkung gehabt, daß jetzt Niemand mehr ernsthaft von dem »Schlüssel« zu reden wagt. Das Buch ist als abgethan zu betrachten und ich halt' es daher für überflüssig, meine frühere Widerlegung desselben noch einmal abdrucken zu lassen.

Ich freue mich, sagen zu können, daß eine unbefangenere Würdigung des Verhältnisses Shakespeare's zu seinen Sonetten auch in England sich Bahn zu brechen beginnt. Wurde schon das, was ich in der ersten Auflage dieses Buchs in ähnlichem Sinne geäußert, von der englischen Kritik, namentlich vom Athenaeum, rühmend hervorgehoben, den moralischen Splitterrichtern zum Aergerniß — so hat eine später erschienene besondere Abhandlung über die Sonette (The Sonnets of William Shakspere: a critical disquisition suggested by a recent discovery. By Bolton Corney, M. R. S. L.) sich ausdrücklich das Ziel gesetzt, den Charakter des größten Dichters in Schutz zu nehmen gegen die unwürdigen Verdächtigungen, zu welchen die falsche Auffassung seiner Sonette Anlaß gegeben. Er verfährt dabei in ähnlicher Weise wie Professor Delius, indem er die Sonette, ihrer großen Mehrzahl nach,

nicht als autobiographische Aufzeichnungen, sondern als freie poetische Ergüsse betrachtet.

Seine Abhandlung nimmt zum Ausgangspunkt einen Brief, welchen Herr Philarète Chasles (Conservateur de la Bibliothèque Mazarine) i. J. 1862 an das Londoner Athenaeum geschrieben und worin er die erste stichhaltige Erklärung der geheimnißvollen Widmung zu geben behauptet. Seine Beobachtung des Mangels an Uebereinstimmung in den verschiedenen späteren Ausgaben der Sonette veranlaßte ihn, sich ein fac-simile des Drucks der Inschrift von 1609 zu verschaffen, von welchem das Britisch-Museum noch ein Exemplar besitzt. Die genaue Untersuchung dieses alten Drucks führte zu einer neuen Interpretation, deren Resultate kurzgefaßt folgende sind: —

»1. Daß wir hier keine eigentliche Widmung, sondern eine Art monumentaler Inschrift vor uns haben.

2. Daß diese Inschrift keinen zusammenhängenden Sinn hat, sondern in zwei unterschiedene Sätze zerfällt.

3. Daß der erste dieser Sätze die wirkliche Inschrift enthält, welche von und nicht an W. H. adressirt ist.

4. Daß die Person, an welche die Inschrift gerichtet ist, aus verschiedenen Gründen nicht direkt genannt wurde, sondern nur umschrieben oder angedeutet (by what the learned call an *Autonomasia*) als einziger Erzeuger oder Veranlasser (only begetter) der Sonette.

5. Daß der zweite Satz nur ein Anhängsel der wirklichen Inschrift ist.

6. Daß der Verleger in diesem Satze seine eigenen guten Wünsche ausdrückt: nicht für den unsterblichen Ruhm des Veranlassers (begetter) der Sonette, was eine Impertinenz gewesen sein würde, — sondern für den Erfolg des Unternehmens, in welchem er, der Abenteurer, sein Kapital eingeschifft hat.«

Die ursprüngliche Inschrift nimmt sich folgendermaßen aus: —

TO . THE . ONLIE . BEGETTER . OF .
THESE . INSVING . SONNETS .
Mr . W . H . ALL . HAPPINESSE .
AND . THAT . ETERNITIE .
PROMISED .
BY .
OVR . EVER-LIVING . POET .
WISHETH .
THE . WELL - WISHING .
ADVENTVRER . IN .
SETTING .
FORTH .
T. T.

Nach der Annahme des Herrn Ph. Chasles endet die eigentliche Inschrift mit dem Worte wisheth und das Folgende wäre dann ein Zusatz des spekulirenden Buchhändlers.

Diese Annahme für Gewißheit nehmend, folgert Herr Bolton Corney daraus, daß die eigentliche Inschrift von William Herbert, späterem Earl von Pembroke, herrühre und der spätere Zusatz von Mr. Thorpe. Das Wort begetter nimmt er nicht in dem Sinne als ob die Person damit gemeint sei, welche dem Buchhändler das Manuscript verschafft habe, sondern er versteht darunter den Veranlasser oder Erzeuger der Sonette, als welchen er den Earl von Southampton annimmt.

Um seine Auffassung des zweifelhaften Wortes zu rechtfertigen, führt er zwei Beispiele berühmter Sonettisten aus Shakespeare's Zeit an. Michael Drayton schrieb im Jahre 1596 an Lucy, Gräfin von Bedford:

Vouchsafe to grace what here to light is brought,
Begot by thy sweet hand, born of my thought.

Und Samuel Daniel schrieb i. J. 1614 an Anna von Dänemark:

Here, what your sacred influence begat,
(Most lov'd and most respected Majesty)
With humble heart and hand I consecrate
Unto the glory of your memory.

Um nun weiter seine Annahme zu begründen, daß mit dem begetter kein Anderer als der Earl von Southampton gemeint sein könne, kommt Herr Bolton Corney auf die beiden Bücher zurück, welche Shakespeare dem Earl gewidmet hat.

Das erste dieser Bücher (Venus und Adonis, 1593) nannte der Dichter bekanntlich in der Widmung »den ersten Erben seiner Muse« (the first heir of my invention) und in der Widmung des zweiten Buches (Lucrece, 1594) sagt er: »Ihnen gehört was ich geschaffen habe, Ihnen auch was ich noch schaffen werde« (What I have done is yours, what I have to do is yours).

Hieraus schließt Herr Bolton Corney, man müsse den Dichter entweder des Undanks zeihen, oder annehmen, daß er unmittelbar nach Lucrezia die Sonette geschrieben habe, um sein Versprechen zu erfüllen. Später hatte er andere Sorgen und andere Beschäftigungen.

Dies Alles zugegeben, bleibt die Beantwortung der Frage übrig: Wie kommt es, daß die Sonette, welche nach Meres' Zeugnisse schon im Jahre 1598 unter des Dichters Freunden allgemein bekannt waren, erst durch William Herbert in die Hände seines Bruders, des Grafen Southampton

gelangten, für den und auf dessen Veranlassung sie doch eigentlich geschrieben sein sollen? Und wie kommt William Herbert dazu, eine so wunderliche Inschrift darauf zu setzen?

»Nehmen wir an — sagt Herr Bolton Corney — William Herbert habe von den Sonetten eine Abschrift nehmen lassen und habe diese, mit einer Inschrift von seiner eigenen Hand versehen, dem Grafen Southampton als ein Geschenk bestimmt, welches später in die Hände des Verlegers gelangte, auf eine Art und Weise, welche eine gewisse Heimlichhaltung (concealment) bedingte.«

Es wird dann weiter erklärt, daß solche Geschenke zu jener Zeit üblich waren, als die Kunst des Schönschreibens noch in größerem Ansehn stand, und daß William Herbert, als ein studirter Mann, die klassische Form monumentaler Inschrift, mit einem . hinter jedem Worte, nachgeahmt habe.

Danach wäre also die eigentliche Inschrift im Zusammenhange so zu lesen:

To the only begetter of these insuing Sonnets, Mr. W. H. all happinesse and that eternity promised by our ever-living poet wisheth.

Das Folgende:

The well-wishing adventurer in setting forth,

T. T.

käme dann auf Rechnung des Buchhändlers Thomas Thorpe.

Ich gestehe offen, daß ich die Begeisterung des Herrn Bolton Corney für die Entdeckung des Herrn Philarète Chasles nicht theilen kann, und die Folgerungen welche er selbst daraus zieht, nicht für stichhaltig erachte.

Daß ein leichtfertiger Verleger, wie Thomas Thorpe, der ohne Erlaubniß des Verfassers ein auf krummen Wegen erlangtes Werk durch den Druck veröffentlicht, eine geheimniß-voll-konfuse Widmung oder Inschrift davorsetzt, um die Leser irre zu führen und sich einen Schein des Rechtes zu geben,

hat nichts Unwahrscheinliches, zumal außerdem Beweise vorliegen, daß Thomas Thorpe ein durchtriebener Schelm war. Daß hingegen William, Lord Herbert, die Inschrift, oder den ersten Satz davon, selbst geschrieben haben solle, will mir durchaus nicht einleuchten. Angenommen selbst, er hätte, vielleicht durch die Kunst eines von ihm protegirten Kalligraphen dazu veranlaßt, die Sonette abschreiben lassen um seinem Bruder ein Geschenk damit zu machen: wie käme er zu der wunderlichen Inschrift? Es widerspricht allen gesunden Voraussetzungen, daß ein Bruder dem andern — wenn beide so hochgebildete Männer sind, wie die Grafen Pembroke und Southampton es waren — in dieser Weise ein Geschenk widme. Wie käme William, Lord Herbert, der seit 1601, nach dem Tode seines Vaters, den Namen Earl of Pembroke führte, dazu, sich seinem Bruder gegenüber Mr. W. H. zu nennen? Wozu sollte überhaupt jede Geheimnißkrämerei in einer intimen, nicht für den Druck bestimmten Widmung an einen Bruder dienen? Warum schrieb Lord Herbert nicht seinen ganzen Namen? Und wenn er, der Kürze wegen, blos die Initialen setzen wollte, was soll das Mr. davor? Ich vermuthe, daß Lord Herbert, wenn die Inschrift von ihm herrührte, das Mr. ausgelassen und dafür statt promised geschrieben haben würde: promised him, um sich deutlich und richtig auszudrücken. Endlich ist anzunehmen, daß Shakespeare, wenn er die Sonette dem Grafen Southampton gewidmet hätte, irgend eine Widmung, ähnlich wie bei Venus und Adonis von Lukrezia, davor gesetzt haben würde und daß sie in innerlich zusammenhängender Reihenfolge zur Abschrift gelangt wären, wonach denn die Veröffentlichung, wenn auch durch Raubdruck erfolgt, in Bezug auf das Wesentliche nichts zu wünschen übrig ließe. Das ist aber bekanntlich nicht der Fall.

Aus allen diesen Gründen kann ich mich mit dem Ausgangspunkte der Corney'schen Schrift nicht wohl einverstanden

erklären. Um so mehr freut es mich, ihren weiteren Ausführungen, in welchen der Verfasser mit einem großen Aufwand von Scharfsinn und Belesenheit gegen die falschen Deutungen zu Felde zieht, zu denen die autobiographische Auffassung der Sonette Anlaß gegeben hat, unbedingt beistimmen zu können. In der Erörterung dieser wichtigen Frage kommt der Verfasser selbstständig ganz zu demselben Resultat, welches sich aus der schon mehrfach erwähnten vortrefflichen Abhandlung von Delius im »Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft« ergiebt.

Vergleichende Uebersicht

der

deutschen und englischen Reihenfolge.

Deutsche Reihenfolge:		Englische Reihenfolge:
1.	Die himmlische Rhetorik Deiner Augen. (Aus dem »Passionate Pilgrim«.)	
2.	Wie oft, wenn Deine zarten Finger springen .	CXXVIII.
3.	Wenn sich Musik und Poesie verbinden. (Aus dem »Passionate Pilgrim«.)	
4.	Laß Andern ihre Wünsche! Deinen Willen . .	CXXXV.
5.	Zürnt Deine Seel', ich komme Dir zu nah . .	CXXXVI.
6.	Wie eine Hausfrau sorglich voller Hast	CXLIII.
7.	Wie auf der Bühn' ein ungeübter Held	XXIII.
8.	's ist besser schlecht zu sein als schlecht zu scheinen	CXXI.
9.	Cupido, da einst Schlaf ihn überkam	CLIII.
10.	Einst schlief der kleine Liebesgott; zur Seiten	CLIV.
11.	Du weißt, Dich liebend trog ich mein Gewissen	CLII.
12.	Was machst Du, blinde, närr'sche Lieb' aus mir	CXXXVII.
13.	Lieb' ist zu jung, von Schuld und Reu' zu wissen	CLI.
14.	Ihr Mund, dies Wunderwerk der Liebe	CXLV.
15.	Du sagst, Grausame, daß ich Dich nicht liebe	CXLIX.
16.	O welche Macht kann Dir die Allmacht leihn .	CL.
17.	In Wahrheit lieb' ich Dich nicht mit den Augen	CXLI.
18.	Ich fehl' aus Liebe, tugendhaft bist Du	CXLII.
19.	Wie Brot dem Leben, bist Du den Gedanken .	LXXV.
20.	Mein Lieben gleicht dem Fieber, es begehrt . .	CXLVII.

Vergleichende Uebersicht

der

englischen und deutschen Reihenfolge.

Berlin, gedruckt in der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker)

Friedrich Bodenstedt's

Gesammelte Schriften.

Neunter Band.

Friedrich Bodenstedt's

Gesammelte Schriften.

Gesammt-Ausgabe

in

zwölf Bänden.

Neunter Band.

Berlin  1867.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

Alte und neue Gedichte

von

Friedrich Bodenstedt.

Erster Band.



Berlin 1867.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

Inhaltsverzeichniß.

Lieder.

Sinngedichte und Sprüche.

Sonette.

Verschiedene.

Zeit- und Gelegenheitsgedichte.

Volksweisen als Intermezzo.

Aus dem Morgenlande. (1843 — 1845.)

Die Rose von Tiflis.

Aus dem Buche Edlitam. (1847 — 1851.)

Von der Nordsee.

Lieder.

Mein Lebenslauf.

Ich bin an keinem Ort geboren
Durch Schönheit der Natur verklärt;
Bedeckt von Torf- und Haidemooren
Und Acker, der den Bauer nährt,
Liegt rings das Land, der Kunst verloren,
Der es ein Obdach nie gewährt —
Ich bin an keinem Ort geboren
Durch Schönheit der Natur verklärt.

Es ging kein Führer mir zur Seite,
Der fördernd klugen Rath mir gab,
Mir ward kein schützendes Geleite,
Früh war ich selbst mein Rath und Stab;
Drum schweift' ich irrend oft ins Weite
In Kunst und Wissen auf und ab —
Es ging kein Führer mir zur Seite,
Der fördernd klugen Rath mir gab.

Wer pflanzte dieses Glutverlangen
Nach Kunst und Schönheit in mein Herz?
War doch mein Himmel trüb' umhangen,
Mein Pfad voll Dornen allerwärts:
Nur tief im Innern Stimmen klangen
Prophetisch wie Dodona's Erz —
Wer pflanzte dieses Glutverlangen
Nach Kunst und Schönheit in mein Herz?

Ich sah das Mühlrad blitzend schäumen
Und sinnend hemmt' ich meinen Schritt,
Die Erlen, die den Bach umsäumen,
Leis beben — und ich bebte mit;
Sah mich verlacht in meinen Träumen,
Ach, Niemand ahnte, was ich litt —
Ich sah das Mühlrad blitzend schäumen
Und sinnend hemmt' ich meinen Schritt.

Die Mutter sang uns alte Lieder,
Das klang ins Herz mir wunderbar,
Zu ihren Füßen saß ich nieder,
Sie streichelte mein lockig Haar. . . .
Wie oft zu ihr sehnt' ich mich wieder,
Als ich in fremden Landen war —
Die Mutter sang uns alte Lieder,
Das klang ins Herz mir wunderbar.

Mein Herz melodisch auszuklingen,
Ward auch in mir die Sehnsucht wach;
Ich hörte, was aus Sturmesschwingen,
Aus Quell- und Waldesrauschen sprach;
Musik hört' ich das All durchdringen
Und wonneschauernd sang ich's nach —
Mein Herz melodisch auszuklingen,
Ward auch in mir die Sehnsucht wach.

War auch gering nur meine Gabe,
Doch ward sie mir zur Trösterin,
Als ich schon früh am Wanderstabe
Die Welt durchmaß mit offnem Sinn.
Ihr dank' ich Alles, was ich habe,
Ihr dank' ich Alles, was ich bin —

War auch gering nur meine Gabe,
Ward sie mir doch zur Trösterin.

Zu eig'ner Lust hab' ich gesungen,
Doch Lieb' und Lied birgt sich nicht lang;
Bald durch die Lande weit erklungen
Zu And'rer Lust ist mein Gesang.
Ob mir, was ich erstrebt, gelungen,
Ob nicht — ich folgte höherm Drang —
Zu eig'ner Lust hab' ich gesungen,
Doch Lieb' und Lied birgt sich nicht lang.

Ich dürste nicht nach Ruhm, zufrieden
Mit Glück, das mir die Liebe gab.
Herr, segne Weib und Kind hienieden,
Sei, wenn ich nicht mehr bin, ihr Stab!
So scheid' ich von der Welt in Frieden
Und bange nicht vor Tod und Grab —
Ich dürste nicht nach Ruhm, zufrieden
Mit Glück, das mir die Liebe gab.

Wenn du kommst um zu erfreuen.

Wenn du kommst um zu erfreuen,
Wirst du stets willkommen sein, —
Bist du traurig, bleib allein,
Wenige zählen zu den Treuen.

Trag dein Leiden stumm für Jeden,
Kehr ins Inn're tief den Blick,
Laß im Kampf mit Mißgeschick
Deine Thaten für dich reden.

Sei dem Baum gleich, der, gerüttelt
Von des Herbststurms wilder Wucht,
Labend seine reifste Frucht
Aus gebeugtem Haupte schüttelt.

Sieh' aus dem Schlot die Funken sprühn.

Sieh' aus dem Schlot die Funken sprühn
In dunkler Nacht,
Und gaukelnd durch die Lüfte glühn
In heller Pracht;
Das Feuer, dem sie keck entspringen,
Brennt dort zu andern, ernsten Dingen,
Und nährt in schwerem Werktagsjoch
Die Funken doch.

So springt wohl aus des Geistes Glut,
Der Schweres schafft,
Manch kleines Lied voll Uebermuth
In eigner Kraft —
Doch nicht wie Funken zu versprühen,
Schwingt sich's, um zündend fortzuglühen,
In guter Menschen Herz und Sinn,
Und bleibt darin.

Frieden.

Nun sind Stürme und Gewölk zerstoben,
Auf den blauen Bergen blitzt der Schnee;
Still, vom reinsten Morgenglanz umwoben,
Ruht die Welt — vergiß nun Leid und Weh!
  Frieden ist im Himmel und auf Erden,
  Frieden laß auch deinem Herzen werden.

Aus dem Dorf am Bergsee klingt Geläute,
Auf den Wiesen glänzt der Morgenthau.
Alles ruht — der Tag des Herrn ist heute,
Und kein Wölkchen trübt das lichte Blau.
  Frieden ist im Himmel und auf Erden,
  Frieden laß auch deinem Herzen werden!

Klage nicht mehr! Was du auch gelitten:
Schuldlos leiden Viele mehr als du!
Keiner siegte noch, der nicht gestritten,
Doppelt süß labt nach dem Kampf die Ruh —
  Frieden ist im Himmel und auf Erden,
  Frieden laß auch deinem Herzen werden!

Wenn der Frühling auf die Berge steigt.

Wenn der Frühling auf die Berge steigt
Und im Sonnenstrahl der Schnee zerfließt,
Wenn das erste Grün am Baum sich zeigt
Und im Gras das erste Blümlein sprießt —
Wenn vorbei im Thal
Nun mit Einemmal
Alle Regenzeit und Winterqual,
Schallt es von den Höh'n
Bis zum Thale weit:
O, wie wunderschön
Ist die Frühlingszeit!

Wenn am Gletscher heiß die Sonne leckt,
Wenn die Quelle von den Bergen springt,
Alles rings mit jungem Grün sich deckt
Und das Lustgetön der Wälder klingt,
Lüfte lind und lau
Würzt die grüne Au,
Und der Himmel lacht so rein und blau,
Schallt es von den Höh'n
Bis zum Thale weit:
O, wie wunderschön
Ist die Frühlingszeit!

War's nicht auch zur jungen Frühlingszeit,
Als Dein Herz sich meinem Herz erschloß?
Als von dir, du wundersüße Maid,
Ich den ersten langen Kuß genoß!
Durch den Hain erklang
Heller Lustgesang,
Und die Quelle von den Bergen sprang —
Scholl es von den Höh'n
Bis zum Thale weit:
O, wie wunderschön
Ist die Frühlingszeit!

Mailied.

Nun hat die Erde sich
Befreit vom Winterdrucke,
Prangt wieder wonniglich
Im frischen Maienschmucke;
Es schwirrt in Flur und Feld,
Es summt in Blum' und Moose;
Mit Feuerzungen hält
Lenzpredigten die Rose;
Die Sonne lacht dazu
Aus reinster Himmelsbläue —
Mein Herz, so lach auch du,
Blüh, wie die Welt, auf's Neue!

Es hat der Herr der Welt
Ein Freudenmal bereitet,
Hat hoch sein Himmelszelt
Für Alle ausgebreitet;
Es klingt vom Blüthenzweig,
Aus Büschen und Gestäude:
Kommt zu mir, Arm und Reich,
Ich bring' euch Allen Freude! —
Es steht auf jedem Blatt
Von Gottes Hand geschrieben:
Wer Lust an Mir nicht hat,
Dem ist kein Trost geblieben!

An das Meer.

Urfrisches Bild der Jugendzeit
Im goldnen Saum der Ewigkeit,
Das du seit Schöpfungsanfang warst,
Wie du dich heut mir offenbarst.

Du sahst das Erdrund werden alt
Und sich verwandeln mannigfalt —
Auch du oft wechselst dein Gesicht,
Doch deine Seele wechselt nicht!

Du zeigst die ewige Schöpferkraft,
Die rastlos aus sich selber schafft,
Stets neue Lebenswellen treibt
Und immer doch die alte bleibt.

Wer deines Herzens Wogenschlag
Und Melodie ergründen mag,
Dem raunst du das Geheimniß zu
Stets jung und alt zu sein wie du!

Die Berge steh'n in dunklen Reih'n.

Die Berge steh'n in dunklen Reih'n,
Im Thale Nebel wogen;
Hell glänzt der See im Mondenschein,
Ein Kahn schwimmt auf den Wogen.

Draus schallen Stimmen hell und weit,
Zwei Sennerinnen singen,
Als wollten vor lauter Seligkeit
Die jungen Herzen springen.

Das schmettert jauchzend, kichert froh,
Als ob sie singend küßten —
Was freut die drallen Mägdlein so?
Ja, wenn sie's selbst nur wüßten!

Ein Tanz im Gebirge.

»Juchhe!« so schallt's den Berg hinauf,
»Juchhe!« so schallt's herunter;
Der Fiedler spielt zum Tanze auf,
Im Dorfe wird es munter.

»Gott grüß' dich, liebe Sennerin!
Wo bist so lang' geblieben?«
— Grüß Gott! — schon wirbelnd her und hin
Sind sie im Tanz getrieben.

Das juchzt und dreht sich ohne Ruh,
Mit Klatschen und mit Stampfen;
Die Alten schauen schmunzelnd zu,
Die kurzen Pfeifen dampfen.

»Weißt, Mutter, als wir auch noch jung
Zusammen juchzten, sprangen?
Da war im Tanz ein andrer Schwung,
Die Zeiten sind vergangen!«

»Komm her, wir machen noch eins mit!«
Schnell hat er sie umschlungen,
Sie tanzen, springen, halten Tritt
Noch besser als die Jungen.

Von dem Gestampf der Nägelschuh
Erdröhnt das Wirthsgebäude. —
Tanzt, juchzt und jubelt immerzu,
Gott segne eure Freude!

Einsamkeit.

Laß uns ein heimlich Plätzchen wählen,
Wo keine Menschen nach uns fragen,
Wo kaum die Sonnenstrahlen wagen
Sich durch das dunkle Grün zu stehlen.

Nun haben wir die Welt verlassen
Und zogen aus Millionen Rieten
Das große Loos. Was kann sie bieten,
Die Welt, für das, was wir umfassen?

Im Frühling.

Nun keimt und blüht es allerwärts,
Die Drossel singt im Waldesgrün,
Mir ist, als fühlt' ich auch mein Herz
Neu mit des Lenzes Blumen blühn.
Die ganze Welt erneut sich
Und jedes Würmchen freut sich,
Wie Alles duftet, treibt und ringt
In wonnevollem Werden —
Was auch das Leben Trübes bringt:
Es ist doch schön auf Erden!

Dort sinnend wandelt eine Frau,
Schon furcht sich alternd ihr Gesicht;
Das schwarze Haar wird silbergrau —
Sie denkt der Jugendzeit und spricht:
    Die Vöglein zwitschern wieder
    Die alten Frühlingslieder,
Sie kennen nicht Veränderung
    In Antlitz und Geberden —
Doch, bleibt man auch nicht immer jung:
    Es ist gar schön auf Erden!

Es fiel vom Baum ein welkes Blatt,
Ein Greis schloß seine Augen zu,
Ein Trauerzug wallt aus der Stadt,
Man trägt den Leib zur ew'gen Ruh;
    Der Geist, auf lichtern Bahnen
    Sieht schon, was wir nur ahnen —
Er geht zu neuem Frühling ein,
    Frei aller Noth zu werden.
Wohl wird's im Himmel schöner sein,
    Doch schön ist's auch auf Erden.

Studenten-Trinklied.

Nehmt den Becher zur Hand!
Trinket aus bis zum Grund —
Füllt ihn neu bis zum Rand,
Führt ihn wieder zum Mund —
Denn die Zeit ist so trüb' und die Welt ist so dumm,
Und dreht sich noch heut so im Kreise herum
Als wie vor tausend Jahren!

Welch ein seliger Blick
In das Glas so vor uns!
Da enthüllt das Geschick,
Weiß nicht was so vor uns!
Es stellt sich uns Alles was dunkel war,
In so rosigem lichtem Gefunkel dar,
Daß Einem ganz leuchtend zu Muthe!

Propheten schon viel
Sind gekommen zu uns,
Moneten schon viel
Sind genommen von uns —
Doch hat kein Prophet solchen Glauben erweckt
Als im heiligen Geiste der Trauben versteckt,
Wenn wir ihn auf Pump genießen.

Nehmt den Becher zur Hand!
Schaut ihm tief auf den Grund —
Trinkt ihn aus mit Verstand,
Schließt in Freundschaft den Bund!
Aus dem Wein steigt der Geist der Versöhnung auf,
Thut uns sich die Welt in Verschönung auf,
Im Wein allein ist Wahrheit!

Füllt mir das Trinkhorn.

Füllt mir das Trinkhorn!
Reicht es herum!
Trinken macht weise,
Fasten macht dumm!

Was ist das Athmen?
Ein Trinken von Luft —
Was ist das Riechen?
Ein Trinken von Duft!

Was ist ein Kuß, als
Ein doppelter Trank!
Trinken macht selig,
Fasten macht krank!

Was ist das Sehen?
Ein Trinken des Scheins —
Klingt's auch verschieden,
Bleibt es doch Eins!

Füllt mir das Trinkhorn!
Reicht es herum!
Trinken macht weise,
Fasten macht dumm!

Sieh, das Thier trinkt keinen Wein.

Sieh, das Thier trinkt keinen Wein,
Darum wird es nicht betrunken, —
Wohl ist Mancher schon durch Wein
Unter's Thier herabgesunken:

Doch Gott schuf der Rebe Glut
Nicht als Irrlicht uns im Sumpfe;
Heben soll sie Geist und Muth,
Aechter Menschheit zum Triumphe.

Darum habt im Auge stets
Die Gefahren des Versinkens —
Nicht zum Sumpf, zur Sonne geht's
Durch die ächte Kunst des Trinkens.

Hafis und der Philister.

Der Philister.

Welch ein Leichtsinn ist der deine!
Kaum noch trau ich meinem Blick:
Lustig treff ich dich beim Weine,
Nach so bitterm Mißgeschick.

Solche Prüfung wie die deine
Hätte mir gebeugt das Haupt,
Mich der Lust an Lied und Weine,
Aller Erdenlust beraubt.

Hafis.

Freund, das Glück ist eine Närrin,
Unglück ist ein böses Weib —
Keine wünsch ich mir zur Herrin,
Beide halt ich mir vom Leib.

Wer das tiefe Weh nicht wittert,
Das mein Auge und Gedicht
Wie der Sterne Glanz durchzittert:
Freund, der merkt das Höchste nicht.

Da ist der Poet am größten,
Wo er eignen Schmerz bezwang,
Einsam Leidende zu trösten
Durch erquickenden Gesang.

Freund, versteh mich wie ich's meine,
Wie's mit dir und mir bestellt:
Ob dein Antlitz lache, weine,
Was bekümmert das die Welt?

Anders hat der Herr mir meine
Leid- und Freudensaat bestellt:
Wenn ich lache, wenn ich weine,
Lacht und weint die ganze Welt.

Seit deiner Augen Himmelsglanz.

Seit deiner Augen Himmelsglanz
Mir in das Herz geflossen,
Hat sich das Weltgeheimniß ganz
Dem innern Blick erschlossen.

Was dunkel war in Raum und Zeit,
Ist nun in Licht verschwunden,
Ich habe die ewige Seligkeit
Genossen in Sekunden.

Nun ist der Wahn und Zweifel hin,
Umschifft sind alle Klippen,
Seit mir des Lebens tiefsten Sinn
Gepredigt deine Lippen.

Ich möcht' es jubelnd sonnenhell
Der ganzen Welt verkünden,
Allein der Weisheit tiefsten Quell
Muß Jeder selbst ergründen.

Sing' noch ein Lied.

Sing' noch ein Lied! ein fröhlich Lied,
Das uns die Nacht zum Tage macht,
Daß man die Bäume blühen sieht
Und klingen hört in Frühlingspracht!

O weile! laß, was unverhofft
Uns ward, noch mehr beschieden sein,
Es muß auf Erden gar zu oft
Geschieden und gemieden sein . . .

Sing' noch ein Lied! trägst du uns fort
Auf deiner Töne Wellenbahn:
Springt alle Sorge über Bord,
Und alle Noth scheint leerer Wahn.

Und ob uns dies und jenes drückt,
Und ob des Kummers noch so viel:
Wir lauschen dir und sind beglückt
Bei deinem Sang und Saitenspiel!

O reiner Klang der Menschenbrust,
Du stimmst das Herz so weihevoll,
Daß man nicht weiß, ob man vor Lust
Aufjauchzen oder weinen soll!

Sing' noch ein Lied! Was je an Glück
Das bunte Leben uns gereicht,
Das bringt uns dein Gesang zurück,
Derweil des Unglücks Schatten weicht!

Die Nacht, der Menschen Feindin, flieht
Vor deiner Töne Zaubermacht —
Sing' noch ein Lied! ein fröhlich Lied,
Daß uns das Herz im Leibe lacht!

Die Waise.

Mutter, Mutter, ach vergebens
Gabst du deinem Kind das Leben,
Ohne ihm am Glück des Lebens
Seinen Antheil auch zu geben.

Fühlt kein Herz mit mir gemeinsam,
Todt sind alle meine Lieben;
Ach! warum verwaist und einsam
Bin ich hier zurückgeblieben?

Wüßt' ich doch ein einzig Wesen,
Das sich meinem Herzen einte,
Das, wie ich, zum Gram erlesen,
Mit mir litte, mit mir weinte;

Dem das Auge thränt', wie meines,
Wie der Thau vom Baume fällt —
Aber ach! ich finde keines
Auf der weiten Gotteswelt!

Schwarze Augen, dunkle Kohlen.

Schwarze Augen, dunkle Kohlen,
Nimmer sollt ihr mich verführen —
Gluten ruhn in euch verstohlen,
Aber ich will sie nicht schüren.

Wohl noch kenn' ich solches Feuer,
Kenne solche Truggeberden,
Doch ich will an euch kein neuer
Frevelnder Prometheus werden.

Aus dem Himmel solcher Augen
Holt' ich einst wohl Feuer nieder,
Doch die Lehre soll mir taugen,
Was ich that, ich thu's nicht wieder!

Zürnend soll kein Gott auf's Neue
An ein Felsenherz mich schmieden,
Und der Geierfraß der Reue
Nicht verzehren mich hienieden!

Ach, wie oft ward ich betrogen.

Ach, wie oft ward ich betrogen,
Und wie oft ward ich bethört!
Bald durch Künste fein erwogen,
Bald durch Keckheit unerhört.

Und ich nahm mir vor, vernünftig
Nun für alle Zeit zu sein,
Keiner Schmeichelstimme künftig,
Keinem Trug mein Ohr zu leihn.

So entschwand der Täuschung Leiden,
Aber auch der Täuschung Glück.
Keine Wahl blieb zwischen Beiden,
Beide wünscht ich sie zurück.

Jahre kamen und verflogen,
Oft hat sich mein Herz empört —
Und noch stets werd' ich betrogen
Und noch gern werd' ich bethört.

Meerfahrt.

Scharf blies der Wind, hoch ging die See,
  Dumpfbrausend, wildbeweglich;
Ich lag allein in stummem Weh,
  Unglücklich, trüb unsäglich.

An selige Tage dachte ich,
  An Glück, zu früh entschwunden,
Wo schnell wie die Stunde der Tag verstrich,
  Jetzt schlichen die Tage wie Stunden.

Ein Stern ging auf in später Nacht
  Und zitterte kalt durch's Dunkel —
Er hat die Nacht nicht hell gemacht
  Mit seinem bleichen Gefunkel.

Und steigen auch in der Zeiten Lauf,
  Wenn der Tag des Lebens vollbracht ist,
Erinnerungen wie Sterne auf:
  Sie zeigen nur daß es Nacht ist.

Nachts.

Schlaflos reck' ich die müden Glieder,
Unheimlich langsam schleicht die Nacht;
Schließ' ich das Auge, öffnet's wieder
Gewaltsam eine finstre Macht,
Und mich umgaukeln wild und wilder
Gespenstig grauenhafte Bilder.

Was längst in meines Herzens Tiefen
Begraben lag, taucht wieder auf,
Als ob es Geisterstimmen riefen;
Rückwärts rast der Gedanken Lauf
In ungezügelter Geschwindheit
Bis zu den Qualen meiner Kindheit.

Was je mir trüb erschien, noch trüber
Erscheint mir's jetzt; ein Augenblick
Führt jahreslange Pein vorüber,
Und von dem wechselnden Geschick
Des Lebens seh' ich nur das Schlimme,
Die Gottheit nur in ihrem Grimme.

Aufspringen will ich, doch die schlaffen
Gelähmten Glieder knicken ein —
Die Kraft fehlt, mich emporzuraffen . . .
Da bricht der erste Morgenschein
Herein, und bringt, die mich gemieden
Im nächt'gen Dunkel: Schlaf und Frieden.

Flohen die Wolken im Abendwinde.

Flohen die Wolken im Abendwinde,
Schimmernd im Mondlicht lag das Thal —
Hinter der Mauer unter der Linde
Sahen wir uns zum letztenmal.

Flohen die Jahre, flohen geschwinde,
Wieder kam ich in's heimische Thal —
Hinter der Mauer unter der Linde
Dacht' ich dein viel tausendmal.

Sinngedichte und Sprüche.

Vates.

Wem ein Gott verlieh die Gabe
Flüchtigem Bestand zu geben,
Mit der Dichtung Zauberstabe
Todtes wieder zu beleben:

Priesterlich im heil'gen Tempel
Walt' er seines Amts voll Segen,
Um des Liedes reinen Stempel
Nur auf ächtes Gold zu prägen.

Nur wer aus der Wahrheit Bronne
Schöpft, giebt seinen Worten Schwingen,
Daß sie wie Gestrahl der Sonne
Durch des Irrthums Dunstkreis dringen.

Schönes können nicht enthüllen
Die der Wahrheit widerstreben;
Der Prophet kommt, zu erfüllen
Das Gesetz, nicht aufzuheben.

Wo sich Kraft will offenbaren,
Wird sie Widerstand erfahren,
    Schlechtes sucht mit Gutem Streit —

Ist sie klein, wird sie erliegen,
Ist sie groß, so wird sie siegen
    Ueber Tücke, Haß und Neid.

Aus derselben Ackerkrume
Wächst das Unkraut wie die Blume,
Und das Unkraut macht sich breit,

Doch es raubt nichts von dem Ruhme,
Duft und Glanz der schönen Blume.

Wie ernst wir wandeln unsre Lebenspfade
Und uns dem Rufe strenger Pflichten beugen:
Wir können was uns frommt nicht selbst erzeugen —
Das Beste in der Welt ist Glück und Gnade.

Wohl ist Erinnerung ein Glück,
Ruft sie viel Schönes uns zurück,
Kommt sie, uns aufzurichten.

Doch öfter noch wird sie ein Fluch:
Wer möcht' in seinem Lebensbuch
Nicht manches Blatt vernichten?

Zum Segen wird Vergessenheit
Dem, der erduldet vieles Leid
Und wenig Glück besessen.

Drum gieb Erinn'rung nur dem Glück —
O Herr! ruf' Gutes nur zurück,
Das Böse laß vergessen!

Je wahrer man liebt,
Je weniger flirrt man —
Je höher man steigt,
Je bescheidner wird man —
Wie der Berg, der über die Wolken reicht,
Sich immer verkleinert je höher er steigt —
Es ragt seine Spitze am weit'sten,
Ganz unten macht er sich am breit'sten.

Der Schmerz, die Freude spielen nicht mit Bildern,
Ein Blick, ein Wort genügt um sie zu schildern,
Und wo in Phrasen Schmerz und Freude spricht,
Glaub' ich das Eine und das Andre nicht.

Die Tugend hab' ich nie gelobt
Die nimmer sich im Sturm erprobt.
Die Weisheit hab' ich nie gepriesen
Die nicht im Leben sich erwiesen.

Man lernt nicht fechten ohne Schwert,
Man lernt nicht reiten ohne Pferd;
Dem guten Schwimmer stärkt die Glieder
Der Strom, den schlechten reißt er nieder.

Lebensweisheit.

Wer Weisheit nur aus Büchern lernt,
Und selbst nicht weise denkt und lebt,
Wird immer mehr von ihr entfernt
Je mehr er ihr zu nahen strebt.

Das Leben soll die Erde sein
Darin die Weisheit Wurzel schlägt,
Und pflanzt ihr hier den Kern nicht ein,
Wächst euch kein Baum der Früchte trägt!

Schweres Leid, das wir empfunden,
Wird vom Glück nicht überwunden:
Die Erinnerung bleibt zurück;
Aber jahrelanges Glück
Ist in wenigen Leidensstunden
Wie ein flücht'ger Traum verschwunden.

Nach vollem Glück vergebens
Strebst du im Erdenthale:
Schmerz ist der Kern des Lebens
Und Lust nur seine Schale.

Im Glück oft unbewußt
Kommt dir ein schmerzlich Schauern,
Als ahnte deine Brust
Es kann nicht lange dauern!

Klug sich in Welt und Menschen fügen,
Gern nützlich sein so viel man kann,
Sich selbst und Andre nicht betrügen,
Die Lehre paßt für Jedermann.

Magst du die Lüge noch so klug
In das Gewand der Wahrheit kleiden,
Der Dümmste ist nicht dumm genug,
Um beide nicht zu unterscheiden.

Sich plagen im Leben
Mit Sorgen und Streben,
Vom Rechten nicht weichen
Und doch nichts erreichen
Im vergeblichen Kampfe mit feindlicher Macht,
Wie Manchen hat das zur Verzweiflung gebracht!

Auf Nichts mehr sich freuen,
Auch Nichts mehr bereuen,
Das Alte versenken,
An Neues nicht denken:
Wohl Mancher versucht' es und fand es zu schwer,
Und wem es gelungen, der lebte nicht mehr.

Der Welt mehr geben als sie uns giebt,
Die Welt mehr lieben als sie uns liebt,
Nie um den Beifall der Menge werben,
Macht ruhig leben und selig sterben.

Wohlthun schafft eignes gleichwie fremdes Glück,
Denn glücklich ist, wer glücklich macht im Leben.
Gesegnet sind, die haben um zu geben:
Gott giebt es ihnen hundertfalt zurück.

Wo Jeder ist, wie er sich zeigt,
Da lernt man sich bald recht verstehn,
Da wird das Finden lieb und leicht,
Doch schwer — das Auseinandergehn!

Will uns der Himmel segnen
Durch freundliches Begegnen,
Lenkt er ohn' unser Ahnen
Den Fuß die rechten Bahnen
Und knüpft im Augenblicke
Die dauerndsten Geschicke.

Viel Menschen kommen und gehen
Und bleiben fremd und kalt,
Doch wo sich zwei verstehen
Da finden sie sich bald.

Freundschaft.

Wenn Jemand schlecht von deinem Freunde spricht,
Und scheint er noch so ehrlich: glaub' ihm nicht!
Spricht alle Welt von deinem Freunde schlecht:
Mißtrau' der Welt und gieb dem Freunde Recht!
Nur wer so standhaft seine Freunde liebt,
Ist werth, daß ihm der Himmel Freunde giebt.
Ein Freundesherz ist ein so selt'ner Schatz,
Die ganze Welt beut nicht dafür Ersatz;
Ein Kleinod ist's voll heil'ger Wunderkraft,
Das nur bei festem Glauben Wunder schafft —
Doch jedes Zweifels Hauch trübt seinen Glanz,
Einmal zerbrochen wird's nie wieder ganz.
Drum: wird ein solches Kleinod dir beschert,
O trübe seinen Glanz nicht, halt es werth;
Zerbrich es nicht! Betrachte alle Welt
Als einen Ring nur, der dies Kleinod hält,
Dem dieses Kleinod selbst erst Werth verleiht,
Denn wo es fehlt, da ist die Welt entweiht.
Doch würdest du dem ärmsten Bettler gleich,
Bleibt dir ein Freundesherz, so bist du reich;
Und wer den höchsten Königsthron gewann
Und keinen Freund hat, ist ein armer Mann.

Einst und Jetzt.

Einst klagt' ich: Was ist dieses Leben!
Ein ewiges Wünschen und Streben
Und nimmer befriedigter Wunsch!

Jetzt freu' ich mich, daß dieses Leben
Ein ewiges Wünschen und Streben
Und nimmer befriedigter Wunsch.

O Himmel, erhalt' mir im Leben
Dies ewige Wünschen und Streben,
Erhör' diesen einzigen Wunsch!

Trifft dich ein Leiden ohne Schuld,
So trag es männlich mit Geduld —
Was auch dein Herz bedrängen mag:
Es kommt einst ein Erlösungstag!

Doch schuf die eig'ne Schuld dir Pein,
So kann nur Sühne dich befrei'n —
Nicht Glück noch Freude wird dir nahn,
Bis ganz gesühnt, was du gethan.

Was in der Welt auch strahlt und blüht,
Erfreut kein schuldbewußt Gemüth;
Ist nicht im Innern Sonnenschein:
Von Außen kommt er nicht herein.

Was ist es, das am Ende bleibt
Von Allem, was wir sahn,
Wenn uns das Schicksal weiter treibt
Auf uns'rer Lebensbahn?
Das Schönste auf der Welt vergeht,
Muß wie ein Traum zerrinnen,
Und nichts als nur das Bild besteht,
Das wir davon gewinnen.

Bleibt uns ein trübes Bild zurück,
So schafft es Weh und Pein;
Denn das Vergang'ne zeugt nur Glück,
Wenn die Erinn'rung rein.
Nur wer da sorgt mit treuem Sinn,
Das Glück nicht zu vergeuden,
Der zieht sich bleibenden Gewinn
Aus Leiden wie aus Freuden.

Willst du klug durch's Leben wandern,
Prüfe Andre, doch auch dich!
Jeder täuscht gar gern den Andern,
Doch am liebsten Jeder sich.

Sammle dich zu jeglichem Geschäfte,
Nie zersplittre deine Kräfte —
Theilnahmvoll erschließe Herz und Sinn
Daß du freundlich Andern dich verbindest:
Doch nur da gieb ganz dich hin,
Wo du ganz dich wiederfindest.

Die ächte Scham ist ohne Ueberlegung.
Ihr, die erst klug erwägt und dann erröthet,
In euch ist längst die ächte Scham getödtet
Und eitel Heuchelei ist eure Regung.

Sei nicht alt in jungen Jahren,
Blüh' so lang das Leben mait —
Besser jung mit greisen Haaren
Als so altklug vor der Zeit. —

Junge Weise, alte Thoren,
Vor der Zeit kann nichts gedeihn —
Wenn der Most nicht ausgegohren
Giebt es keinen guten Wein.

Schafft frohe Jugend euren Kindern,
Des Lebens Heimsuchung zu lindern!
Wer jung schon viel erfahren Gutes,
Trägt auch das Schlimme leichtern Muthes;
Er weiß, es giebt ein Glück auf Erden,
Und was einst war, kann wieder werden:
Erinnerung an Schönes nährt
Die Hoffnung, die den Schmerz verklärt.

Nur Menschen, die selbst nicht viel taugen,
Sehn Andre mit getrübten Augen.

Der giebt nicht viel, der sich erst viel besinnt,
Und, stets an's Ende denkend, nie beginnt.

Mein Freund weiß manches Sprichwort,
Und manches alte Citat —
Das dient ihm immer als Stichwort,
Begehrt man seinen Rath.

Nie beutet er seinen Verstand aus,
— Es brächte auch wenig Gewinn —
Doch: streckt er seine Hand aus,
Ist immer Etwas darin.

Wer nicht den Gott im eignen Busen trägt,
Der wird ihm durch kein äuß'res Band verbunden;
Wer nicht die Schönheit in sich selber pflegt,
Der hat sie auch nicht außer sich gefunden.

Nur was im Geiste aufgenommen,
Kann wieder aus dem Geiste kommen.

Wenn das Glück sich wenig um mich kümmert,
Kümmr' ich mich desto mehr um das Glück,
Und was mir die Gegenwart zertrümmert,
Bringt mir die Vergangenheit zurück.

Alles Ferne zeigt sich in Verklärung
Meinem Aug', der Schmerz gleichwie das Glück;
Im Genuß ruf' ich mir die Entbehrung,
In Entbehrung den Genuß zurück.

Wohl besser ist's ohn' Anerkennung leben
Und durch Verdienst des Höchsten werth zu sein,
Als unverdient zum Höchsten sich erheben,
Groß vor der Welt, und vor sich selber klein.

Ruhm hat seinen Werth verloren
Für den ächten Weisen,
Seit man anfing, auch der Thoren
Marktgeschrei zu preisen.

Eine große Tugend ist Stummheit
Wenn man nichts weiß zu sprechen —
Die Geschwätzigkeit der Dummheit
Dagegen ist ein Verbrechen.

Nächst der Dummheit ist es Rohheit,
Was am meisten mich betrübt,
Selbst im Herrschbezirk der Hoheit
Wird sie nur zu oft geübt.

Zur rechten Zeit erfassen,
Zur rechten Zeit verlassen
Der Stunde Glück und Gunst —
Zur rechten Zeit erfassen,
Zur rechten Zeit verlassen
Ist eine schwere Kunst!

Mögt ihr meine Weisheit tadeln,
Weiß ich doch, daß sie erprobt ist!
Wirklichkeit und Leben adeln
Längst, was hier im Lied gelobt ist.

Denn was ich an weichen Tönen
Euch in Vers und Reime goß,
Ist ein Nachklang nur des Schönen
Deß ich lang und viel genoß.

Es treiben zuchtlose Geister
Gern mit dem Höchsten Spott,
Sie kennen keinen Meister
Und kennen keinen Gott.

Sie können nur verwirren,
Ihnen fehlt der Quell des Lichts —
Ihr Denken ist ein Irren,
Ihr Schaffen ist ein Nichts.

Dem Baum gleich und der Blume
Bedarf der Geist der Zucht,
Soll er mit Ehr und Ruhme
Blühen und tragen Frucht.

Wenn ich der Menschen Treiben seh',
Will mir oft schier das Herz zerspringen,
Dann drängt es mich, mein Leid und Weh
In wilden Liedern auszusingen.

Doch ist, fühl' ich die Muse nahn,
Als ob ein Wunder mir geschähe:
Was meine Augen trübe sahn,
Erscheint verklärt in ihrer Nähe.

Aus ihrer Augen Schönheitsborn
Strahlt mild ein Abglanz in den meinen,
In Sanftmuth wandelt sich mein Zorn,
In Lächeln wandelt sich mein Weinen.

Klagt nicht, daß euch so schnell die Jugend flieht,
Mit jedem Jahr der Freuden wen'ger werden:
Wer weise lebt, merkt wenig Unterschied,
Erst mit den Jahren wird man klug auf Erden.

Was uns die Jugend beut im Ueberfluß,
Das achten wir gering und lassen's fahren —
Erst mit dem Alter lernt man den Genuß,
Nur Narren werden närr'scher mit den Jahren.

Als ich noch jung war, glaubt' ich, Alles daure —
Dann sah ich: Alles wechselt, stirbt und flieht.
Doch, ob mein Herz Verlornes viel betraure,
Ein wechselvolles Loos mir Gott beschied:
Glaubt doch mein Geist noch immer, Alles daure,
Weil er das Bleibende im Wechsel sieht.

Wem Gott sein täglich Brot verlieh
Und Kraft zu ehrlichem Beruf,
Daß die gemeine Sorge nie
Ihm kummervolle Nächte schuf —

Daß er den eignen Herd nicht flieht
Wo bleich sein Weib die Hände ringt,
Weil er die Kinder darben sieht
Und Jammerschrei sein Herz durchdringt:

Der thue freudig seine Pflicht
Und schaffe rüstig immerzu,
Denn bessern Wechsel giebt es nicht
Als Tages Arbeit, Nächtens Ruh.

Und lohnt ihm, wenn der Tag vollbracht,
Am Abend treuer Liebe Kuß,
So neid' er nicht des Hohen Macht
Und nicht des Reichen Ueberfluß.

Denn Ueberfluß und Mangel stehn
In gleicher Weise fern dem Heil,
Doch mäßig Mühn und Wohlergehn
Ist überall das beste Theil.

Die Macht des Rechtes.

Tyrannen können Furcht erzeugen,
In's Joch der Völker Nacken beugen,
Mit blankem Golde Söldnerhaufen,
Falsches Gericht und Zeugniß kaufen,
Erwecken falsches Heldenthum
Wie falsche Ehr' und falschen Ruhm,
Die große Menge lang' bethören:
Doch nie den Sinn für Recht zerstören!
Im tiefsten Herzen wohnt der Drang
Nach Recht und Licht. Was noch so lang
Dem Volksverstande unverständlich:
Das Volksgefühl begreift es endlich,
Und wo das Recht sein Haupt erhoben,

Ist alles Blendwerk schnell zerstoben,
Und mit Verachtung stürzen sieht
Das Volk die Macht, vor der's gekniet.
Es wundert sich, daß es so lange
Blind sich gebeugt dem schnöden Zwange,
Der — wie die nächt'ge Nebelwolke
Beim Nahn der Sonne — rasch zerstiebt
Vor einem kraftbewußten Volke,
Das ehrlich Recht und Freiheit liebt.

Das Walten des Schicksals.

Seh' ich das räthselvolle Walten
Des Schicksals, wie es haßt und liebt,
In seltsam launenhaftem Schalten
Dem Armen nimmt, dem Reichen giebt,
In Willkür seine Gaben theilt,
Die Kleinen trifft, die Großen schont,
An dem Verdienst vorübereilt
Und einkehrt wo das Laster wohnt —
Seh' ich, wie blind sein Würfel fällt
In Ehre, Strafe und Belohnung:
Erscheint mir oft die ganze Welt
Wie eine große Narrenwohnung,
Wo Thorheit sich als Weisheit bläht
Und Ernte hält, wer nicht gesä't.
Doch hadr' ich dann mit dem Geschicke:
Entschleiert sich's auf Augenblicke —
In mir und um mich wird es helle,
Als ständ ich an des Lichtes Quelle.

Das falsche Glück, die falsche Größe
Seh' ich in hohler, morscher Blöße;
Ich seh' von Herzen und Gewissen
Den goldnen Flitter fortgerissen;
Ich sehe knecht'schen Sinn auf Thronen,
Hoheit in dürft'gen Hütten wohnen;
Was wahrhaft groß ist, lern' ich kennen,
Das Aechte von dem Falschen trennen;
Ich seh', daß unverdiente Würde
In dieser Welt die schlimmste Bürde;
Und statt des Neides dann: Erbarmen
Fühl' ich bei Reichen — Neid bei Armen.
Des eignen Unwerths mir bewußt,
Reumüthig schlag' ich an die Brust,
Daß ich mich kindisch unterwand
Zu tadeln was ich nicht verstand,
Und mit den ew'gen Schicksalsmächten
Gewagt zu hadern und zu rechten.

Ein Kritikaster.

Als Jüngling hat er selbst gesungen,
Wie jeder deutsche Jüngling thut,
Doch da kein Lied ihm recht gelungen,
Verlor zum Singen er den Muth.

So mit der Muse in Zerwürfniß
Begann er scharf zu kritisiren,
Denn wichtig thun war ihm Bedürfniß,
Bedürfniß auch, sich zu blamiren.

Gefühl' hat der Mensch mit dem Thiere gemein,
Ihn adelt Bewußtsein und Wissen allein,
Drum strebe nach Wissen! in Leid und in Lust
Bleib stets dir der menschlichen Würde bewußt.

Wer nichts ist, sucht vor den Leuten
Doch gern etwas zu bedeuten.
Mancher gilt für überlegen
Weil er frech ist und verwegen;
Andre, weil sie höhnisch witzeln
Ueber großer Männer Schwächen,
Mit Nachäffung von Gebrechen
Dummer Lacher Ohren kitzeln.
Das sind Tagesruhms-Gespenster,
Die die Namen an die Fenster
Von berühmten Häusern kritzeln.

Schaffen.

Schaffen ist wie in der Kunst so im Leben ein tiefes Geheimniß;
Wie das Lebendige reift, mag wohl der Forscher erspäh'n,
Aber des Werdens Moment verhüllt sich dem Auge der Neugier
Und als ein Wunder erscheint selber dem Schöpfer sein Werk.

* * *

Wenn dich ein Kunstwerk ergreift, so fühlst du nur nach, was der Künstler
Selber gefühlt: sein Gemüth spricht in dem deinen sich aus,
Gleichwie im sonnigen Glanze des Springquells luftige Säule
Nur sich erhebt bis zur Höh' der ihn erzeugenden Flut.

Unglückliche Liebe.

Klagen unglücklicher Liebe bezaubern zartfühlende Jungfraun,
Jünglinge, Männer sogar rührt ihr melodisch Geseufz;
Warum singst du nicht auch vom Unglück und Wehe der Liebe?
— Weil mich, theuerster Freund, meine Geliebte beglückt.

Jenen Poeten schaut an, er singt uns immer auf's Neue,
Wie ihn die Liebe verzehrt, wie ihn das Unglück gebeugt.
Prächtig gedeiht er dabei, sich freuend beim perlenden Glase,
Daß sein erdichtetes Leid Andern die Thränen entlockt.

Adler und Wurm.

Wahrheit redest du, Freund, am besten gedeiht das Gemeine,
Mühvoll bricht in der Welt Hohes und Schönes sich Bahn.
Taglang wiegt sich der Aar hoch zwischen Himmel und Erde,
Um für den einsamen Horst nährenden Raub zu erspähn;
Wird ihm die Schwinge gelähmt, verkommt er in hülflosem Elend,
Während dem kriechenden Wurm niemals die Speise gebricht.
Suchst du vergängliche Güter, so schmeichle der Thorheit der Menschen,
Suchst du ewiges Gut, strebe zum Licht wie der Aar.

Sonette.

Der Gießbach.

1.

Der Gießbach donnert durch den Felsenspalt,
Sprüht weitum Silberstaub auf Moos und Bäume;
Sein frischer Hauch weht Kühlung durch die Räume,
Die Luft erbebt von seiner Sturzgewalt.

Von Fels zu Felsen springt er ohne Halt,
Als droht' ihm jäh Verderben, wenn er säume —
Derweil tief unten aus dem Flutgeschäume
Ein dumpf geheimnißvolles Murmeln schallt

Wie eine Stimme Gottes aus der Tiefe,
Die ihn herab von seinen Höhen riefe —
Und im krystallnen Kleid voll Glanz und Schimmer

Stürzt er in wilder Brauselust hernieder;
Doch unerschöpflich rauscht er oben wieder,
Ein andrer stets und doch derselbe immer!

2.

Gern flücht' ich mich in deine Schattenkühle
Und höre dein melodisch Rauschen, sehe
Dein Flutgewog', vergesse Leid und Wehe,
Als ob es deine Welle von mir spüle.

Wie weckst du mir so heilige Gefühle,
Daß ich in stummer Andacht vor dir stehe,
Als ob ein Hauch des Ewigen mich umwehe,
Und ich mich ganz wie neugeboren fühle.

Ahnung durchschauert mich in deiner Nähe,
Wie wenn ich in der lichtgewob'nen Hülle
Den Urquell aller Dinge vor mir sähe:

Das All durchflutend, zeugend und ernährend,
Geheimnißvoll, in unerschöpfter Fülle
Sich immer neu aus eignem Schoos gebärend.

3.

Gedanken brüten auch im Bergeshirne
Und reden aus des Gießbachs Wellenmunde;
Es zuckt ein Herz im starren Felsengrunde,
Von seiner Glut erglüht die eisige Stirne.

Der jetzt sein Haupt erhebt in die Gestirne,
Der Berg schlief einst im tiefsten Meeresschlunde;
Er stieg ans Licht — doch kommen wird die Stunde
Wo wieder in den Abgrund stürzt die Firne.

Da wird ein Welterschüttern sein, ein Stürmen,
Wie Schnee wird dieser Felsen Erz zerschmelzen,
Klein wird das Große, groß das Kleine werden.

Das Meer wird seine Flut zu Bergen thürmen,
Die Berge werden sich zur Tiefe wälzen
Und wird ein neues Gottesreich auf Erden.

4.

Wie mancher Wandrer hat hier ausgeruht
Von deines Odems frischem Hauch erquickt,
Wie manches Auge dankbar aufgeblickt
Zu deinem Schneegeschäum in Mittagsglut —

Wie du vom Berge springst voll Uebermut,
Umwallt von Silberschleiern reich gestickt;
Und manches würzige Alpenblümlein nickt
Dir zu und netzt sein Haupt in deiner Flut.

Und mehr als Blumen hier am Ufer stehen
Sahst du Geschlechter kommen und vergehen
Und spültest weg die Spuren ihrer Füße:

Derweil du frisch in Jugendfülle brausend
Fortrauschest von Jahrtausend zu Jahrtausend
Und bringst dem fernen Meere Bergesgrüße.

5.

Aus dunkler Scholle springt die klare Quelle,
Hoch über Felsenmauern tiefgeborsten,
Wo in verborgnen Klüften Adler horsten,
Dem Sturz der Wasser gleich an Flugesschnelle.

Genährt an Himmelsbrust tränkt ihre Welle
Die Heerden auf der Alm, das Wild in Forsten;
Birgt sich im Dickicht unter dem verworr'sten
Gesträuch, wie bangend vor der Tageshelle.

Dann plötzlich aus dem kühlen Waldesdunkel
Schießt sie ans Licht mit schäumendem Gefunkel
Und rauscht dem Thale Alpengruß entgegen.

Den Wandrer labt sie, weckt ihm Hochgefühle,
Als Bach beim Dorf treibt sie die schattige Mühle,
Und wo sie fließt, blüht Leben, Lust und Segen.

Völkerhaß.

Durch Zäune trennt man Heerden auf der Weide;
Nach Grenzen, die durch Herrschermacht sich ändern,
Nach Ursprung, Sitten, Sprachen und Gewändern
Zieht man der Menschheit bunte Völkerscheide.

Doch Gott will nicht, daß Volk und Volk sich meide;
Das Meer, bis zu des Erdballs fernsten Rändern,
Wogt als Vermittler zwischen allen Ländern,
Es trennt zwei Welten und vereint sie beide.

Allein der Vorurtheile tiefe Kluft
Trennt Volk von Volk. Wie Gras auf beiden Seiten
Wuchert die Thorheit, die das Fremde meidet.

Doch hohe Bäume ragen durch die Luft,
Die Zweig' und Krone sich entgegenbreiten,
Der Kluft nicht achtend, die die Wurzeln scheidet.

An Kaiser Alexander II.

Schon ein Jahrtausend ist verflossen
Seit Dein gewaltiges Reich gegründet,
Und noch ward nichts davon verkündet,
Als daß es Blut auf Blut vergossen;

Stets kampfgerüstet, unverdrossen
Erobernd Krieg auf Krieg entzündet,
Der fremden Thorheit eng verbündet,
Der fremden Weisheit streng verschlossen.

Dein war die erste große That,
Als du den dunklen Bann gebrochen
Und das erhabne Wort gesprochen:

Mein Volk sei frei! — Dies wird den Pfad
Zu ewigem Ruhm Dir sichrer bahnen,
Als alle Kriege Deiner Ahnen.

An mein Söhnchen.

Du prächtig Kind, du frisches, junges Leben!
Mir geht das Herz auf, wenn dein Auge lacht,
Durch dich zu neuem Sein bin ich erwacht —
Dank, Dank dem Himmel, der dich mir gegeben!

Wie dunkle Wolken sah ich's um mich schweben,
Und außer mir und in mir ward es Nacht:
Da gingst du auf in rosiger Morgenpracht
In dir verjüngt seh ich mich selber leben.

O, möge Gott in Gnaden dich bewahren
Vor allem Weh und Leid, das ich erfahren:
Er segne dich, mein Kind, mit beiden Händen!

Was mir versagt ward — mög' er dir gewähren,
Was in mir trübe war — in dir verklären,
Was in mir Stückwerk blieb — in dir vollenden!

An E. M.

Man sagt: es will die Welt betrogen sein,
Wer sie beherrschen will, muß sie betrügen . . .
Mag, wem da will, solch falsches Glück genügen:
Du weiltest lieber beifallslos allein!

Wohl ist die Zahl der Auserwählten klein,
Doch schafft ihr Beifall edleres Vergnügen,
Und lieber hörst du dich von ihnen rügen,
Als die getäuschte Welt dir Beifall schreien.

Solch Beifall aus Millionen hohlen Köpfen
Gleicht dem Gebraus des Meers, wo Well' an Welle
Sich rauschend drängt in wildbewegter Flut.

Doch ist kein reiner Trunk daraus zu schöpfen,
Wie aus der frischen, klaren Bergesquelle,
An deren Rand der Wandrer einsam ruht.

An eine Freundin.

1.

Gar häufig täuscht im Leben uns der Schein —
Die klügste Vorsicht schützt vor Trug nicht immer,
Und Mißtraun macht das Schlimme oft nur schlimmer,
Wo kein Vertraun, kann keine Liebe sein.

Doch giebt es Menschen noch so ächt und rein
Wie Diamantenglanz, ihr Blick täuscht nimmer;
Wer solche kennt, den lockt kein falscher Schimmer,
Wie uns kein Irrlicht lockt im Sonnenschein.

So fand ich dich, und als ich dich gefunden,
War ich dir schnell in Freundschaft so verbunden
Als wär's ein Bund aus frühster Kinderzeit.

Und nun ich auf ein Kurzes dich muß meiden,
Ist mir das Herz so bang und schwer beim Scheiden
Als wär's ein Scheiden für die Ewigkeit.

2.

Der Himmel schmückte dich mit reichen Gaben!
Was schon vereinzelt anmuthvoll erscheint,
Verschwenderisch ward es in dir vereint,
Das Herz zu fesseln und den Blick zu laben.

Doch nichts Vollkommnes soll die Erde haben —
Das Schicksal hat es ernst mit dir gemeint,
Ich weiß, dein schönes Aug' hat oft geweint,
In deiner Brust liegt manches Weh begraben.

Du aber trugst mit immer gleicher Würde
Des Glückes Gaben, wie des Unglücks Bürde,
Ob seine Schläge noch so schwer dich trafen.

Es konnten dich die launenhaften, närr'schen
Tyrannen Glück und Unglück nie beherrschen:
Du bliebest Herrin und sie blieben Sklaven!

3.

Ein Mensch, der stolz und frei durch's Leben geht,
Gleich groß in trüben wie in heitern Tagen,
Gelassen Glück wie Unglück weiß zu tragen
Erscheint ein Wesen, das man nicht versteht.

Die Menge haßt, was frei von ihr besteht,
Nur wer ihr schmeichelt, darf sie überragen,
Doch wer zu stolz zum Schmeicheln und zum Klagen,
Der wird gehaßt, verfolgt wie ein Prophet.

Des Weisen Ruhe weckt der Thoren Wuth,
Denn Alles, was den Menschen ungewöhnlich,
Beherrscht sie — oder reizt sie unversöhnlich.

Und Wenige nur sind wahrhaft groß und gut —
Der Menschen Mehrzahl bleibt stets in der Kindheit,
Leichtgläubig, kleinlich, offnen Aug's voll Blindheit.

An Seine Majestät König Maximilian II.

(Bei Uebersendung meines „Demetrius“.)

Empfange huldvoll diese kleine Gabe,
In Deinem Schutz begonnen und vollendet,
Als Opfer reinen Dankes Dir gespendet
Bis ich einst Reiferes zu bieten habe.

Meist ehren Könige Dichter nur im Grabe —
Du hast Dich zu den Lebenden gewendet,
Dein Sorgen ist: daß And'rer Sorgen endet,
Dein Scepter ward der Kunst zum Zauberstabe.

Ein hohes Ziel hast Du uns auserseh'n.
Dir bleiben Ruhm und Ehre — wenn wir siegen',
Ruhm auch und Ehre — wenn wir unterliegen.

Denn nimmer kann des Fürsten Ruhm vergehn',
Von dem man sagen muß nach Seinem Leben:
Er gab der Kunst mehr als sie ihm gegeben.

Einem jungen Brautpaare.

Zu neuem Leben ist die Welt erwacht,
Ihr Herz geht auf, ihr Sonnenauge glüht,
Balsamisch ist ihr Odem, und sie blüht
Wie eine Braut in jungfräulicher Pracht.

Euch öffnet sie der Wunder reichsten Schacht —
Nur für die Liebe ist der Lenz erblüht,
Mit süßer Ahnung füllt er das Gemüth
Von Liebeswonne und von Liebesmacht.

Erschließt ihm liebend eure Herzen ganz!
Laßt seinen Hauch durch euren Busen wehen,
Nachts wird in schönen Träumen auferstehen

Was euch berauscht von Lenzesduft und Glanz —
Und was die schönen Träume euch enthüllen,
Gott mög' es euch im Leben ganz erfüllen!

Frauenschöne.

1.

Oft schien mir, daß Poeten Frauenschöne
Zu überschwenglich und erhaben priesen,
Weil nie sich ganz im Leben mir erwiesen
Was ich verherrlicht fand durch Liedestöne.

Bald schien's, als ob der Geist den Leib verhöhne,
Und möchte schönre Wohnung sich erkiesen,
Bald sah ich Formen, wie aus Paradiesen,
Doch keinen Geist, der sie mit Hoheit kröne.

In dir allein fand ich ganz und vollkommen,
Was ich als Stückwerk sonst nur wahrgenommen:
Vom Füßchen bis zum haarumwogten Scheitel

Bist du von Geist und Schönheit so durchdrungen,
Daß, was man je zum Ruhm der Frau'n gesungen,
Mit dir verglichen nichtig scheint und eitel. —

2.

Dich schuf Natur in einer Festtagslaune,
Hielt dich vor Allem, was entweiht, geborgen,
Daß du uns aufgingst wie ein Maienmorgen,
Und wer dich sieht, vor solcher Schönheit staune.

Leicht, wie ein zart Geweb vom Dornenzaune
Zerrissen wird, welkt Schönheit hin vor Sorgen;
Man quält sich mühvoll heut, denkt stets an morgen,
Daß nicht die Noth zu schrill ihr Liedchen raune.

Und wer nicht Sorgen hat, der schafft sich welche;
Es nagt ein Wurm an jedem Blumenkelche
Der Schönheit, — nur an deinem nicht, du Hehre!

O daß Gott rein dich, wie du bist, behüte,
Und der Verwüsterin der Schönheitsblüte,
Der Zeit, an dich die Hand zu legen wehre!

3.

Nur wenige Helden rühmt uns die Geschichte,
Aufragend aus zahllosen Millionen
Von Alltagsmenschen die auf Erden wohnen,
Und ruhmlos leben, ruhmlos gehn zunichte.

Nur wenige Frauen leben im Gedichte
Unsterblich — ob Sonette und Canzonen
Sie zahllos auch, in Hütten wie auf Thronen,
Gerühmt. Vor dem zerstörenden Gerichte

Der Zeit sinkt Schönheit hin, wie Heldenthum,
Wenn nicht des Sängers Geist groß wie der Ruhm,
Den er besingt. O, segne Gott mein Wort,

Daß es zu deinem Ruhm leb' immerfort!
Wohl preis' ich deine Schönheit im Gedicht,
Doch ach, mein Geist gleicht deiner Schönheit nicht!

An Hermann Lingg.
(1856.)

Man klagt, als ob die Fürsten des Gesanges
Gestorben wären und ihr Reich zunichte:
Derweil ein Urquell ewiger Gedichte
Aus deinem Busen quillt gewaltigen Klanges.

Dein hohes Lied, mein ganzes Herz bezwang es —
Ob du die großen Bilder der Geschichte
Vor uns entrollst, prophetische Gesichte
Des Völker-Auferstehns und Unterganges; —

Ob du von deinen Wonnen singst und Wehen,
Den Geist zu Gott erhebst im reinen Liede,
Daß uns Versöhnung überkommt und Friede:

Es giebt noch Herzen, die dich ganz verstehen,
Und jeder Priester am Altar des Schönen
Pflückt Lorbeern zu dem Kranz, um dich zu krönen.

Der Ararat.

1.

Um Hocharmeniens alte Königsstadt
Im ersten Frühlingsblühn prangt die Natur;
Still ist's umher — Cicaden schwirren nur
Durch's junge Grün — am Baum regt sich kein Blatt.

Hier sieht das Aug' an Schönheit sich nicht satt:
Fernher blitzt des Araxes Silberspur,
Zum blauen Himmel ragt aus blumiger Flur
Die Majestät des hohen Ararat.

Zu seinen Füßen dehnen sich vier Länder;
Buntsammtne Au'n umschlingen als Gewänder
Die Knie — demanten schimmert seine Krone;

Der ewige Schnee umgürtet seine Hüfte,
Kaum wagen sich die Könige der Lüfte,
Die Adler, bis zu seinem Wolkenthrone.

2.

Zum Erstenmale von der Hochburg Zinnen
Sah ich den Gipfel der die Arche trug,
Da noch die Sündflut ihre Wogen schlug,
Daraus der Herr nur Noah ließ entrinnen.

Und wie ich stand in weihevollem Sinnen,
Schwang sich zum Licht ein Aar in stolzem Flug,
Und vor mir zog ein Karawanenzug
Wo klar der Ganga heilige Fluten rinnen.

Da plötzlich hielten Pferd' und Dromedare,
Die Reiter in blauschimmerndem Talare
Hinsanken betend auf der Erde Schoß.

Und heilige Stille herrschte in der Runde,
Nur von der Stadt aus des Muezzin's Munde
Erscholl's vom Minarete: »Gott ist groß!«

Verschiedene.

Der Menschengeist.

Ich bin der ewige Menschengeist
Im zeitlichen Gewande,
Das mich herab zum Staube reißt,
Zur Ehre und zur Schande.
In Alt und Jung, in Mann und Weib
Muß ich mich quälen und plagen,
Den niedern staubgebornen Leib
Durch diese Prüfungswelt zu tragen.

Er ist mein Sklav' und mein Tyrann,
Mein Tempel und mein Kerker.
Die Sehnsucht zieht mich himmelan,
Allein der Leib ist stärker,
Der qualvoll mich gebunden hält
An irdisches Bedürfniß.
So wandeln wir durch diese Welt
Gemeinsam, doch stets in Zerwürfniß.

Den Leib, der mich umhüllen soll,
Darf ich nicht selbst erkiesen;
Bald ist er schön, hehr, anmuthvoll,
Bewundert und gepriesen —

Bald ist er häßlich, mißgestalt,
Roh, plump, zu Boden drückend.
So geh' ich um millionenfalt,
Hier Abscheu weckend, dort entzückend.

Bald red' ich aus Prophetenmund
Und weihevoller Dichtung,
Bald thut mich Schlachtendonner kund
Als Herold der Vernichtung.
Bald strahl' ich als ruhmvoller Held,
Ein Cäsar und Alexander,
Und schüttle die erstarrte Welt
Zu neuem Leben durcheinander.

Hier herrsch' ich mit Despotenzwang,
Dort bin ich niedrer Sklave;
Bei manchem Volk jahrtausendlang
Lieg' ich in tiefem Schlafe.
Die Völker kommen und vergeh'n
Wie wandelnde Gesichte,
Und ihre Spur bleibt nur besteh'n
Im Lied und Buche der Geschichte.

Wie Wogen aus des Weltmeers Flut
Brandend zum Ufer streben;
Wie Dünste, von der Sonne Glut
Gezogen, aufwärts schweben:
So löst als Theil sich von mir los
Der Mensch, vom Ird'schen angezogen,
Um kurzen Laufs in meinen Schoos
Zurückzukehren, wie in's Meer die Wogen.

Hoch hebt die Sonn' ihr Angesicht
In strahlendem Triumphe,
Hell glänzt im Meer ihr himmlisch Licht,
Doch glänzt es auch im Sumpfe.
Sie läßt das Korn des Felds gedeih'n,
Wie die giftige Schlange und Pflanze —
Doch selbst giftbrütend bleibt sie rein
In ewig makellosem Glanze.

Und ich bin gleich wie Sonn' und Meer —
Im Größten und im Kleinsten
Strahl' ich und wog' ich hin und her
Vom Höchsten zum Gemeinsten.
Doch wie sich's tausendfältig bricht
In Wellen, Funken und Flammen:
In Einer Flut, in Einem Licht
Kommt es verklärt auf's Neu' zusammen.

Traumgesicht.

Auf einen hohen Berg war ich gestiegen:
Weitum, bis zu des Himmels lichtem Saume
Sah ich die Welt zu meinen Füßen liegen.
Verwundert schweift' der Blick umher im Raume,
Wie grüne Wellen drängten sich die Berge,
Der Schnee darauf glich weißem Meeresschaume;
Die Menschen unten trippelten wie Zwerge,
Klein wie ein Schuh ein Kahn schwamm auf den Wogen,
Drin wie ein Wichtelmännchen saß der Ferge.
Die Sonne sank. Roth flammt' der Himmelsbogen,
Daß sich in Purpurglut die Berge tauchten,
Derweil die Tiefe schon von Nacht umzogen.
Und aus den Seen und finstern Schluchten rauchten
Lichtscheue Nebel, die den Blick umwoben
Und feuchte Kühle mir in's Antlitz hauchten.
Ich ging zu ruhn. Und sieh: emporgehoben
Ward ich im Traum zu einem lichten Sterne,
Und klar sah ich den Erdenball von oben —
Nicht wie das Auge sonst schaut in die Ferne,
Wo Alles liegt in Duft und Glanz verschwommen:
Durch alle Hülle drang der Blick zum Kerne.
Der Schleier war vom Auge mir genommen
Und was man Raum und Zeit nennt war verschwunden;
Ich sah Jahrhunderte vergehn und kommen:

Sie schwanden mir vorüber wie Sekunden;
Und Völker sah ich kommen und vergehen
Wie Schattenbilder auf dem kleinen runden
Erdkloß, klein wie der Mondball anzusehen.
Und sie verfolgten sich in blindem Hasse,
Bereiteten einander Fluch und Wehen —
Verderbend kämpfte Rasse gegen Rasse;
Doch blieb der grimme Kampf nicht ganz vergebens:
Denn hin und wieder aus der trüben Masse
Stand Einer auf voll göttlich reinen Strebens,
Bewältigend die störrischen Gemüther,
Die Durstigen tränkend aus dem Quell des Lebens:
Wahrheit und Liebe . . . Sie, die höchsten Güter
Der Menschheit, strahlten durch das Dunkel helle,
Des Ewigen auf Erden Hort und Hüter:
Rein, wie die frische, hohe Bergesquelle,
Die nie sich trübt, wenn auch, die von ihr zehren:
Ströme und Meere, trüben ihre Welle.
Der Schlamm versinkt zur Tiefe — aus den Meeren
Und Strömen muß die Flut sich neu erheben
Und rein zu ihrem hohen Urquell kehren.
Und also sah ich's im getrübten Leben
Der Menschheit. Als ihr Kreislauf war vollendet,
Blieb Wahrheit nur und Liebe oben schweben,
Dem Quell des ewigen Lichtes zugewendet.
Und alles Andre ward von Nacht umwoben,
Der Erde Glanz und Herrlichkeit geendet.
Die Berge stürzten sich in's Meer, es hoben
Die Fluten sich zu Bergen festbegründet,
Es kehrte sich das Unterste nach Oben.
Und einen neuen Glanz sah ich entzündet
Vor mir, und eine schön're Welt entstanden,
So schön, wie keines Menschen Wort verkündet.

Dort wandelten verklärt, in Lichtgewanden,
Die Menschen alle, die einst ganz auf Erden
Der Liebe und der Wahrheit sich verbanden.
In Thiere sah ich, schrecklich von Geberden,
Die Trug- und Haßerfüllten sich verwandeln,
Doch nur, um auch dereinst erlöst zu werden:
Wenn sie, zerknirscht ob ihrem sündigen Handeln,
Der Wahrheit sich und Liebe ganz ergeben,
Um fortan nur in ihrem Licht zu wandeln.
Denn wer sie kennt, mag ohne sie nicht leben,
Ob man ihm alles Andre dafür böte;
Nie straucheln kann wem sie die Hand gegeben,
Nie sinken der in ihrem Glanz Erhöhte . . .
Und wie ich Alles was ich sah, bedachte,
Stieg glüh am Himmel auf die Morgenröthe;
Mich blendete ihr Glanz — und ich erwachte.

Heinrich VIII. und Iwan IV. (der Schreckliche).

Zwei Sünder unterm Schutz der Krone,
Durch schrankenlose Willkür groß —
Zwei Theologen auf dem Throne,
So bibelfest wie sittenlos.

Sie schweben drohend überm Volke
Auf goldnem, sichern Herrschersitz
Unnahbar wie die Wetterwolke,
Und wo sie wettern, trifft der Blitz.

Tags gilt ihr Dienst dem lieben Gotte
Und schönen Frau'n gilt er zur Nacht —
Die Eine stirbt auf dem Schaffotte,
Derweil die Andre Hochzeit macht.

Mit seines Volkes bestem Blute
Färbt König Heinrich seinen Thron,
Und Zar Iwan in grimmem Muthe
Ermordet seinen eignen Sohn.

So schmieden sie der Frevel Kette
Bis zu der letzten Stunde fort,
Und sterben ruhig dann im Bette,
Im Teufelsmunde Gottes Wort.

Und heute noch — wie märchentönig
Es klingen mag und wunderbar! —
Rühmt England Heinrich, seinen König:
Und Rußland seinen »grausen Zar«.

An mein jüngstes Töchterchen.

Weine nicht, mein goldgelocktes Mädchen,
Du mein rosig Kind, des Hauses Freude,
Laß die süßen, herzigen Veilchenaugen
Nicht von bittrer Thränenflut befeuchten!
Tage werden kommen, schlimme Tage,
Zeiten schweren Duldens, herber Prüfung,
Wo die heißen Thränen schmerzenlindernd
Aus den gramumflorten Augen strömen.
Aber noch, Kind, brauchst du nicht zu weinen,
Denn noch kennst du Kummer nicht und Trübsal.
Sieh, an deiner Wiege sitzt die Mutter,
Wischt die Thränen von den glüh'nden Wangen,
Wiegt dich ein und wacht, damit du schlafest,
Und mit leiser Silberstimme singt sie
Traute Weisen holder Kinderlieder.
Wüßtest du, welch' Glück und welchen Segen
Gott in dieser Mutter dir beschieden,
Lächeln würdest du, mein Kind, nicht weinen!
Weißt du's wohl, verstehst mich, herzig Mädchen?
Thust du doch, als hättest mich verstanden,
Schiebst dein Lockenköpfchen an die Seite,
Blickst zur Mutter auf und streckst die Aermchen
Nach ihr aus und lächelst unter Thränen.

Am Neujahrsmorgen 1858.

Feierlich Geläut schallt aus der Ferne,
Auf den weißen Dächern blitzt die Sonne
Und am Fenster blitzen Eisesblumen.
Heimlich vor der Thür des trauten Zimmers,
Drin ich sinnend auf und nieder wandle,
Hör' ich Stimmen, süße Kinderstimmen,
Und es flüstert eine zu der andern:
»Geh voran, lieb' Schwesterchen, ich folge.«
»Nein, geh' du voran, du bist die Aelt're.« —
Leise öffnet sich die Thüre, leise
Treten ein zwei blühend lockige Mägdlein,
Holde Kinder, meine eig'nen Kinder.
Jedes hält ein Blättchen in den Händen,
Reicht es mir und sagt ein kindlich Sprüchlein,
Glück und Heil zum neuen Jahr mir wünschend.
Auf den Blättchen steht, was sie mir wünschen,
Steht in großen, ungelenken Zügen
Von der Kinder kleiner Hand geschrieben,
Erstes Pröbchen ihrer Schreibekünste.
Dankend küß' ich meine herzigen Kinder:
In mein Auge schleicht sich eine Thräne,
Halb vor Freude wein' ich, halb vor Wehmuth,
Ernst gedenkend meiner eignen Kindheit,
Da ich selbst zum erstenmale hintrat
Mit beschrieb'nem Blättchen vor den Vater,
(Der schon längst im kühlen Grabe schlummert) —
Glück und Heil zum neuen Jahr ihm wünschend.
Unerfüllt, ach! blieben meine Wünsche.

Lord Byron's Ode an Napoleon Buonaparte.

Vorbei! ein König gestern noch,
Der Königen gebot,
Und heut ein elend Nichts, und doch
Nach solchem Fall nicht todt!
Die Welt macht' er zum Leichenfeld,
Und dieser kronenreiche Held
Lebt noch in Schimpf und Noth?
Nie, seit dem Sturz des Lucifer,
Fiel Mensch noch Teufel tief, wie er!

Die sich gebeugt in Huldigung
Schlugst du mit Fluch und Weh'n,
Und blind vor Selbstbewunderung
Lehrt'st du die Andern sehn.
Der Anbetung, die dich umgab,
Bot'st du zum Lohn nichts als das Grab.
Du lehrtest uns versteh'n
Nun du so tief gefallen bist,
Wie Ehrgeiz klein und nichtig ist.

Dank für die gute Lehre! Sie
Lehrt künftigen Kriegern mehr,
Als es vermag Philosophie
Und je vermocht bisher;
Der Zauber wich auf immerdar,
Die Menschheit kniet vor dem Altar
Des Kriegsgotts nimmermehr —
Sie spricht dem eitlen Götzen Hohn,
Deß Stirn von Erz, deß Fuß von Thon!

Der donnernde Triumph des Kriegs,
Des Schlachtfelds Opferrauch,
Die erz'ne Stimme steten Siegs,
Für dich der Lebenshauch;
Und Scepter, Schwert, die du nur trugst,
Daß du die Menschheit niederschlugst,
Wie alles Andre auch
Schwand hin! O welche Qual verheißt
Dir die Erinnrung, dunkler Geist!

Der Unheilbringer selbst in Pein!
Der Unbesiegte wich!
Der Richter aller Welt zu sein
Gewohnt — fleht jetzt für sich!
Ist's Todesfurcht, die aufrecht hält
Nach solchem Wechsel in der Welt,
Hoffst du noch kaiserlich?
Stirb als ein Fürst, leb' als ein Sclav!
Du wähltest höchst unfürstlich brav!

Der einst den Eichenstamm getheilt,
Sah erst zu spät, daß er
Beim Rückprall selbst sich eingekeilt,
Entsetzt schaut' er umher.
Voll Uebermuth auf deiner Bahn
Hast du ein gleiches Werk gethan,
Dein Fluch drückt dich noch mehr!
Denn Jenen fraß des Walds Gethier,
Du nagst am eignen Herzen dir.

Der Römer, als er übersatt
Von Römerblute war,

Warf hin den Dolch, verließ die Stadt,
  Groß, wenn auch ein Barbar.
Und höhnend schaut er nieder noch
Auf's Volk, das fröhnte seinem Joch,
  Wie eine Sclavenschaar —
Die Stunde war sein einz'ger Ruhm
Wo er binwarf das Herrscherthum.

Der Spanier, als der Herrschaft Glanz
  Ihm nichtig schien und bleich,
Gab Kronen für den Rosenkranz,
  Für eine Zell' ein Reich!
Und wie er büßend Perlen zählt',
Sich kindisch fromm kasteit' und quält':
  Er blieb sich immer gleich!
Wohl besser thut vor Welt und Gott,
Wer nicht Despot ist noch bigott.

Doch du, — schwach, zögernd und zu spät,
  Stiegst du herab vom Thron,
Der Donner und die Majestät
  War dir entrungen schon! —
Vor Zorn und Weh mein Herz zerreißt,
Weil du selbst herzlos, böser Geist,
  Und uns zum Spott und Hohn
Die schöne Welt so manches Jahr
Solch nicht'ger Größe Schemel war!

Die Welt vergoß ihr Blut für ihn,
  Der so sein eignes schont,
Monarchen sah man vor ihm knien,
Weil er sie nicht entthront!

O schöne Freiheit, wie erscheint
So hehr dein Glanz, wenn solchem Feind
  Die Furcht im Busen wohnt!
Daß kein Tyrann mehr, wenn er fällt,
Durch bessern Ruhm bethör' die Welt!

Nur Blut bezeichnet deine Spur,
  Kein Segen folgt dir nach,
Deine Triumphe dienen nur,
  Zu mehren deine Schmach!
Wärst du gestorben ritterlich,
Vielleicht erhöb' ein Andrer sich
  Der Welt zum Ungemach —
Wen aber trägt sein Flug so weit,
Um zu vergeh'n in Dunkelheit?

Der Helden Staub ist ganz so schlecht,
  Wie and'rer Menschen Staub,
Es wägt die Sterblichkeit gerecht
  Was ihrer Herrschaft Raub;
Doch dacht ich: höhrer Geist erhebt
Den großen Mann, so lang er lebt
  Für Furcht und Schrecken taub.
Nie glaubt' ich, daß sich Spott und Hohn
Wagt zu der Welterobrer Thron.

Und sie, die Blum' aus Oesterreich,
  Der stolzen Habsburg Sproß,
Im Unglück auch den Größten gleich,
  Bleibt sie noch dein Genoß?
Und theilt sie in erhabner Treu'
Dein Weh und deine späte Reu',
  Nachdem wie Schaum zerfloß

Dein Reich — o, hüte diesen Schatz,
Für deinen Thron mehr als Ersatz!

Dann eile fort gen Helena,
Ein Gast des Meeres sei;
Es zürnt dir nicht, frei blieb es ja
Von deiner Tyrannei!
Und schreibe dort mit müßiger Hand
Die Worte in den Ufersand,
Daß auch die Erde frei!
Und Korinth's Pädagog dir jetzt
Sein Beiwort auf die Stirn gesetzt.

Du Timur, wie wird dir zu Muth
In deinem Kerker sein!
Du denkst wohl in der Ohnmacht Wuth
Nur Eins: die Welt war mein!
Ging nicht, wie dem zu Babylon,
Dein Geist mit deiner Macht davon,
Wird er sich bald befrein
Von dir, der sich so hoch vermaß,
Und doch so niedern Werth besaß.

Oder wirst, wie Prometheus, groß
Du tragen deinen Schmerz,
Wie er darbieten hoffnungslos
Dem Geier Mark und Herz?
Umsonst! dem göttlichen Gericht,
Ja selbst dem Spott entgehst du nicht
Des Bösen, der dich allerwärts
Verfolgt, — den nicht sein Stolz verließ,
Als Gott ihn in's Verderben stieß.

Es war ein Tag, wo diese Welt
War Frankreichs — Frankreich dein,
Wo du, entsagend als ein Held,
Die Völker zu befrei'n,
Mit beßrem Ruhme dich gekrönt,
Als aus Marengo's Namen tönt —
Dich hätt' ein goldner Schein,
Verklärend all' dein Thun, umschwebt,
Du hättest glorreich fortgelebt!

Doch du wollt'st prangen auf dem Thron
In eitler Herrscherlust,
Als zwänge Purpurkleid und Kron'
Erinnrung aus der Brust.
Wo ist nun all' der bunte Tand,
Stern, Purpurkleid und Ordensband?
Ward endlich dir bewußt,
Du großes, machtverwöhntes Kind,
Wie nichtig solche Flitter sind?

Wo soll das müde Auge ruh'n?
Wo findet's Herrlichkeit,
Gestützt auf wahrhaft großes Thun,
Ruhm nicht von Schmach entweiht?
Ein Mann nur — erster, letzter Held,
Cincinnatus der neuen Welt,
Blieb ungehaßt vom Neid:
Washington ließ der Welt die Scham,
Daß groß wie er kein zweiter kam.

Das Kosakenmädchen.

Am Sonntag grub sie das giftige Kraut,
Am Montag wusch sie es rein.
Am Dienstag früh hat sie's gebraut,
Am Mittwoch gab sie's ihm ein.

Es hat der Trank, den sie ihm gab,
Sein Herz zum Tod entflammt —
Am Freitag legten sie ihn in's Grab,
Samstags war Todtenamt.

Und als der Sonntag wieder kam,
Zischelt's im Dorf umher:
»Sie war's die ihm das Leben nahm,
Auf ihr liegt Sünde schwer.«

Die Mutter weinte bitterlich
Und schalt ihr Kind voll Schmerz.
»Ach Mutter, warum verließ er mich,
Warum brach er mein Herz?«

Hugin und Munin.

Dem Gotte Nordens, Odin, stand
Ein Rabenpaar zur Seite,
Der eine Hugin zubenannt
Und Munin hieß der zweite.
Es trug sie ihrer Flügel Schwung
Hoch über Zeit und Schranke:
Munin war die Erinnerung,
Und Hugin der Gedanke.

Treu wurde durch sein Rabenpaar
Dem Gott alltäglich Kunde
Was in der Welt geschehen war.
Daß er auf festem Grunde
Sein Reich gebaut, und Alt und Jung
In Treue niemals wanke:
Deß freut ihn die Erinnerung,
Ergötzt ihn der Gedanke.

Doch einst geschah's, daß böse Mär'
Dem Gott die Raben brachten:
Die Noth liegt auf den Völkern schwer,
Die nach Erlösung schmachten;
Sie flehn zu Odin Alt und Jung,
Heil sucht das Reich, das kranke —
Deß grämt ihn die Erinnerung
Erzürnt ihn der Gedanke.

An mein jüngstes Töchterchen.

Weine nicht, mein goldgelocktes Mädchen,
Du mein rosig Kind, des Hauses Freude,
Laß die süßen, herzigen Veilchenaugen
Nicht von bittrer Thränenflut befeuchten!
Tage werden kommen, schlimme Tage,
Zeiten schweren Duldens, herber Prüfung,
Wo die heißen Thränen schmerzenlindernd
Aus den gramumflorten Augen strömen.
Aber noch, Kind, brauchst du nicht zu weinen,
Denn noch kennst du Kummer nicht und Trübsal.
Sieh, an deiner Wiege sitzt die Mutter,
Wischt die Thränen von den glüh'nden Wangen,
Wiegt dich ein und wacht, damit du schlafest,
Und mit leiser Silberstimme singt sie
Traute Weisen holder Kinderlieder.
Wüßtest du, welch' Glück und welchen Segen
Gott in dieser Mutter dir beschieden,
Lächeln würdest du, mein Kind, nicht weinen!
Weißt du's wohl, verstehst mich, herzig Mädchen?
Thust du doch, als hättest mich verstanden,
Schiebst dein Lockenköpfchen an die Seite,
Blickst zur Mutter auf und streckst die Aermchen
Nach ihr aus und lächelst unter Thränen.

Am Neujahrsmorgen 1858.

Feierlich Geläut schallt aus der Ferne,
Auf den weißen Dächern blitzt die Sonne
Und am Fenster blitzen Eisesblumen.
Heimlich vor der Thür des trauten Zimmers,
Drin ich sinnend auf und nieder wandle,
Hör' ich Stimmen, süße Kinderstimmen,
Und es flüstert eine zu der andern:
»Geh voran, lieb' Schwesterchen, ich folge.«
»Nein, geh' du voran, du bist die Aelt're.« —
Leise öffnet sich die Thüre, leise
Treten ein zwei blühend lockige Mägdlein,
Holde Kinder, meine eig'nen Kinder.
Jedes hält ein Blättchen in den Händen,
Reicht es mir und sagt ein kindlich Sprüchlein,
Glück und Heil zum neuen Jahr mir wünschend.
Auf den Blättchen steht, was sie mir wünschen,
Steht in großen, ungelenken Zügen
Von der Kinder kleiner Hand geschrieben,
Erstes Pröbchen ihrer Schreibekünste.
Dankend küß' ich meine herzigen Kinder:
In mein Auge schleicht sich eine Thräne,
Halb vor Freude wein' ich, halb vor Wehmuth,
Ernst gedenkend meiner eignen Kindheit,
Da ich selbst zum erstenmale hintrat
Mit beschrieb'nem Blättchen vor den Vater,
(Der schon längst im kühlen Grabe schlummert) —
Glück und Heil zum neuen Jahr ihm wünschend.
Unerfüllt, ach! blieben meine Wünsche.

Lord Byron's Ode an Napoleon Buonaparte.

Vorbei! ein König gestern noch,
Der Königen gebot,
Und heut ein elend Nichts, und doch
Nach solchem Fall nicht todt!
Die Welt macht' er zum Leichenfeld,
Und dieser kronenreiche Held
Lebt noch in Schimpf und Noth?
Nie, seit dem Sturz des Lucifer,
Fiel Mensch noch Teufel tief, wie er!

Die sich gebeugt in Huldigung
Schlugst du mit Fluch und Weh'n,
Und blind vor Selbstbewunderung
Lehrt'st du die Andern sehn.
Der Anbetung, die dich umgab,
Bot'st du zum Lohn nichts als das Grab.
Du lehrtest uns versteh'n
Nun du so tief gefallen bist,
Wie Ehrgeiz klein und nichtig ist.

Dank für die gute Lehre! Sie
Lehrt künftigen Kriegern mehr,
Als es vermag Philosophie
Und je vermocht bisher;
Der Zauber wich auf immerdar,
Die Menschheit kniet vor dem Altar
Des Kriegsgotts nimmermehr —
Sie spricht dem eitlen Götzen Hohn,
Deß Stirn von Erz, deß Fuß von Thon!

Der donnernde Triumph des Kriegs,
Des Schlachtfelds Opferrauch,
Die erz'ne Stimme steten Siegs,
Für dich der Lebenshauch;
Und Scepter, Schwert, die du nur trugst,
Daß du die Menschheit niederschlugst,
Wie alles Andre auch
Schwand hin! O welche Qual verheißt
Dir die Erinnrung, dunkler Geist!

Der Unheilbringer selbst in Pein!
Der Unbesiegte wich!
Der Richter aller Welt zu sein
Gewohnt — fleht jetzt für sich!
Ist's Todesfurcht, die aufrecht hält
Nach solchem Wechsel in der Welt,
Hoffst du noch kaiserlich?
Stirb als ein Fürst, leb' als ein Sclav!
Du wähltest höchst unfürstlich brav!

Der einst den Eichenstamm getheilt,
Sah erst zu spät, daß er
Beim Rückprall selbst sich eingekeilt,
Entsetzt schaut' er umher.
Voll Uebermuth auf deiner Bahn
Hast du ein gleiches Werk gethan,
Dein Fluch drückt dich noch mehr!
Denn Jenen fraß des Walds Gethier,
Du nagst am eignen Herzen dir.

Der Römer, als er übersatt
Von Römerblute war,

Warf hin den Dolch, verließ die Stadt,
  Groß, wenn auch ein Barbar.
Und höhnend schaut er nieder noch
Auf's Volk, das fröhnte seinem Joch,
  Wie eine Sclavenschaar —
Die Stunde war sein einz'ger Ruhm
Wo er binwarf das Herrscherthum.

Der Spanier, als der Herrschaft Glanz
  Ihm nichtig schien und bleich,
Gab Kronen für den Rosenkranz,
  Für eine Zell' ein Reich!
Und wie er büßend Perlen zählt',
Sich kindisch fromm kasteit' und quält':
  Er blieb sich immer gleich!
Wohl besser thut vor Welt und Gott,
Wer nicht Despot ist noch bigott.

Doch du, — schwach, zögernd und zu spät,
  Stiegst du herab vom Thron,
Der Donner und die Majestät
  War dir entrungen schon! —
Vor Zorn und Weh mein Herz zerreißt,
Weil du selbst herzlos, böser Geist,
  Und uns zum Spott und Hohn
Die schöne Welt so manches Jahr
Solch nicht'ger Größe Schemel war!

Die Welt vergoß ihr Blut für ihn,
  Der so sein eignes schont,
Monarchen sah man vor ihm knien,
Weil er sie nicht entthront!

O schöne Freiheit, wie erscheint
So hehr dein Glanz, wenn solchem Feind
Die Furcht im Busen wohnt!
Daß kein Tyrann mehr, wenn er fällt,
Durch bessern Ruhm bethör' die Welt!

Nur Blut bezeichnet deine Spur,
Kein Segen folgt dir nach,
Deine Triumphe dienen nur,
Zu mehren deine Schmach!
Wärst du gestorben ritterlich,
Vielleicht erhöb' ein Andrer sich
Der Welt zum Ungemach —
Wen aber trägt sein Flug so weit,
Um zu vergeh'n in Dunkelheit?

Der Helden Staub ist ganz so schlecht,
Wie and'rer Menschen Staub,
Es wägt die Sterblichkeit gerecht
Was ihrer Herrschaft Raub;
Doch dacht ich: höhrer Geist erhebt
Den großen Mann, so lang er lebt
Für Furcht und Schrecken taub.
Nie glaubt' ich, daß sich Spott und Hohn
Wagt zu der Welterobrer Thron.

Und sie, die Blum' aus Oesterreich,
Der stolzen Habsburg Sproß,
Im Unglück auch den Größten gleich,
Bleibt sie noch dein Genoß?
Und theilt sie in erhabner Treu'
Dein Weh und deine späte Reu',
Nachdem wie Schaum zerfloß

Dein Reich — o, hüte diesen Schatz,
Für deinen Thron mehr als Ersatz!

Dann eile fort gen Helena,
Ein Gast des Meeres sei;
Es zürnt dir nicht, frei blieb es ja
Von deiner Tyrannei!
Und schreibe dort mit müßiger Hand
Die Worte in den Ufersand,
Daß auch die Erde frei!
Und Korinth's Pädagog dir jetzt
Sein Beiwort auf die Stirn gesetzt.

Du Timur, wie wird dir zu Muth
In deinem Kerker sein!
Du denkst wohl in der Ohnmacht Wuth
Nur Eins: die Welt war mein!
Ging nicht, wie dem zu Babylon,
Dein Geist mit deiner Macht davon,
Wird er sich bald befrein
Von dir, der sich so hoch vermaß,
Und doch so niedern Werth besaß.

Oder wirst, wie Prometheus, groß
Du tragen deinen Schmerz,
Wie er darbieten hoffnungslos
Dem Geier Mark und Herz?
Umsonst! dem göttlichen Gericht,
Ja selbst dem Spott entgehst du nicht
Des Bösen, der dich allerwärts
Verfolgt, — den nicht sein Stolz verließ,
Als Gott ihn in's Verderben stieß.

Es war ein Tag, wo diese Welt
War Frankreichs — Frankreich dein,
Wo du, entsagend als ein Held,
Die Völker zu befrei'n,
Mit beßrem Ruhme dich gekrönt,
Als aus Marengo's Namen tönt —
Dich hätt' ein goldner Schein,
Verklärend all' dein Thun, umschwebt,
Du hättest glorreich fortgelebt!

Doch du wollt'st prangen auf dem Thron
In eitler Herrscherlust,
Als zwänge Purpurkleid und Kron'
Erinnrung aus der Brust.
Wo ist nun all' der bunte Tand,
Stern, Purpurkleid und Ordensband?
Ward endlich dir bewußt,
Du großes, machtverwöhntes Kind,
Wie nichtig solche Flitter sind?

Wo soll das müde Auge ruh'n?
Wo findet's Herrlichkeit,
Gestützt auf wahrhaft großes Thun,
Ruhm nicht von Schmach entweiht?
Ein Mann nur — erster, letzter Held,
Cincinnatus der neuen Welt,
Blieb ungehaßt vom Neid:
Washington ließ der Welt die Scham,
Daß groß wie er kein zweiter kam.

Das Kosakenmädchen.

Am Sonntag grub sie das giftige Kraut,
Am Montag wusch sie es rein.
Am Dienstag früh hat sie's gebraut,
Am Mittwoch gab sie's ihm ein.

Es hat der Trank, den sie ihm gab,
Sein Herz zum Tod entflammt —
Am Freitag legten sie ihn in's Grab,
Samstags war Todtenamt.

Und als der Sonntag wieder kam,
Zischelt's im Dorf umher:
»Sie war's die ihm das Leben nahm,
Auf ihr liegt Sünde schwer.«

Die Mutter weinte bitterlich
Und schalt ihr Kind voll Schmerz.
»Ach Mutter, warum verließ er mich,
Warum brach er mein Herz?«

Hugin und Munin.

Dem Gotte Nordens, Odin, stand
Ein Rabenpaar zur Seite,
Der eine Hugin zubenannt
Und Munin hieß der zweite.
Es trug sie ihrer Flügel Schwung
Hoch über Zeit und Schranke:
Munin war die Erinnerung,
Und Hugin der Gedanke.

Treu wurde durch sein Rabenpaar
Dem Gott alltäglich Kunde
Was in der Welt geschehen war.
Daß er auf festem Grunde
Sein Reich gebaut, und Alt und Jung
In Treue niemals wanke:
Deß freut ihn die Erinnerung,
Ergötzt ihn der Gedanke.

Doch einst geschah's, daß böse Mär'
Dem Gott die Raben brachten:
Die Noth liegt auf den Völkern schwer,
Die nach Erlösung schmachten;
Sie flehn zu Odin Alt und Jung,
Heil sucht das Reich, das kranke —
Deß grämt ihn die Erinnerung
Erzürnt ihn der Gedanke.

Als trügen selbst die Raben Schuld
An dem was sie berichten,
Entzieht er ihnen Gnad' und Huld,
Für treuerfüllte Pflichten,
Lähmt ihrer mächtigen Flügel Schwung,
Bannt sie in enge Schranke:
Da quält ihn die Erinnerung,
Empört sich der Gedanke.

Ob auch auf kurze Zeit gezähmt:
Sie waren nicht zu zwingen;
Ob auch ihr Flügelpaar gelähmt:
Es wuchsen neue Schwingen,
Und mit gewaltigem Flügelschwung
Aus Odin's Dienst und Schranke
Floh Munin, die Erinnerung,
Und Hugin, der Gedanke.

Als sich das Rabenpaar entschwang,
War Schrecken in Walhalle,
Die Flucht ward Odin's Untergang,
Todt sind die Götter alle.
Unsterblich aber, stark und jung,
Hoch über Zeit und Schranke
Fliegt Munin, die Erinnerung,
Und Hugin, der Gedanke.

Radbot,

der heidnische Herzog der Friesen.

Sanct Wolfram zog durch's Friesenland
Die Heiden zu bekehren.
Groß war der Glaube den er fand
Im Volk an Christi Lehren.
Viel', die in Sünden weiland
Gespottet über ihn,
Bekehrten sich zum Heiland —
Und Allen ward verziehn!

Der Herzog Radbot selber sann
Die Taufe zu empfangen:
Nun führt zu mir den heil'gen Mann!
Ich fühle stark Verlangen
Nach seiner frohen Botschaft,
Der Lehre mild und rein,
Die Heilung aller Noth schafft
Durch Liebe und Verzeihn.

Da sollte durch Sanct Wolfram bald
Dem Herzog Kunde werden,
Wie Gott in menschlicher Gestalt
Vom Himmel kam zur Erden;
Wie er gelehrt, geduldet,
Und durch den Kreuzestod
Gesühnt was wir verschuldet,
Gelindert alle Noth!

»So taufet mich nach Christenbrauch,
Die Schuld mir zu vergeben,
Daß mich des Heilands Gnade auch
Einführt zum ew'gen Leben!«
Das Becken stand bereitet
Wohl in des Herzogs Haus —
Den Herzog segnend, breitet
Wolfram die Arme aus:

»Gott segnet euch durch meine Hand,
Nun ist die Schuld verziehen!
Heil euch, daß ihr das Licht erkannt,
Daß Gott mir Macht verliehen,
Vom Wahn der blinden Heiden
Euch heute zu befrei'n,
Die Höllenstrafe leiden
In ewiglicher Pein!«

Der Herzog hört Sanct Wolfram's Wort,
Das Wort macht ihn erbeben;
Er sprach: »Werd' ich im Himmel dort
Nicht bei den Vätern leben?
Die auch als Heiden starben,
In ihrer Sündennoth
Die Taufe nicht erwarben
Nach christlichem Gebot!«

Sanct Wolfram sprach: »So wird es sein,
Der Glaube wird euch scheiden:
Nur Christen gehn zum Himmel ein,
Zur Hölle gehn die Heiden!« —

Stumm stand der Herzog lange,
Als er das Wort vernahm,
Hoch glühten Stirn und Wange,
Es faßt' ihn wundersam:

»Wird auch mein Weib, wird auch mein Kind,
Die Gott mir früh genommen,
Die ungetauft gestorben sind,
Nicht in den Himmel kommen?
So kurze Zeit hienieden
Nannt' ich die Lieben mein,
Nun sollen sie geschieden
Auch jenseits von mir sein?«

Sanct Wolfram sprach: »So wird es sein,
Der Glaube wird euch scheiden!
Nur Christen gehn zum Himmel ein,
Zur Hölle gehn die Heiden! —
So kommt, daß euch von Sünden
Jetzt meine Hand befreit,
Dem Herrn euch zu verbünden
Zu ew'ger Seligkeit.«

Doch Herzog Radbot trat zurück:
»Laßt mich zur Hölle eilen,
Ich mag für mich kein Himmelsglück,
Das Weib und Kind nicht theilen!« —
Er wollte nicht erkaufen
Sein Heil durch ihre Noth —
Radbot ließ sich nicht taufen,
Blieb Heide bis zum Tod!

Der Römerknabe.

Die Sage geht, man braucht in Schwaben,
Um klug zu werden, vierzig Jahr' —
Ich weiß von einem Römerknaben,
Der klug mit vierzehn Jahren war:
So klug — daß selbst bei des Senates
Geschäften man zu Rath ihn zog,
Und daß die Stimme seines Rathes,
Wenns galt das Wohl und Weh des Staates,
Die ältsten Stimmen überwog.

Einstmals geschah's, daß wicht'ge Dinge
Verhandelt wurden im Senat,
Da war die Neugier nicht geringe;
Die eigne Mutter flehend bat
Den Sohn, zu beichten was geschehe,
— Natürlich ganz in Heimlichkeit —
Er sprach: ein neu Gesetz der Ehe,
Deß Nutzen ich nicht recht verstehe,
Ward vorgelegt in jüngster Zeit.

Doch ist bis heut noch nichts entschieden,
Ansichten herrschen mancherlei;
Man streitet, wie des Hauses Frieden
Am dauerndsten zu gründen sei.
Ein Plan wird morgen angenommen
Von zweien die man auserſann —
Man fragt: wirds mehr dem Ehglück frommen,
Daß auf die Frau zwei Männer kommen,
Oder zwei Fraun auf einen Mann?

Die Mutter hört stumm vor Bewegung
Des Sohnes heimlichen Bericht;
Es spiegelt ihres Herzens Regung
Sich ab im glühnden Angesicht —
So stand sie da verwirrt, befangen,
Dann rafft sie sich empor mit Macht,
Küßt ihren Sohn auf beide Wangen,
Drauf ist sie heimlich fortgegangen
Und kam erst wieder kurz vor Nacht.

Am andern Morgen im Senate,
Die Stirn gefurcht gedankenschwer,
Sitzen die weisen Herrn im Rathe,
Sie reden eifrig hin und her,
Und trommeln mit den Federmessern —
Ein neuer Plan war eingesandt
Felder und Wiesen zu bewässern,
Auch gab's Gesetze zu verbessern,
Kurz — Arbeit war genug zur Hand.

Da plötzlich schallt ein Brausen, Lärmen —
Die Senatoren blicken aus:
Rings wogt's von bunten Weiberschwärmen,
Heut blieb kein Römerweib zu Haus!
Was giebt's? wer hat sie herberufen?
Sie stürmen ohne Furcht und Graun
Hinauf zu des Palastes Stufen,
Und tausend Stimmen machtvoll rufen:
Zwei Männer lieber als zwei Fraun!

Und keiner weiß der Senatoren
Wie er das Räthsel deuten soll.
In Staunen stehn sie all verloren,
Derweil die Sturmflut schwoll und schwoll.
Da sprach der Knabe: hört mich huldig
Und gnädig an, ehrwürd'ge Herrn,
Ich bin an diesem Aufzug schuldig,
Und kost' es auch mein Leben, duld' ich
Für meine Schuld die Strafe gern.

Hochwicht'ges wurde jüngst berathen,
Ihr wißt es Alle, im Senat —
Ich durfte nichts davon verrathen,
Wie sehr mich auch die Mutter bat.
Um ihre Neugier abzuwenden,
Ersann ich diesen Scheinbericht ....
Daß solche Stürme draus entständen,
Und Euch Roms Fraun an allen Enden
Belagern würden, ahnt' ich nicht.

Da brach in schallendes Gelächter
Der Chor der Senatoren aus:
Mein Sohn, dein Einfall war kein schlechter,
Doch senden ruhig wir nach Haus
Die Fraun, woher sie lärmend kamen,
Und wer am laut'sten reden kann,
Verkünd' in des Senates Namen
Den ehrenwerthen röm'schen Damen:
»Es bleibt wie's war: ein Weib, ein Mann!

Augustus.

Augustus hörte, daß in Rom's Bereiche
Ein Jüngling lebe, der auf's Haar ihm gleiche.
Er ließ den Jüngling kommen und sah klar
Daß diese Aehnlichkeit erstaunlich war,
Im Antlitz, Wuchs, gleichwie im ganzen Wesen —
Und neugiervoll die rasche Frage that er:
»Ist deine Mutter nie in Rom gewesen?«
— Nein, meine Mutter nicht, jedoch mein Vater! —

Philipp von Mazedonien.

Zum König Mazedoniens kam die Klage,
Daß Jemand schlecht von ihm zu sprechen wage,
Und dennoch sich mit seiner Gnade brüste,
So daß sich alle Welt darob entrüste.
Man rieth ihm, den Verläumder zu verbannen.
Nein, sprach der König — schickt' ich ihn von dannen,
Würd' ich des eignen Vortheils mich berauben:
Die mich nicht kennen, könnten ihm leicht glauben.

Alcibiades.

Warum machst du so dumme Streiche
Bei deinen sonst so hohen Gaben?
Fragt' Alcibiades ein weiser Mann.

»Damit ich etwas doch den Andern gleiche,
Die Narrheit auch will ihre Opfer haben,
Vollkommenes erkennt die Welt nicht an.«

Warum die Juden kein Schweinefleisch essen.

(Flandrische Volkssage.)

Es geht eine alte Sage schon viele hundert Jahr:
Als unser Herr und Heiland noch auf der Erde war,
Das Gotteswort zu predigen, kam er auf seinem Wandern
Durch vieler Könige Länder eines Tages auch nach Flandern.

Die Juden höhnten den Heiland, da sie ihn kommen sah'n,
Sie wollten dem Volke zeigen, seine Weisheit sei ein Wahn;
Es sollte ein Jude heimlich sich unter ein Faß verstecken,
Und Jesus Christus sollte durch ein Wunder ihn entdecken.

Drauf einer von den Juden trat heran zum Herrn:
Wir hörten von deinen Wundern und sähen sie selber gern;
Kannst du, wer unter dem Fasse verborgen sitzt, errathen,
So glauben wir an deine Lehren und all' deine Wunderthaten.

Sie wähnten, um die Antwort würd' er sehr in Nöthen sein,
Doch lächelnd sprach Herr Jesus: Unter dem Fasse sitzt ein
Schwein! —
Da verhöhnten ihn die Juden, als er das Wort gesprochen,
Doch grunzend unter dem Fasse kam ein Schwein hervorgekrochen.

Der Jude an der Stelle war nicht mehr zu sehn;
Unmaßen staunten Alle ob dem Wunder das geschehn,
Derweil das Schwein in Sprüngen seinen Weg genommen
Zu einer Heerde Säue, die eben vom Felde gekommen.

Die Juden, drauf zu fahnden, liefen hinterdrein,
Wähnend, der Verlor'ne sei gefahren in das Schwein;
Doch fahndeten sie vergebens, denn dazumal in Flandern
Schwer zu unterscheiden war, sagt man, ein Schwein vom andern.

Drum hüten sich die Juden bis zum heutigen Tag
Schweinefleisch zu essen, weil Niemand sagen mag,
In welches Schwein gefahrn der arme Jud' aus Flandern,
Und es möchte doch kein Jude gern aufessen einen andern.

Ballade vom treuen Ritter und der spröden Maid.

Ein junger Ritter liebte eine wunderschöne Maid,
Doch ohne Gegenliebe schied er voll Weh und Leid,
Und blieb verschollen, bis ihr die Kunde einst gekommen:
Er habe in seinem Herzeleid das Leben sich genommen.

Da begann die Maid zu trauern, weinte Nacht und Tag,
Sie jammerte und weinte mehr als ich sagen mag:
»Ach, hätt' ich doch erwiedert des treuen Ritters Lieben
Und nicht durch eitel Sprödethun zum Tode ihn getrieben!«

Dem treuen Ritter wurde der Jungfrau Jammer kund,
Er hatte sich nicht getödtet, war noch ganz gesund;
In Freuden heimwärts eilt' er, zu werben um ihre Minne,
Sie aber stieß den Lebenden von sich mit stolzem Sinne!

Erst um den Todtgeglaubten war sie voller Gram,
Nun war ihr Gram noch größer, da er lebendig kam.
So schwer ist's hier auf Erden den Schönen recht zu machen!
Ich weiß nicht, ob man weinen soll darüber oder lachen.

Zeit- und Gelegenheitsgedichte.

Die Stoff- und Kraftphilosophen.

Altangeerbten Wahnes soll sich der Mensch entledigen
Von Gott, Unsterblichkeit und was sonst Thoren predigen

Von einer höhern Lenkung im niedern Weltgetriebe,
Von einer ewigen Allmacht und einer ew'gen Liebe,

Vom Schöpfer, der die Welt belebt mit seinem Hauche —
Als ob ein Mensch, der denkt, noch einen Schöpfer brauche!

Fort mit dem Glaubensunsinn der Theologenzunft!
Wir kennen keine Allmacht und ewige Vernunft.

Wir kennen nur was wechselnd uns die Natur enthüllt,
Die unbewußt und zwecklos sich ewig selbst erfüllt.

Im Anfang war der Stoff, Jahrmillionen schwanden,
Eh' aus dem Stoff der Affe, aus ihm der Mensch entstanden.

Die Kraft wohnt bei dem Stoffe, der Stoff wohnt bei der Kraft,
Das ist Anfang und Ende der ganzen Wissenschaft.

Frei laßt den Geist im Kopf, das Herz frei in der Brust sein —
Aus unbewußtem Stoff wächst menschliches Bewußtsein.

Mensch, Thier und Pflanze sind nur chemische Verbindung,
Und alles And're nichts als pfäffische Erfindung.

Bei dieser Weisheit ist uns Gott und Geist entbehrlich
Und das Unendliche im Endlichen erklärlich.

Der Glaube ist ein Wahn, wie das Philosophiren,
Und alles Denken nur des Hirns Phosphoresciren.

Drum laßt vom blinden Glauben an Gottes Offenbarung
Und schwört auf unsre Worte: Wir wissen aus Erfahrung,

Daß keine Kluft uns trennt von Ochs, Kameel und Affen,
Daß wir von gleichem Stoff und uns kein Gott erschaffen.

Es giebt nur einen Glauben, Eine Philosophie.
Wir unterscheiden uns durch Nichts vom lieben Vieh!

* *
*

Wer selbst nicht schaffen kann, begreift auch keinen Schöpfer —
Hat je ein Topf gekannt, der ihn geformt, den Töpfer?

Ein Biedermann.

Das ist ein Deutscher Biedermann,
Voll ächt biderber Treue;
Er wirft, so viel er immer kann,
Seine Perlen vor die Säue.

Vor Säue, die wie er sich froh
Von Andrer Leumund mästen —
Er denkt nicht schlecht, er spricht nur so
Zu seiner Freunde Besten.

Begegnend bleibt er freundlich stehn,
Warm mir die Hand zu drücken,
Ist immer glücklich mich zu sehn,
Schmäht mich nur hinter'm Rücken.

Er selber scheint höchst tugendhaft,
Ganz ohne Fehl und Makel,
Und ist der ganzen Nachbarschaft
Untrügliches Orakel.

Die kriegerischen Nazarener.

„Es gilt den Kampf des Kreuzes gegen die Heiden."

Der Metropolit von Moskau.

»C'est pour la gloire de Dieu que vous combattez!«

Der Erzbischof von Paris.

»Jesus Christ, our saviour, for whose sake you fight, will bless your arms!«

Der Erzbischof von Canterbury.

(1854.)

Auf's Neu' entbrennt ein Weltenbrand;
Von Westen, Osten und von Norden,
Wie Wolken über Meer und Land
Ziehn Heere, Flotten, wilde Horden;
Im Pontus wipfelt Mast an Mast,
Bis wo sich Asiens Berge thürmen;
Das Meer keucht unter seiner Last
Und heult und wimmert mit den Stürmen.

Auf Tauris liegt's gewitterschwer.
Wo Sebastopolis, die Veste,
Herabdroht auf das Schwarze Meer,
Versammeln sich die fremden Gäste.
Hier wo Dianens Tempel stand
Und Mithridates' Knochen modern,
Stürmt es heran zu Meer und Land
Und tausend Feuerschlünde lodern,

O schönes Tauris! sonnig Grab
Der Reste alter Völkerwogen,
Die Asiens Bergeshöhn hinab
Verderbend durch die Lande zogen,
Floß nicht genug schon Menschenblut
Für deine Steppenkatakomben,
Daß du in alter Opferwuth
Verlangst nach neuen Hekatomben?

Sie fallen dir! Schon tobt die Schlacht,
Vom Blute Thal und Hügel triefen,
Rings von den Bergen glüht's und kracht,
Das Meer erbebt in seinen Tiefen.
Die Muse, aufgescheucht, erhebt
Sich über die empörten Massen,
Blickt nieder wie sie lichtwärts schwebt,
Und sucht das grause Bild zu fassen.

Nicht Heiden sieht sie dort im Kampf,
Nicht Etzel's wilde Bogenspanner:
Hoch aus dem dichten Pulverdampf
Des Schlachtfeld's flattern Christenbanner;
Sie sieht zum Kampfe aufgehetzt
Normannen, Gallier und Sarmaten,
Sie tragen Christi Namen jetzt,
Doch heidnisch noch sind ihre Thaten.

Und heidnisch flehn sie hier und dort:
»Herr, hilf die Feinde uns verderben!«
Erhörte Gott das frevle Wort,
Sie müßten elend Alle sterben.
Doch Er, der Seinen Sohn gesandt,
Daß wir vom Sündenschlaf erwachten,
Ist, wie Er Selbst Sich uns bekannt,
Ein Gott der Liebe, nicht der Schlachten!

Ihr mögt von Kriegs- und Heldenruhm
So viel uns, wie ihr wollt, verkünden,
Nur schweigt von eurem Christenthum,
Gepredigt aus Kanonenschlünden!
Bedürft ihr Proben eures Muths,
So schlagt euch wie die Heiden weiland,

Vergießt so viel ihr mögt des Bluts,
Nur redet nicht dabei vom Heiland.

Hoch ehr' ich wahres Heldenthum,
Auf Eines aber sollt ihr achten:
Ein Andres ist des Christen Ruhm,
Ein Andres ist der Ruhm der Schlachten!
Seid was ihr wollt, nur seid es ganz,
Ein Beispiel nehmt an Gottes Sohne —
Christus trug keinen Lorbeerkranz
Und Cäsar keine Dornenkrone.

Man rühme Frankreichs Ruhmeswuth,
Die Macht des Zaren-Patriarchen —
Man rühme Englands Roastbeef-Muth
Und seine bombenfesten Archen;
Doch wär' es Zeit, daß man die Spreu
Vom Waizen sondre in der Tenne,
Und Kampfhahn, Doppelaar und Leu
Nicht mit des Heilands Namen nenne.

Noch gläubig schlägt das Türkenheer
Die Schlacht zum Ruhme seines Allah —
Wir haben keinen Odin mehr,
Todt sind die Götter von Walhalla.
Seid was ihr wollt, doch ganz und frei,
Auf dieser Seite wie auf jener;
Verhaßt ist mir die Heuchelei
Der kriegerischen Nazarener.

Trinkspruch

zur Schillerfeier 1859.

Heilig sind des Hauses Räume,
Heilig Heimatflur und Herd,
Heilig Blumen, Frucht und Bäume,
Alles was uns Gott beschert, —
Doch giebt es Eines noch was heil'ger ist
Als Haus und Herd, als selbst der Liebe Band,
Das ist — Weh jedem Deutschen, der's vergißt! —
Das ist ein einig großes Vaterland!

Wer nie, fern von Haus und Herde,
Jammernd nach der Heimat saß,
Nie geweilt auf Feindeserde,
Nie das Brot der Fremde aß,
Wem Zorn und Trauer nie das Herz verzehrt,
Wenn er zersplittert dich und klein erfand,
Der kennt dich nicht, wer niemals dich entbehrt,
Ein einiges, ein großes Vaterland!

Dich hat uns kein Schwert errungen,
Doch in trüber, trüber Zeit
Hat ein Dichter dich gesungen,
Sein Gesang ward Wirklichkeit.
Und heute sehn wir, was wir nie gesehn,
Seit Deutschlands Volk zum Freiheitskampf erstand,
Wir sehn der Einheit Banner vor uns wehn,
Wir sehn ein großes deutsches Vaterland!

Und in weihevollen Weisen
Hören wir im Jubelruf
Unsern großen Dichter preisen,
Der die deutsche Einheit schuf.
Der höchste Lohn war's in der ewigen Stadt,
Der Herrscherin der Erde, wenn man fand,
Daß Einer werth des Ruhmes sei: er hat
Sich wohlverdient gemacht ums Vaterland!

Solcher Ruhm gebührt dem Sänger,
Der gesendet ward von Gott,
Uns zu einen, daß wir länger
Nicht der Fremde sei'n ein Spott.
Das ist's warum sein Volk ihn ehrt und preist,
Das ist's auch, was uns festlich heut verband —
O, sei'n wir's immer so in Seinem Geist!
Ich bringe dieses Glas dem Vaterland!

Lied,

gesungen bei der Enthüllung des Schillermonuments in München, am 9. Mai 1863, dem Sterbetage des Dichters.

Von des Dichters hehrem Haupte
Nehmt die Hülle nun herab —
An dem Tag, der ihn uns raubte,
Soll er aufersteh'n vom Grab.
Hoch vom Himmel kam er nieder,
Sang uns ewige Lieder vor —
Hoch zum Himmel heb' er wieder
Sein unsterblich Aug' empor!

Was verborgen in uns glühte,
Flammt in ihm durch's Weltenrund,
Deutschem Geiste und Gemüthe
Lieh er seinen Glockenmund —
Schmückte uns mit seinen Kränzen,
Schwang uns auf durch seinen Flug,
Der bis zu der Erde Grenzen
Deutschen Namens Ehre trug.

Weil er selbst in unsern Herzen
Längst ein Denkmal sich gesetzt,
Darum hebt sich blank und erzen
Aus der Gruft sein Denkmal jetzt,
Daß man zu der Stätte walle
Wie zu einem Heiligthum,
Ehrt ihn — denn er ehrt uns Alle,
Und sein Ruhm ist Deutschlands Ruhm.

Beim Tode Seiner Majestät, des Königs Maximilian II.

(10. März 1864).

Auf sonnige Tage folgten Sturmesschauer,
Um seinen König geht ein Volk in Trauer —
Um einen König, wie es wenige gab
Seit Völker sich gebeugt dem Herrscherstab.
Erobrer, Helden hat man mehr gepriesen,
Doch keinen Fürsten mehr geliebt als diesen.
Drum senkt sich manch ein Haupt in trübem Sinnen,
Aus Männeraugen sieht man Thränen rinnen.
Die sich begegnen sehn sich trauernd an,
Man drückt sich stumm die Hand und geht vondann.
Das ist kein augendienerischer Jammer,
Man betet, weint um Ihn in stiller Kammer.
Das ist kein Schmerz der anderm Schmerze gleicht
Wenn Fürsten sterben die ihr Ziel erreicht —
Er stand noch vor dem Ziele Seines Strebens,
Er schied in voller Mittagshöh' des Lebens. . .
Schon trieb der Lenz, die Amsel sang im Hag,
Da jäh und furchtbar kam der Schicksalsschlag
Der beugte dieses königliche Haupt,
Der Deutschlands besten Fürsten uns geraubt.
An Seiner Hand trug er den goldnen Ring,
Daran des Volkes deutsche Hoffnung hing;
Denn von Ihm wußte man: was Er versprochen
Das ward erfüllt. . . Nun ist Sein Aug' gebrochen,
Sein milder Glanz strahlt Keinem mehr hienieden,
Der Friedensfürst ging ein zum ewigen Frieden.

Der Tod erst zieht des Lebens Summe ganz,
Das Grab erst beut den echten Ruhmeskranz.
Da schweigt der Schein, der Trug und die Verblendung,
Da steht der Mensch am Prüfstein seiner Sendung.

Heil Dir, mein König Maximilian!
Nur Segenswünsche folgen Deiner Bahn,
Die Du durchmessen mit bedachten Schritten,
Die nie sich überstürzt, nie ausgeglitten.
Dein hohes Ziel noch zeigtest Du im Sterben
Dem Sohne, Deinem königlichen Erben.
Ludwig der Zweite! Ehre das Gedächtniß
Des Vaters, und erfülle Sein Vermächtniß!

Zur Shakespeare-Feier.

(23. April 1864.)

Vergänglichkeit ist unser Loos hienieden;
Wir reifen langsam, um schnell zu vergehn —
Nur wenigen Auserwählten ward beschieden
Den Kampf mit der Vernichtung zu bestehn,
Und nicht dort oben nur zum ewigen Frieden,
Auch hier zu ewiger Glorie einzugehn,
Wo Nacht und Irrthum sie nicht mehr umschleiern —
Solch hoher Geist ist's, den wir heute feiern.

Der höchste, dem Gott je die Lippe weihte
Zu ewigem Gesang! Der uns die Tiefen
Der eignen Brust erschloß — die Näh' und Weite
Mit Seherblick durchdrang — die Hieroglyphen
Der Schöpfung deutete — den Geist befreite —
Weltkräfte weckte, die verborgen schliefen,
Und uns im Widerstreit der Menschentriebe
Das Höchste lehrte: Gnade, Mitleid, Liebe!

Dreihundertmal aus neuerblühten Bäumen
Scholl Nachtigallgesang im Avonthale,
Seit er zu frühlingshellen Himmelsräumen
Sein kindlich Aug' erhob zum Erstenmale.
Die Welt des Lichts verwob sich seinen Träumen,
Daß er sie neugeboren wiederstrahle,
Um uns in unvergänglichen Gestalten
Das Weltgeheimniß sichtbar zu entfalten.

Steil, dornig, dunkel war sein Pfad zum Licht.
Sein tiefstes Leiden konnt' er Niemand klagen;
Was ihm das Herz durchglüht', verstand man nicht.
Wollt' er den stolzen Flug zum Himmel wagen,
Zwang ihn die Nothdurft zu gemeiner Pflicht.

Der Zeiten Spott und Unglimpf mußt' er tragen,
Denn die ihn heut verklärt durch alle Lande,
Die hohe Kunst ward ihm daheim zur Schande.

Da hob der Schwan vom Avon sein Gefieder
So mächtigen Schwungs, daß jede Fessel sprang;
Vor Zorn und Liebe sang er glüh'nde Lieder,
Weit über Land und Meer scholl sein Gesang.
Am reichen Themsestrand ließ er sich nieder,
Des Gottes voll, der ihn zum Dienste zwang,
Aufflog er zu des Ruhmes höchsten Zinnen,
Und wagte Alles, Alles zu gewinnen.

Wer gab die Macht ihm, Schatten zu beschwören,
Daß sie erstehn in Menschgestalt unsterblich,
Daß wir sie handeln sehn, sie reden hören
Voll mächt'ger Leidenschaft, die hier verderblich,
Dort segnend wirkt im Schaffen und Zerstören —
Daß wir von allen Schlacken, die uns erblich,
Geläutert stehn, erschüttert und erhoben,
Als sei'n wir selbst mit ihrem Loos verwoben?

Aus einer dürftigen Bretterhütte schuf
Sein Genius ein Weltreich ohne Gleichen.
Cäsar entstieg dem Grab auf seinen Ruf,
Ihm seinen Kranz und Herrscherstab zu reichen,
Denn höher war des Dichters Gottberuf
Zu herrschen, der, statt über blutige Leichen
Zur Größe aufzusteigen, ewiges Leben
Allem, was seine Hand berührt, gegeben.

Die Könige Englands weckt' er aus der Gruft,
Gleichwie die üppige Königin vom Nile;

Mit Geistern, Feen bevölkert' er die Luft,
Vereinte hohen Ernst mit heiterm Spiele.
Mannweiber, Frau'n vom reinsten Schmelz und Duft
Schuf seine Kunst zu gleich erhabnem Ziele —
Regan und Goneril, wie Desdemona
Und Julia, die Rose von Verona.

Wer zählt die Könige, Helden, Weisen, Thoren,
Von Lear und Hamlet bis zu Kaliban,
Die ihm entsprossen, immer neugeboren
Durch alle Zeit fortwandeln ihre Bahn!
Nichts war zu groß für ihn, doch unverloren
Blieb auch das Kleinste seinem Schöpfungsplan,
Der klaren Blicks am Himmel und auf Erden
Sah im Vergänglichen das ewige Werden.

Sanft war sein Wesen, sein Gemüth bescheiden,
Oft gar gebeugt von heimlichem Verzagen.
Den Ruhm, den jetzt die Höchsten ihm beneiden,
Erkauft' er schwer durch Dulden nnd Entsagen —
Doch dann, verklärt durch lange Prüfungsleiden,
Durft' er hochaufgerichtet von sich sagen:
»So lange Menschen athmen, Augen sehn,
Werd' ich uud mein Gesang nicht untergehn!«

Erfüllt hat sich sein Wort: Es stürzten Throne,
Weltreiche sanken, seines blieb bestehn.
Der Zeiten Rost nagt nicht an seiner Krone,
Und wie wir täglich neue Wunder sehn
Am Himmel und in jeder Erdenzone,
So neue Wunder vor uns auferstehn
Wohin wir folgen seines Geistes Spur,
Der unerschöpflich ist — wie die Natur.

Prolog
zu einem Concert zur Unterstützung der Kriegsbeschädigten.
(August 1866).

Der Kriegslärm schweigt, die Schlachten sind geschlagen,
Ach! eine reiche Ernte hielt der Tod.
Auf blut'gen Rädern rollt des Krieges Wagen,
Vor ihm der Schrecken, hinter ihm die Noth;
Wir sah'n von fern ihn nur vorüberjagen,
Wir sahen nur im Wiederschein das Roth
Der Flammen, die der Brüder Haus verzehrten,
Wohlstand und Glück jäh in Verzweiflung kehrten.

Ganz ohne Schuld kommt Völkern Unglück nicht,
Doch nicht blos Schuld'ge trifft's mit seinen Streichen,
Zieht Kleine oft für Große in's Gericht
Und läßt den Armen büßen für den Reichen.
Unmenschlich straft der Krieg: d'rum heischt die Pflicht
Sein rauhes Walten menschlich auszugleichen —
Ruhm den Gefall'nen, Mitleid Weib und Kindern,
Und Hülfe, rasch der Armuth Noth zu lindern!

Dem Unglück schwebt ein Engel stets zur Seite,
Der uns durch Leiden nähert und verbündet,
Das Herz, das eben noch zu wildem Streite
Entbrannt war, jetzt zur Liebesthat entzündet.

So helft nun Alle, daß ihr im Geleite
Der äußern Zwietracht inn're Einheit gründet!
Steht fest zusammen, als heilkräft'ge Zeugen
Der jetz'gen Noth — um künft'ger vorzubeugen!

Im frischen Grab ruht mancher Mutter Kind,
Wüst liegt das Feld, zerstampft von Roßgeschwadern;
Durch manche öde Werkstatt pfeift der Wind,
Durchschnitten sind des Wohlstands Lebensadern.
Das eherne Verhängniß wüthet blind:
Darum laßt Segen sprießen aus dem Hadern!
Wo Herz und Kopf zu rascher That verbunden,
Da heilen selbst des Volkes schwerste Wunden.

Volksweisen

als Intermezzo.

Es war im Dorfe Hochzeit,
Die Gäste schmausten und sprangen,
Da kam zu dem frohen Feste
Auch ein alter Sänger gegangen.

Hei! was man dem jungen Paare
Für reiche Geschenke beschied!
Der Sänger brachte zum Feste
Nichts als ein kleines Lied.

Das Hochzeitspaar und die Gäste
Sind längst im Grabe verdorrt —
Verwittert sind alle Geschenke,
Das Lied lebt immer noch fort!

1.

Die Zigeunerbande singt:

Wir sind arm; der Wald, das Feld
Sind uns Haus und Speicher;
Doch so glücklich in der Welt
Lebt, wie wir, kein Reicher;
Wie die Väter, frohgemuth
Leben wir und sterben —
Für ein ächt Zigeunerblut
Giebt es kein Verderben!

Hei, Zigeuner! Hei, Zigeuner!
Hochgemuth und heiter
Fangen wir zu leben an,
Leben wir immer weiter!

Was uns Glück und Unglück beut,
Macht uns keine Sorgen;
Giebt es nichts zu essen heut,
Warten wir bis morgen!
Dafür auch verbringen wir
Nicht den Tag wie Sklaven —
Immer lustig, singen wir,
Tanzen, essen, schlafen!

Hei, Zigeuner! Hei, Zigeuner!
Hochgemuth und heiter
Fangen wir zu leben an,
Leben wir immer weiter!

Auf der Erde schlafen wir,
Hoch der Himmel deckt uns;
Mond und Stern macht uns Quartier,
Sonn' und Lerche weckt uns!
Ob auch Frost und Winter droht:
Knistert rings das Feuer,
Hat's im Walde keine Noth,
Wo das Holz nicht theuer!

Hei, Zigeuner! Hei, Zigeuner!
Hochgemuth und heiter
Fangen wir zu leben an,
Leben wir immer weiter!

Lustig durch das Leben so
Singen wir und wandern,
Alle Tage frisch und froh,
Einen wie den andern.
Ewiger Festtag ist uns hier,
Wechselvoll in Neuheit —
Und für nichts verkaufen wir
Unsre goldne Freiheit!

Hei, Zigeuner! Hei, Zigeuner!
Hochgemuth und heiter
Fangen wir zu leben an,
Leben wir immer weiter!

2.

Die Zigeunerin singt:

Alter Mann, grauser Mann,
Schneide mich, brenne mich!
Fest bin ich, fürchte nicht
Feuer noch Messerstich.

Ja, ich hasse Dich, Greis!
Bin zum Hohne Dein Weib —
Einen Andern lieb' ich
Mit Seele und Leib!

Schneide mich, brenne mich,
Soll mir kein Wort entfliehn:
Alter Mann, grauser Mann!
Nimmer entdeckst du ihn!

Wie ein Sommertag heiß,
Ist er frischer als Mai —
O, wie jung er und frisch!
Und wie lieb' ich ihn treu!

O, wie herzt' ich ihn wild
In der Stille der Nacht,
Und wie haben wir da
Ueber dich, Greis, gelacht!

3.

Das Zigeunermädchen singt:

Ohne Mütterchen zu fragen,
Hatt' ich Abends umgeschlagen
Meinen schmucken Sarafan —
Ging zum Tanz in später Stunde,
Hüpft' und sprang, hub in der Runde
Wie ein Kind zu tanzen an.
Sarafan, der Mädchen Zier du,
O, wie lieblich stehst auch mir du!

Und zerrissen im Gedränge,
Im Gezerr und Tanz der Menge
Ward der schmucke Sarafan —
Mutter schalt; mit eignen Händen
Mußt' ich bald zur Hochzeit wenden
Meinen schmucken Sarafan.
Sarafan, der Mädchen Zier du,
O, wie lieblich stehst auch mir du!

War mir sonst ein wahrer Jammer
So zu sitzen in der Kammer,
Schien mir stets zu viel gethan —
Doch zum Hochzeitsschmuck behende
Rühr' ich gerne meine Hände,
Wende gern den Sarafan!
Sarafan, der Mädchen Zier du,
O, wie lieblich stehst auch mir du!

(Russisches.)

4.

Nachtigall, o Nachtigall.

Nachtigall, o Nachtigall!
Sangeshelle Nachtigall!
Sag', wohin, wohin dich schwingst,
Wo die ganze Nacht du singst?
Welche Arme mag, gleich mir,
Trostbedürftig lauschen dir,
Die zur Nacht das Aug' nicht schließt,
Weil's von Thränen überfließt!

Flieg, durchfliege Nachtigall,
Rings die weiten Lande all —
Fliege über's blaue Meer,
Lug' auf fremdem Strand umher,
Sieh in Stadt und Lande zu,
Nirgend, nirgend findest du
Eine Maid in Dorf und Stadt,
Die, wie ich, zu leiden hat.

Auf der Brust mir armem Ding
Eine Schnur von Perlen hing;
Ach, ich trug auch, armes Ding,
Auf dem Finger einen Ring,
Und im Herzen treu und mild
Trug ich meines Liebsten Bild!
Doch im Herbst verloren ganz
Meine Perlen ihren Glanz —
Und in Wintersnacht mein Ring
An der Hand in Stücke ging.
Jetzt im Frühling wein' ich sehr:
Habe keinen Liebsten mehr!

5.

Sing, mit Sonnenaufgang singe.

Sing, mit Sonnenaufgang singe,
Nachtigall, dein schmetternd Lied!
Sing, so lange noch der Frühling
Blumig Wald und Flur durchzieht!

Sing der Schöpfung bunte Schöne,
Sing was blühet, fließt und lebt;
Glücklich ist, wen deiner Töne
Zauberkraft zu dir erhebt!

Taucht im Meer die Sonne unter,
Folgt die Nacht dem Tageslicht —
Alle Schöpfung ruht in Bangen
Mit verhülltem Angesicht:

Du allein durchbrichst das Schweigen,
Singst von Lieb' in dunkler Nacht —
Singst, gewiegt auf schwanken Zweigen,
Ueber dir des Himmels Pracht!

Wüster Traum ist alles Leben
Ohne Liebe, wüst das All —
Lieb' und Lied ist dir gegeben:
Singe, süße Nachtigall!

6.

Das Vöglein.

Glücklich lebt, vor Noth geborgen,
Gottes Vöglein in der Welt,
Kennt nicht Mühen, kennt nicht Sorgen,
Denn sein Nest ist leicht bestellt!
Vöglein träumt auf grünem Baume,
Bis ihm Gottes Ruf erklingt
Aus dem morgenhellen Raume;
Und es schüttelt sich und singt.
Auf den Lenz, den duftig frischen,
Folgt der schwüle Sommer bald,
Nebel, Regen, Stürme mischen
Sich im Herbste feucht und kalt;
Allen Menschen wird es trüber —
Fliegt zum Süden Vögelein
Ueber's blaue Meer hinüber —
Fliegt zu neuem Frühling ein!

7.

Sang wohl, sang das Vögelein,
Und verstummte.
Ward dem Herzen Freude kund,
Und Vergessen.

Vöglein, das so gerne singt,
Warum schweigt es?
Herz, was ist mit dir geschehn,
Daß du traurig?

Ach, das Vöglein tödtete
Rauher Schneesturm,
Und das Herz des Jünglings brach
Böses Reden.

Wär' das Vöglein gern geflogen
Fort zum Meere,
Wär' der Jüngling gern entflohen
In die Wälder.

In dem Meere treibt die Flut,
Doch kein Schneesturm —
Wilde Thiere birgt der Wald,
Doch nicht Menschen.

8.

Serbisches Lied.

Sich verglich das Mädchen mit der Sonne:
Helle Sonne, ich bin schöner als du,
Schöner als du selbst und als dein Bruder,
Als dein Bruder auch, der Mond, der klare,
Als die Sterne alle, deine Schwestern,
Die da wandeln übern blauen Himmel
Einem Hirten gleich mit weißen Schafen.
Helle Sonne hub an Gott zu klagen:
Gott, was thun mit dem verwünschten Mädchen?
Aber still entgegnet Gott der Sonne:
Helle Sonne du, mein Kind, mein liebes,
Bleibe ruhig, laß dich nicht erzürnen,
Leicht ist's uns mit dem verwünschten Mädchen:

Glänze heißer du, verseng' ihr Antlitz!
Aber ich, ich werd' ihr Unglück schicken,
Werd' ihr Unglück schicken, schlimme Schwäger,
Eine böse alte Schwiegermutter!
Fühlen soll sie, wem sie sich verglichen!

9.

Böhmisches Lied.

Ach, ihr Wälder, dunkle Wälder,
  Miletiner Wälder!
Warum grünt ihr wie im Sommer
  Lustig fort im Winter?
Gerne wollt ich ja nicht weinen,
  Nicht mein Herz betrüben;
Aber sagt, ihr guten Leute,
  Wer mich Arme tröstet?
Ach, wo ist mein lieber Vater?
  Längst im Grabe liegt er!
Wo ist meine gute Mutter?
  Gras wächst ihr zu Häupten.
Bruder hab' ich nicht, noch Schwester,
  Fort ist mein Herzliebster!

10.

Der Räuber.

Ein russisches Lied aus alter Zeit.

Rausche nicht, Väterchen Eichwald, du grünender!
Störe mich braven Burschen in meinem Sinnen nicht,
Wie ich braver Bursch in der Frühe zum Verhöre muß gehn,
Vor dem schrecklichen Richter, vor dem Zaren selbst.
Wie der Zar, unser Herr, mir die Frage wird thun:
Du sag' an, sag' an, Bürschchen, du Bauernsohn,
Mit wem hast du gestohlen, mit wem verübt den Raub?
Und hattest du noch viel Gefährten bei dir?
Dir, unsrer Hoffnung, gesteh' ich's, rechtgläubiger Zar!
Will dir Alles gestehn, die Wahrheit, die völlige;
Sieh, ich hatte beim Raube der Gefährten vier:
War mein erster Gefährte — die dunkle Nacht;
War mein zweiter Gefährte — ein Messer von Stahl;
War mein dritter Gefährte — mein gutes Roß;
Und mein vierter Gefährte — ein straff Geschoß;
Meine Häscher aber waren geglühte Pfeile.
Da wird reden unsre Hoffnung, der rechtgläubige Zar:
Du hast wohlgethan, Bürschchen, du Bauernsohn,
Hast zu stehlen gewußt und gut Rede zu stehn!
Dafür werd' ich jetzt lassen Befehl ergehn
Dir auf dem Felde ein hohes Haus zu bauen,
Aus zwei Balken, darüber ein Quergebälk.

11.

Mädchenlied.

In meinem Blumengarten
Sang eine Nachtigall;
Wollt' ich der Blumen warten,
Hört' ich den süßen Schall.

Sie sang bald hier, bald dorten,
Sie sang ohne Rast und Ruh,
Ich folgt' ihr allerorten,
Ich hört' ihr immer zu.

Bei Nacht konnt' ich nicht schlafen,
Bei Tag konnt' ich nichts thun,
Wenn mich die Töne trafen,
Sie ließen mich nicht ruhn.

Die Rosen und der Flieder
Sind lange schon verdorrt,
Verstummt die süßen Lieder —
Die Nachtigall ist fort.

Nun flieht mich doch der Schlummer,
Ich schaffe spät und früh —
Nachts hält mich wach der Kummer,
Und Tags des Tages Müh.

12.

Lettisch.

Handschuh' strickt' ich und ich schmückte
Sie mit Haideblumen beide,
Daß der Liebste so mich liebe,
Wie die Biene liebt die Haide.

Nachts hört' ich singen die Meise
Zu meiner Rechten, laut —
Da macht' ich mich auf die Reise,
Fand aus die rechte Braut.

Im Eichbaum singt die Meise
So fremd von Klagen und Wehn —
Die Schwester ist in der Fremde,
Wie mag's der Armen gehn?

Schön singen im Wald alle Vögel,
Der Specht nur ist stumm und stolz —
Was sollte der Arme auch singen?
Hat im Leibe nur faules Holz.

Lied der Kosaken vom Schwarzen Meere.

„Was hängst du das Köpfchen so traurig und schwer?“
— „Was ziehst, mein Kosak, fort zum Schwarzen Meer?“ —
So sprach ich zum Mädel, so sprach sie zu mir —
Just war ich beim Mädel, und jetzt bin ich hier!
Chor: So sprach ich zum Mädel u. s. w.

Und weine nicht, Mädchen, hell' auf deinen Blick!
Wohl muß ich davon, doch bald kehr' ich zurück —
Der Kosak liebt das Meer und er liebt die Gefahr,
Doch er liebt auch, was Süßes beim Mädel ihm war!
Chor: Der Kosak liebt das Meer u. s. w.

Der Priester der spricht: Das ist Sünde mein Sohn!...
Doch beicht' ich die Sünd', da verzeiht er sie schon.
Ein Griff in die Tasch', ein geschmeidiger Mund,
Das macht uns beim Priester von Sünden gesund!
Chor: Ein Griff in die Tasch' u. s. w.

Es donnert zum Kampfe — da zagen wir nicht,
Ob zu Meer, ob zu Lande, das fragen wir nicht;
Ob nah oder ferne, das messen wir nicht,
Und das Liebchen, das treue, vergessen wir nicht!
Chor: Ob nah oder ferne u. s. w.

Drum frisch ihr Kosaken, das Segel gespannt!
Die Flint' auf den Rücken, den Säbel zur Hand!
Und weine nicht, Mädchen, hell' auf deinen Blick:
Der Kosak muß davon, doch bald kehrt er zurück!
Chor: Und weine nicht, Mädchen u. s. w.

Kurdische Lieder.

1.

Frühlingslied.

Ueber Alles hoch und über Alles schön,
Und im Mund des Volkes vielgepriesen
Sind die grünen Flecke auf den Bergeshöh'n,
Sind die duftenden Nomadenwiesen!

Wo der Schnee die Berge nicht bekleidet,
Wo der Kurden schwarze Zelte stehn,
Wo der Hirt die fette Heerde weidet,
Kecke Bursche, schmucke Dirnen gehn —

Ueber Alles hoch und über Alles schön,
Und im Mund des Volkes vielgepriesen
Sind die grünen Flecke auf den Bergeshöh'n,
Sind die duftenden Nomadenwiesen!

2.

Schön ist das Mädchen das ich meine,
Das mich so hoch beseligt hat,
Von allen Dirnen gleicht ihr keine
Im Hochgebirg des Ararat!

O, daß ihr Gott das Glück vergelte,
Das mir ihr Mund gegeben hat!
Schwarz ist ihr Auge, wie die Zelte
Im Hochgebirg des Ararat!

Es gleicht ihr Gang dem jungen Rehe
Auf einsam stillem Waldespfad —
Die Brust dem frischgefall'nen Schneee
Im Hochgebirg des Ararat!

Der Busen fest wie Apfelsinen,
Der Mund ein rosig Wonnebad,
Süß wie der Honig von den Bienen
Im Hochgebirg des Ararat!

Dem Lockenhaar entsteigen Düfte,
Frisch wie der Duft vom Rosenblatt,
Beim Hauch der warmen Frühlingslüfte
Im Hochgebirg des Ararat!

O, keine andre Maid erkiese
Mein Herz und Mund an ihrer Statt —
Sie macht das Land zum Paradiese
Im Hochgebirg des Ararat!

3.

Klagelied.

Ich war auf's Feld hinausgegangen,
Da sah ich zwei schöne Mädchen wandern,
Es schwoll das Herz vor Lust mir.
Ich ging von Einer zu der Andern,
Ich konnte Keine von Beiden erlangen,
Da quoll schwarzes Blut in der Brust mir.

Es wollte keinem schönen Kind
Meine starke Liebe gefallen —
Die Köpfe zweier Kurden sind
Durch meine Hiebe gefallen.
Es war das Gras vom Thaue naß
Als sie getödtet wurden;
Die grünen Halme im Wiesengras
Vom Blute geröthet wurden.

Um zweier Schönen Augen willen
Hat sich mein Herz empört,
Um zweier Schönen Augen willen
Ist mir das Herz zerstört.
Ich bin alt geworden, schwach und alt,
Habe mein siebzigstes Jahr erreicht.
Vor Schwäche gebrochen ist meine Gestalt,
Vor Alter und Gram das Haar gebleicht.
Vor Gram sind meine Wangen erblichen,
In den Augen flimmert es roth mir —
Und Ruhe wie Schlaf ist von mir gewichen,
Vor den Augen flimmert der Tod mir!

4.

Trauerlieder.

I.

Mir gegenüber steht des Reiters Grab,
Noch gestern strotzt' er in der Jugend Prangen!
Mit seiner Lanze brach sein Leben ab.
Getroffen stürzt' er und gebrochen hin.
Jetzt ziehen schon die Würmer und Schlangen
Ueber die fleischentblößten Knochen hin . . . .

II.

Stieg der Frühling in die Lande nieder,
Flur und Hain mit frischem Grün zu färben,
Alles weckt' er froh zum Leben wieder,
Nur der Wittwe Sohn rief er zum Sterben.

Im Gebirge scholl ein Klaggestöhn,
Weint die Mutter den verlornen Sohn;
Ach, er war so schön, so jung und schön!
Und nun deckt das kalte Grab ihn schon!

Weithin schimmerte sein roth Gewand,
Wenn er, hoch die Lanze in der Hand,
Sich zu Rosse in den Bügel schwang,
Und den Schild gleich einem Flügel schwang.

Kommt das Roß gesattelt, kommt von fern,
Wiehert laut um den verlornen Herrn,
Scharrt den Boden auf mit wundem Huf,
Doch er hört nicht seines Rosses Ruf.

Weithin tönt der Klageweiber Schrei'n —
Nimmer weilt er in der Krieger Reih'n!
Würmer fressen seine Leiche schon,
Kalte Erde, kalter Grabesstein,
Deckt das Angesicht, das bleiche, schon!

Aus dem Morgenlande.

(1843 — 1845.)

O Thor, der du in fremden Ländern
Geglaubt dein Schicksal zu verändern:
Es bleibt dasselbe überall!
Der Sturm der in der Wogen Schwall
Des Schiffes jäh Verderben zeugte,
Den Mast zerschmettert trieb an's Land —
Er war's, der schon die Fichte beugte,
Da sie im heim'schen Grund noch stand;
Der Schmerz, den du hinausgetragen,
Weil du vermeint ihm zu entfliehn:
An deinem Herzen wird er nagen,
Wird dich verderbend mit dir ziehn.
Geh mit dir selbst streng in's Gericht,
Und wenn dir's nicht gelingt von Innen
Das Glück, die Ruhe zu gewinnen:
Von Außen kommt das Glück dir nicht!

Ein Blick vom Kreml.

Zum höchsten Thurm stieg ich hinauf
Des Kreml, in der Mosquastadt,
Die manchen Thurm mit goldnem Knauf,
Viel Tempel und Paläste hat.
Ich stieg hinauf wo vielbethürmt
Sich rings die weiße Mauer zog,
Dran mancher Held schon angestürmt,
Schon manches Haupt vom Rumpfe flog.

Und als ich auf Palast und Dom
Hinab sah von dem hohen Thurm,
Krümmt' unten sich der Mosquastrom
Zu meinen Füßen wie ein Wurm;
Und wie ein Wurm in meinem Geist
Nagt das Gedächtniß alter Zeit,
Und vor mir schwebt und mich umkreist
Manch Nachtbild der Vergangenheit.

Die Glocke schlägt vom hohen Thurm,
Daß Alles ringsum bebt und dröhnt,
Als ob von altem Kriegessturm
Ein Nachhall aus dem Erze tönt' —
Als ob der Thurm mit Glockenmund
In feierlichem Donnerlaut
Erzählt', was ihm von Alters kund,
Der Stadt auf die er niederschaut.

Nicht, was die Zaren einst gethan
In machtvollkommnem Blutgelüst' —
Nicht, wie sie dem Mongolenchan
Feig des Gewandes Saum geküßt —
Vor mir ersteht ein andrer Held
Aus blutgetränktem Schlachtgefild —
Der Mächtige, der die ganze Welt
Erschütterte mit Schwert und Schild.

Wie eine Sonne sah man ihn
Einst aus dem Meere auferstehn,
Wie eine Sonne sah man ihn
Im Meere wieder untergehn.
Sein Haupt umschlang ein Strahlenkranz,
Doch streng und kalt war sein Gesicht —
Er hatte all der Sonne Glanz:
Nur ihre Wärme hatt' er nicht!

Hier auf demselben Thurme stand
Auch Er gedankenvoll allein,
Und sah hinab auf Stadt und Land,
Und Alles, was er sah, war sein.
Noch schwillt sein Herz vor Uebermuth,
Noch ist er großer Dinge voll:
Da züngelt schon die rothe Glut
Des Brands, der ihn verderben soll.

Er sieht's nicht, schließt sein Auge zu —
Und das Gericht nimmt seinen Lauf.
Als Herr der Welt ging er zur Ruh,
Als armer Flüchtling wacht' er auf.
Wild prasselt's rings im Flammenschein,
Der Kreml ist kein gastlich Haus:

Schon Manchen ließ er glorreich ein,
Und stieß ihn elend wieder aus.

Wo blieb des Weltbeherrschers Macht?
Wo blieb er selbst, der stolze Held?
Der Sieger in so mancher Schlacht
Eilt jetzt in wilder Flucht durch's Feld —
Und die im Unglück wie im Glück
Voll Treue folgten seiner Spur:
Jetzt elend ließ er sie zurück,
Bedacht auf eigne Rettung nur.

Des großen Kaisers Ruhm ward stumm,
Die Herrlichkeit schwand wie ein Traum;
Ein Windhauch blies sein Weltreich um,
In Rußland ist für Todte Raum.
Da lagen Völker hingestreckt
In einem einzigen Grab von Schnee;
Jede verstummte Lippe weckt
In ferner Heimat jammernd Weh.

Um Frankreichs Söhne klag' ich nicht —
Sie theilten Ehre und Gewinn
Des Kaisers, wie sein Strafgericht —
Sie haben ihren Lohn dahin.
Doch daß auch soviel deutsches Blut
Hier ward zum Opfer dargebracht
Des fremden Kriegsherrn Uebermuth:
Das ist es, was mich traurig macht.

Deutschland, mein Heimatland! du warst
Dem eignen Volk kein gastlich Haus;
Der Besten viel die du gebarst,
Stießest du herzlos von dir aus!

Sie dienten fremdem Herrscherthum
Und folgten Feindesfahnen nach;
Ihr Ruhm vermehrte fremden Ruhm;
Doch ihre Schmach ward deine Schmach!

Die Glocke schlägt vom hohen Thurm,
Daß Alles ringsum bebt und dröhnt,
Als ob von altem Kriegessturm
Ein Nachhall aus dem Erze tönt', —
Ein Ton, der tief in's Herz mir scholl,
Daß es mich nicht mehr oben litt —
Ich stieg hinab gedankenvoll,
Und lenkte heimwärts meinen Schritt.

Steppenbrand.

Endlos wie das ewige Meer,
Nur vom Himmel trüb umzogen,
Liegt die Steppe, — flüsternd wogen
Grüne Wellen hin und her,
Schon verdorrt vom Sonnenbrande,
Halme die kein Schnitter mäht,
Und, so weit das Auge späh't,
Wüst und öde ist's im Lande.
Müde von dem langen Ritte,
Hemmt' ich meines Rosses Schritte,
Kehrte meinen Blick nach innen,
Und versank in tiefes Sinnen.
Ich gedachte früherer Zeiten,

Wo durch diese öden Weiten
Wohlbewehrt mit Pfeil und Bogen
Wilde Reiterschwärme zogen,
Deren Held im Steppenzelt
Herrscher war der halben Welt.
Fürsten hielten ihm die Bügel,
Schrecken herrschte wo er naht',
Der, wie niedre Maulwurfshügel,
Mächtige Reiche niedertrat, —
Seine roß-beschwingten Krieger
Mordend in die Völker hetzte, —
Seinen Fuß, ein stolzer Sieger,
Auf der Könige Nacken setzte.
Also ließ ich alter Zeiten
Bilder bunt vorübergleiten
Meinem Blick, und auferweckte
Todte Völker .... plötzlich schreckte
Fernes, donnerlautes Toben
Mich empor — ich sah nach oben:
Langsam und gewitterschwer
Wogte schwarz Gewölk einher.
Wieder hört' ich Donner rollen
Lang, mit kurzem Unterbrechen,
Wie wenn mächtige Eisesschollen
In den Strömen krachend brechen.
Fromm bekreuzten die Kosaken
Sich bei Donnerschlag und Blitz,
Spähten mit gebognem Nacken
Scheu umher vom Sattelsitz.
Immer schwärzer überzogen
Ward es ringsum, schwüler, trüber,
Dichte Schwärme Vögel flogen
Tiefen Flugs an uns vorüber.

Wie so vorwärts, seitwärts immer
Spähend meine Blicke schweifen,
Seh ich fern in hellem Schimmer
Einen breiten, rothen Streifen —
Keinen jäh vom Blitz erzeugten,
Der schnell kommt und schnell verschwindet,
Auch von keinem Wetterleuchten:
Denn stets heller, breiter windet
Sich der Streifen um das Land.
Ein Kosak wirft sich vom Pferde,
Drückt sein lauschend Ohr zur Erde,
Springt dann auf, mit Angstgeberde
Starr dem Streifen zugewandt:
»Himmel! hilf, ein Steppenbrand!«
Hat der Blitz in's Kraut geschlagen?
Ward die Steppe angesteckt?
Keiner weiß es, und das Fragen
Ist umsonst — doch aufgeschreckt
Tragen uns die zähen Pferde
Flüchtigen Laufes, langgestreckt,
Daß der Hufschlag auf der Erde
Kaum vernehmbar bei dem Reiten.
Und durch ungemessne Weiten
Fliegen wir mit Windesschnelle,
Spähend oft das Auge wendend
Nach der grausigen Flammenhelle . . .
Schwarzen Rauch nach oben sendend
Wälzen sich die wilden Gluten,
Wie empörte Meeresfluten,
Unter mächtigem Prasseln, Zischen,
Immer näher, und dazwischen
Schallen fernher Jammertöne,
Schrill, wie Sterbender Gestöhne.

Sieh dort: flüchtige Dromedare
Die der Karawan' entrannten,
Alle andern schon verbrannten;
Und uns sträuben sich die Haare
Vor Entsetzen — um uns wehen
Wolken Rauches — kaum noch sehen
Wir im immer schwärzern Qualme
Unter uns die Steppenhalme.
Schakalschwärme wimmern, heulen,
Fliehend vor den Flammensäulen
Die mit Riesensprüngen nahn —
Tod, Verzweiflung allerorten,
Und es glüht, als ob die Pforten
Sich der Hölle aufgethan.
Thier' und Menschen sind verloren;
Nirgends Hülfe. Wir befehlen
Gott im Himmel unsre Seelen,
Drücken krampfhaft noch die Sporen
In der Pferde blutige Weichen,
Daß sie wie die Windsbraut streichen
Durch die Steppe vor den Flammen.
Plötzlich bricht mein Pferd zusammen —
Um uns rauscht's — wir sind gerettet!
In des Kuban Strom gebettet.
Und kaum haben wir die Flut
Ueberschwommen, und ein Kurzes
Von dem Sturmritt ausgeruht,
Als es ungethümen Sturzes
Strömend aus den Wolken bricht,
Daß man vor dem Regen nicht
Mehr die Glut am Horizonte
Noch die Steppe sehen konnte.
Bald erloschen war das Feuer,

Das, ein lechzend Ungeheuer,
Mit Millionen Flammenzungen,
Was die Steppe trug, verschlungen,
Bis es selber lag getödtet.
Wieder lichtet sich der Himmel;
Aus dem schwarzen Rauchgewimmel
Stiegen Wolken auf, geröthet
Von der Abendsonne Glut.
Lange hatt' ich ausgeruht,
Sinnend rings mein Auge weidend;
Und ich dachte, da wir scheidend
Fürbaß unsres Weges zogen:
Jene wilden Kriegerheere,
Die einst dieses Land durchflogen
Zahllos wie der Sand am Meere, —
Was von ihnen ist geblieben?
Staub, vom Sturm umhergetrieben
Und verweht durch alle Lande.
All ihr Thun glich diesem Brande!
Trüb wie Rauch blieb nur die Sage
Von dem Glanz der alten Tage.

Windeswehn vom Kaukasus.

Schaurig weht der Wind vom Gebirge her,
Weht in klagenden Tönen —
Bald wie Wellengemurmel auf wildem Meer,
Bald wie Leidender Stöhnen —
Bald wie Kindeswimmern durchschrillt es die Luft,
Bald wie Schakalgeheul in der Felsenkluft —
Bald, daß es dem Muthigsten bangt und graut,
Dröhnt's jammernd über der Erde Veste,
Als ob die Menschheit ihren Schmerz auspreßte
In einem einzigen Klagelaut . . .
Was bedeuten die klagenden Töne?
Sind sie ein Nachhall aus alter Zeit,
Wo der »Gottesgeißel« Söhne
Die Völker der Steppe dem Tode geweiht?
Wie Heuschrecken durch die Lande schwärmten,
Sich am Feuer lodernder Städte wärmten,
An den Tafeln erschlagener Könige saßen,
Aus Feindesschädeln tranken und aßen,
Mauern aus Menschenknochen thürmten,
Alles Herrliche niederstürmten,
Unheil brachten allen Landen,
Und dann — wie sie gekommen, verschwanden.

Der Terek.

Wie ein großer Gedanke sich losreißt aus
Dem Haupte eines Genius,
Also springt aus des Kasbek steinernem Haus
Der brausende Terekfluß;
Reißt sich in sprudelnder Lust
Von der nährenden Bergesbrust;
Rauscht mit hellem Geplätscher
Ueber die eisigen Gletscher —
Und die Steine und Felsen, die seinen Wellen
Sich, trotzig hemmend, entgegenstellen,
Lachend überspringt er sie,
Oder stark zwingt er sie
Mit sich hinunter in's blühende Thal.
Was ihm widersteht, wird zerstoben,
Denn seine Gewalt kommt von Oben!
Die Geis, die wie er vom Felsen springt,
Sich labend aus seiner Welle trinkt;
Der Wandrer der lechzend am Berghang ruht,
Erquickt sich an seiner kühlen Flut.
Schwankende Büsche, uralte Bäume,
Baden die Wurzeln im frischen Geschäume.
Es freun sich die duftigen Blumen, die bunten,
Ob der lauten, tanzenden Wellen tiefunten;
Und es lockt der stürmische Bergessohn,
Durch Klagen, Murmeln und Schmeichelton,
Manch widerstrebend Blümelein
Zu sich in's Flutenbett herein....

Und nach Unten gewandt
Durchzieht er das Land
— Ein König im blitzenden Wellengeschmeide —
Den Fluren zum Segen, den Menschen zur Freude.
Und nichts hält seinen Lauf,
Den stürmischen, auf.
Ohne Rast, ohne Ruh
Eilt er dem Meere zu —
Und das Meer, unter wildem Jubelgebraus,
Nimmt ihn auf in seinem weiten Haus.

Doch wie er im Meer
Seine Wohnung genommen,
Weiß man nicht mehr,
Von wo er gekommen;
Man erkennt ihn nicht wieder
Aus der Zahl seiner Brüder,
Die, wie er, aus der Ferne herbeigeschwommen.
Sein Name entschwebt,
— Ein leerer Schall —
Er selbst aber lebt,
Ein Theil im All.

Georgia.

„Georgia, du schönes Land!“
So hört' ich einst ein klagend Lied beginnen —
Es steht ein Greis auf seines Hauses Zinnen,
Derweil vom Auge bittre Thränen rinnen,
Singt er gewaltig durch die helle Nacht:

»Georgia, du schönes Land!
Du Vaterland der Schönheit und der Reben,
Von Bergesmauern ist dein Reich umgeben,
Die dich vertheidigend stolz die Häupter heben —
Sie schützen dich — wenn du sie schützen willst.«

»Georgia, du schönes Land!
Aus alten Zeiten sind Erinnerungen
Von deinem Ruhm durch alle Welt gedrungen,
Von großen Sängern ward dein Lob gesungen:
Und du verläugnest all die Herrlichkeit!«

»Georgia, du schönes Land!
Weh! deine Söhne sind zu Sklaven worden,
Durch deine Straßen ziehen Räuberhorden,
Feig unterwarfst du dich dem Zar vom Norden —
Wo blieb, mein Volk, dein Stolz und deine Macht!«

»Georgia, du schönes Land!
Sieh, hoch von deinen grünen Bergen ragen
Graue Ruinen, die noch Zeugniß tragen
Wie's war in jenen alten, schönen Tagen,
Den Tagen deiner Mannheit, deiner Kraft!«

»Georgia, du schönes Land!
Noch hell durch deine grünen Auen schwellen
Des heiligen Kyros sagenreiche Wellen,
Doch oft schon färbten sie die Raubgesellen
Des Nordens roth mit deiner Kinder Blut...«

»Georgia, du schönes Land!
Ward deinem Volk sein hoher Wuchs zu eigen,
Den stolzen Leib in Knechtesjoch zu beugen,
In Sklaverei vor Sklaven sich zu neigen?
O, Schmach dem Volk, das kampflos untergeht!«

»Georgia, du schönes Land!
Was herrlich in der Welt, ward dir verliehen:
In üppiger Fülle deine Gärten blühen,
In wilder Schöne deine Berge ziehen,
Kein Land zeugt Weiber deinen Weibern gleich!«

»Georgia, du schönes Land!
Und schuf der Herr die Schönheit deiner Weiber,
Ihr glühend Aug', die lockend schlanken Leiber,
Der frechen Lust zu fröhnen deiner Räuber?
Und du kannst Zeuge ihrer Schande sein!«

»Georgia, du schönes Land!
Gab dir der Herr den Feuertrank des Weines,
Dich einzuschläfern in den Ketten deines
Dir aufgedrungnen Zwingherrn? — O, des Scheines
Der Sonne, die dir strahlt, bist du nicht werth!«

»Georgia, du schönes Land!«
Dacht' ich: man braucht den Namen nur zu ändern,
So gilt das Klagelied noch stolzern Ländern,
Getroffen von denselben Wehesendern,
Die Ost und West mit gleicher List umziehn...

Kiny.

Wo ruht die Nacht so warm und licht,
Wie auf Georgia's Hügelland?
Und wo, so schön von Angesicht
Blühn Mädchen, wie am Kyrosstrand?

Uralt verwachsnen Buschwald durch,
Krumm über Hügel schleicht mein Pfad
Vom Fuß der grauen Felsenburg
Zum Ufer, wo mein Mädchen naht.

Die weiße Tschadra*) windbewegt
Um ihre schlanken Glieder fliegt,
Leicht, wie das Schifflein das sie trägt,
Des Kyros weißer Schaum umschmiegt.

Sie sieht mich . . . Grüß dich, Herzenskind!
Ein Handkuß sagt: Ich danke dir! —
Mit ihren Locken spielt der Wind,
Ihr dunkles Auge ruht auf mir.

Bei meinem Kuß, in heller Glut
Aus ihren dunklen Augen bricht's,
Wie aus der dunklen Kyrosflut
Zur Nacht, beim Kuß des Mondenlichts!

Sie kommt, sie kommt! Es tanzt der Kahn
Im Takt der Ruder uferwärts,
An's Ufer springt die Welle an,
Und meine Liebe an mein Herz. —

---

*) Tschadra — ein feiner, blendendweißer, den ganzen Körper verhüllender Ueberwurf.

Ein Sommertag in Eriwan.

Heiß liegt die Sonne auf Eriwan —
Die Vögel senken ihr matt Gefieder,
Die Bäume die dürren Blätter nieder;
Verdorrt liegt Feld und Wiesenplan,
Und das hat die schöne Sonne gethan!

Schwer scheint der Gang der jungen Maid,
Die sonst so leicht durch die Straßen hüpft,
Und Alles liegt todt — nur von Zeit zu Zeit
Eine Schlange glitzernd durch's Gras hinschlüpft.
Der Armenier unterm Platanenbaum
Wirft ab sein weites Tuchgewand,
Der erlosch'ne Kalljan entsinkt seiner Hand,
Er gähnt — ihn drückt's wie ein schwerer Traum.
Verderbend liegt's auf Eriwan,
Und das hat die schöne Sonne gethan!
Die Sonne, der leuchtende Tagesstern,
Und ist doch der schmachtenden Erde so fern! —
Derweilen oben auf Bergen grün
In duftiger Frische die Bäume blühn,
Und die Heerde graſ't am fetten Hang,
Und die Blumen lauschen der Vögel Gesang,
Aus den Felsen plätschernd die Quelle springt,
Und alles freut sich und blüht und singt! —

* * *

Also auch du, schöne Sonne du,
Du meiner Liebe leuchtender Stern!
Drückst mir verderbend die Augen zu,
Versengst mich, verdorrst mich, seit ich dir fern;
Und lachtest mir einst so belebend und klar,
Als ich dir, meinem Glücke, noch nahe war —
Ich schaute dein leuchtendes Angesicht,
Doch die Glutenstrahlen versengten mich nicht!

Armenisches Grablied.

Zu deinem Grabe bin ich gegangen,
Mein Auge wandt' ich dem Grabsteine zu —
O, daß es sich aufthue, mich zu empfangen
An deiner Seite, zur ewigen Ruh',

Daß ich mein welkendes Haupt der Erde
Hingebe, und meine Seele dir!
Daß ich verwese, zu Asche werde,
Um Ruhe zu finden, Ruhe bei dir!

Geh' ich in's Haus, da seh' ich die Wände,
Tret' ich hinaus — die Berge stehn —
Glühend fiebert's durch Kopf und Hände,
Kalt aber fühl' ich's mein Herz durchwehn.

Erloschen ist meiner Augen Feuer,
Der Tag meines Lebens verdunkelt mir —
Was glaubtest du mir auf Erden noch theuer,
Daß du mich hierließest — nicht mitnahmst zu dir?

Ein Schatten schwank' ich umher — zerschlagen
Ist meine Kraft und der männliche Muth;
Mir blieb nur die Stimme, mein Unglück zu klagen,
Und das Auge zu bitterer Thränenflut.

Laß mich, o laß mich der Erde entfliehen!
Es schlottert mein Knie, meine Wange ist bleich;
Wohin auch die dunklen Gewalten mich ziehen:
Ich finde dich wieder im Schattenreich!

Dir Weihrauch und Licht hab' ich angezündet,
Sieh betend auf deinem Grabe mich knien —
O, könnte dem Dampf gleich, der wirbelnd entschwindet,
Auch meine Seele nach oben ziehn!

Was hab' ich noch Augen, mein Unglück zu sehen,
Was eine Stimme, die jammernd dich ruft!
Kannst du doch nimmer meine Klagen verstehen,
Hörst nicht den Laut in der schaurigen Gruft!

Schamyl in den Wäldern von Itschkeri.

(1837.)

Zum Kampfe gerüstet die Schaaren stehn,
Die Banner des Halbmonds und Adlers wehn.
In Itschkeri's Wäldern, auf freiem Plan,
Zu Schamyl sprengt der Feldherr der Russen heran:

»Ich grüß' dich, Schamyl, du furchtloser Held!
Du Herrscher des Landes und Führer im Feld,
Du Leitstern der Völker des Kaukasus:
Der Russenzar sendet dir Botschaft und Gruß!
Genug ist's der Kämpfe in Daghestan,
Sei des mächtigen Zaren Unterthan,
Und du sollst zum Lehn alle Lande empfahn
Der Heldenstämme von Lesghistan!«
Da runzelt Schamyl sein stolzes Gesicht:
— Was mein ist, brauch' ich als Lehen nicht! —
»Beug, tapfrer Imam, deinen stolzen Muth!
Was der mächtige Zar dir aus Gnade thut,
Wird sonst dir entrissen mit Feuer und Blut:
Siehe, zahllos wie der Sand am Meer
Ist das unübersehbare Russenheer,
Und der Name des Zaren ein Schrecken auf Erden!«

— Und sei wie der Sand die Zahl eures Heers:
Meine Krieger sind wie die Wellen des Meers,
Die den stiebenden Sand hinwegspülen werden! —

»Greift rächend mein Heerbann zu Schwert und Gewehr:
Weh, weh dir, Schamyl, dann, und weh deinem Heer!
Wenn sich dunkel die Banner des Adlers entrollen,
Wenn die Donner aus hundert Geschützen grollen:
Was den Kugeln entfleucht und den Schwertern im Kampf,
Sinkt heulend zermalmt unter Rossegestampf!«

— Daß Gott dir die Zunge im Munde verdorrt!
O schweig, stolzer Prahler, Fluch treffe dein Wort!
Deiner eignen Söldlinge grimmes Geschick
Weissagt mir dein unglückverheißender Blick.
Und flattert der Adler auch stolz und hoch:

Der leuchtende Halbmond glänzt höher noch!
Sieh meine gepanzerten Schaaren stehn:
Den schlanken Kabarder, den stolzen Tschetschén,
Noch nie hat ein Feind ihren Rücken gesehn!
Wie sie halten zu Rosse so stattlich und kühn,
Wie die dunkelen Augen vor Kampflust glühn —
Mehr zählt solch Ein Held aus kaukasischem Blut,
Als hundert von eurer geknechteten Brut!

»Ein Wort noch, Schamyl, von Dem, der mich gesandt:
Sieh, es hält eine Kugel und Salz meine Hand —
Das Salz deutet Frieden, doch Feindschaft das Blei,
Wähl Eines, so ist meine Botschaft vorbei.
Doch vernimm, eh' du wählest: das bleierne Loos
Birgt Weh und Verderben im dunkelen Schoß —
Dein Sohn weilt gefangen in meinem Gezelt,
Schon sind, ihn zu tödten, die Henker bestellt,
Und wählst du die Kugel, so fällt sein Haupt,
Und dem Sohn hat der Vater das Leben geraubt.« ...

Da zuckt's wie ein Blitz durch die Brust des Imam,
Als er schaudernd das furchtbare Wort vernahm —
Es durchrieselt ihn kalt, seine Wange erbleicht,
Wild ballt sich die Hand, und das Auge wird feucht.
Doch bald faßt er sich wieder, der Kampf ist vollbracht,
Seine Hand greift das Blei:
— Nun, wohlan denn, zur Schlacht!
Und fällt auch mein Sohn unter Henkershand:
Mein Blut ist mir theuer, doch theurer mein Land!
Mein Herz ist gewappnet für Unglück und Wehe,
Allah ist groß, Sein Wille geschehe! —

Tscherkessische Todtenklage.

Es trauern die Männer von Dshighi,
Gesang tönt und klagendes Spiel —
Denn der schönste des Volks der Adighi:
Pschugúi, der furchtlose, fiel!
Er war noch an Jahren ein Knabe,
Doch glich ihm kein Mann im Gefecht —
Jetzt liegt er schon modernd im Grabe,
Der Letzte aus seinem Geschlecht!

Pschugúi, der Held, ist gefallen!
Sein Blut färbt die Erde nun roth —
Er hörte den Schlachtruf erschallen,
Und eilte zum Kampf und — zum Tod!
Kühn brach er durch Dampf und Geschosse,
Durch Lanzen und Schwerter sich Bahn,
Und sprengte auf wiehernden Rosse
Zum Häuptling der Moskow heran.

Sein Schlachtkleid von blutrothem Sammte
Flammt' hell in der Sonne Gestrahl,
Doch heller und furchtbarer flammte
Sein Aug' und sein blutiger Stahl!
Getroffen vom Feindesgeschosse
Sein Rappe todt unter ihm bricht —
Er wechselte dreimal die Rosse,
Doch sein tapferes Herz wechselt' nicht!

Es sank von der Wucht seiner Streiche
Manch rüstiger Kämpfer der Schlacht!
Jetzt liegt er da selber als Leiche,
Und Wehgeschrei dröhnt durch die Nacht.
Man weint um den glühenden Hasser
Von Moskow's geknechteter Brut —
Doch die Thränen der Freunde sind Wasser,
Und die Thränen der Schwester sind Blut!

Den Nacken der Schwester umwallte
Das dunkle Haar üppig und kraus —
Als die Kunde des Todes erschallte,
Da riß sie ihr Haar weinend aus.
Doch die Mutter hebt tröstend die Rechte:
Dank Allah! so hat er's gesucht!
Mein Sohn fiel, ein Held im Gefechte,
Und nicht wie ein Dieb auf der Flucht!

Der Sänger greift trüb in die Saiten,
Die Menge horcht schauernd und bang,
Und die Thränen der Weiber begleiten
Den jammernden Trauergesang.
Es trauern die Männer von Dshighi,
Gesang tönt und klagendes Spiel:
Denn der Schönste des Volks der Adighi,
Pschugúi, der furchtlose, fiel!

Muhammed.

Verödet liegt das sonnige Perserland!
Was schön, was groß, was ruhmvoll war, verschwand
Nur Trümmer zeugen, kümmerliche Reste,
Vom Glanz der alten Tempel und Paläste.
Verwahrlost ist das Volk, versumpft in Rohheit;
Nichts mehr ist schön im Land, als die Natur,
Und aus der Parsen heiligen Sagen nur
Strahlt noch ein Abglanz alter geistiger Hoheit! . .
So klagt' ich einst — da sprach Mirza-Schaffy:

»Die Kunst, die Pracht, den Glanz aus jenen Tagen
Hat des Propheten Glaubensschwert zerschlagen!
Wo sich die Menschen starrer Satzung beugen
Da welkt die Kunst, verdorrt die Poesie,
Und mit ihr stirbt des Geistes Leben hin,
Denn nur Lebendiges kann Leben zeugen,
Und mit der Schönheit flieht der Schönheitssinn!«

Ich sprach: Die Flamme, die dem Wüstensande
Entstieg, hat sie nicht glorreich durch die Lande
Geleuchtet, und zu starker That entzündet,
Wo der Prophet sein Glaubenswort verkündet?

Er sprach: »Nicht der Zerstörer ist mein Mann,
Groß ist nur Der, der Großes schaffen kann!
Verhaßt ist mir das Glaubensungeheuer,
Verhaßt auch sein zerstörend Glaubensfeuer!

Das ist die Flamme nicht, die den Altären
Iran's entsprang, zu schaffen und zu nähren.
Ein Kind der Nacht ward Muhammed geboren,
Umnachtete die Weisen wie die Thoren.
Dieselbe Unglücksnacht, die ihn gebar,
Zertrümmerte der Parsen Lichtaltar.
Es hat der erste Fußtritt des Propheten
Der heiligen Flammen letzte ausgetreten!
Die Glut erlosch — und mit den heil'gen Flammen
Brach Iran's Macht und Herrlichkeit zusammen!«

Ich sprach: Es hat doch manche reiche Hand
Sich später aufgethan im Perserland!
Und manche helle Dichterflamme noch
Ist aufgesprungen trotz dem Glaubensjoch:
Wer möchte gerne sich von Sadi trennen?
Wer ohne Ehrfurcht kann Firdusi nennen?
Wer nicht in Liebe für Hafis entbrennen?

Er sprach: »Gewaltig sind sie alle drei,
Im Leben wie im Liede groß und frei,
Doch hat der Glaube nichts zu thun dabei.
Der Geist ist, der durch Sadi's Werke geht,
Ein Geist der Liebe und kein Mordprophet!
Firdusi war von Iran's Glut durchdrungen,
Bevor er uns sein hohes Lied gesungen,
Das Hohelied, das Wundertönige:
Die Parsenmär im Buch der Könige!

»Und erst zum großen Dichter ward Hafis,
Als er die Zwingburg der Moschee verließ,
Mit ganzer Kraft an ihren Säulen rüttelte,
Den Glaubensstaub von seinen Füßen schüttelte.

»Nicht aus dem Koran sog er Kraft und Nahrung
Zu seinem gottbegeisterten Gesange:
Die ganze Welt ward ihm zur Offenbarung
Seit er gefolgt dem eignen Herzensdrange.
In schönen Menschenaugen, gutem Weine,
Im Sonnenstrahl, im Klang der Waldeslieder,
Im Duft der Rosen in Mosella's Haine,
In jeder Blume, jeder frischen Seele
Fand er die heiligen Flammen Iran's wieder,
Und hauchte sie in ewige Ghasele . . .«

Ich sprach: Dein Lob ist süß, Dein Tadel bitter!
Dem Dichter ziemt's, daß er den Dichter preise,
Doch, kann nicht auch ein starker Glaubensritter
Des Ruhmes würdig sein in seiner Weise?

Er sprach: »Mir fehlt's an Ohren und an Augen
Für Leute die aus Blut die Größe saugen;
Mit Abscheu mich von solchen Helden wend' ich.
Ich hasse diesen rothen Heilgenschimmer,
Und wurzelt er im Glauben — desto schlimmer!
Das Wort der Araber war sehr verständig
Da sie gesagt: »Der ist kein ächter Dichter,
In dem ein kleiner Teufel nicht lebendig.«
Wer an der Schönheit sündiget, den sticht er,
Gleichwie die Dornen an den Rosen stechen,
Will eine ungeweihte Hand sie brechen.
Und wer hat an der Schönheit mehr gesündigt,
Als der im Blute uns sein Wort verkündigt?
Denk ich ob solcher Glaubensthaten nach,
So wird in mir ein großer Teufel wach,
Und die da tödten für die Wege Gottes
Sind mir ein Ziel des Zornes, Hasses, Spottes . . .«

Ich sprach: Mirza-Schaffy! Du redest weise,
Du zeigst das Heldenthum in seiner Blöße,
Doch schwer ist mir's, schnell aus dem alten Kreise
Der Ruhmesbilder und der Glaubensgröße,
Aus all dem Glanzwahn mich herauszuwinden,
Auf neuen Wegen mich zurechtzufinden.
Ich dachte stets, ein so gewaltiger Held
Wie Muhammed, der einst die ganze Welt
Mit seinem Schwert und Worte aufgeschreckt,
Deß Schwert bezwang und dessen Wort verführte
Wo immer er sein Banner aufgesteckt,
Daß dem ein gutes Theil von Ruhm gebührte!

Und wiederum Mirza-Schaffy begann:
»O laß dich nicht von falschem Wahn bethören!
Horch auf und merk dies Wort, mein Sohn: leicht kann
Ein Thor der höchsten Weisheit Werk zerstören.
Zum Schaffen nur bedarf es großer Stärke,
Nicht zum Zerstören! Sieh, die größten Werke,
Die frühere Geschlechter zu errichten
Gewußt, die manch Jahrhundert überdauert:
Die Laune eines Kinds kann sie vernichten
In einem einzigen, windigen Augenblick,
Daß jedes kommende Geschlecht noch trauert
Ob der Zerstörung wüstem Mißgeschick!

»Sieh auf die Trümmer von Persepolis:
Dort stand ein Bau, ein Wunderbau der Welt,
Von hohen Meistern kunstvoll hingestellt,
Schien er der Ewigkeit zu trotzen — bis
Frech einer Dirne Hand ihn niederriß.

»Man zündet an, die Pfeiler stehn in Flammen.
Und mit den Pfeilern bricht das Haus zusammen.

»Gar leicht entzündet sich ein Feuerbrand,
— Wie in der Menschen Geist, so in den Gassen —
Ihn zu erzeugen braucht man nicht Verstand,
— Wie in den Häusern, so im Geist der Massen —,
Denn gleich verderblich wird die Flamme lodern,
Und ohne Schonung ihre Opfer fodern,
Ob eine starke, eine schwache Hand
Die Glut geschürt zu dem Verheerungsbrand.

»Der Islam ist im Blute groß geworden,
Und nur durch Blut kann er sein Dasein fristen.
Gebrochen ist die Kraft der Glaubenshorden
Jetzt überall, wo sie in Frieden nisten.«

Er schwieg. Ich merkte eifrig was er sprach,
Und dachte lange ob der Worte nach.
Ein Gleiches thun vielleicht auch andre Christen.

Der Gesang der Winde.

Geschrieben auf dem Schwarzen Meere 1845.

Wir wissen nicht, wer
Uns gezeugt und gesandt,
Irren trostlos umher
Ueber Meer und Land!
Wir haben kein Obdach,
Wir haben kein Haus —
Wohin wir uns wenden
Stößt man uns aus —
Wir wandeln gestaltlos
Himmelauf, Erdenab,
Und finden nicht Ruhe
Und finden kein Grab.

Gieb uns deine Gestalt, Mensch!
Gieb uns deine Geberde,
Daß wir leben und sterben
Wie du auf der Erde!
Wir müssen ewig wehen,
Bringen Tod und Verderben;
Wir müssen sterben sehen,
Und können selbst nicht sterben!

Wir wandeln unsichtbar
Durch endlose Räume,
Vor uns fliehen die Wolken,
Vor uns zittern die Bäume.
Kein Auge sieht uns,
Und Alles doch flieht uns.
Wir klagen und flehen
Um Obdach und Haus,
Doch Himmel und Erde
Stoßen uns aus . . .

Uns liebt nur das Meer,
Und wir lieben es wieder —
Doch es kann nicht zu uns her,
Und wir nicht zu ihm nieder,
Um dauernd zu weilen —
Da wird zu Heulen
Wohl oft unsre Stimme,
Und das Weh wird zum Grimme!
Und wir zischen und brausen,
Und Schrecken und Grausen
Folgt auf jedem Schritt uns —
Und wir ziehen mit uns
Die Donner und Blitze
Sammt wolkigem Sitze,
Und wachsen und schwellen
Zu drohenden Stürmen —
So ziehn wir zum Meer;
Das hebt seine Wellen,
Die bäumen und thürmen
Sich aufwärts, gleich Bergen,
Und greifen und nahn
Mit den Armen, den nassen,

Und wir stürmen heran
Und wollen es fassen
Mit starken Gewalten —
Doch müssen wir's lassen,
Und können's nicht halten . . .
Da gellen die Wellen
In ohnmächtigem Grimme,
Da heulen die Donner
Mit furchtbarer Stimme,
Aus den Augen der Wolken
Flammt's in zorniger Glut,
Und wir toben und stöhnen
In trostloser Wuth.
Und es heult und zischt,
Und dröhnt und zittert,
Daß es ringsum die Vesten
Der Erde erschüttert.
Und Weh' dann den Menschen,
Die beim Meere zu Gast!
Es verschlingt ihre Schiffe
Mit Segel und Mast,
Und begräbt sie in grimmiger Todeslust
In seiner klaffenden Wellenbrust!
Aber wir müssen ewig wehen,
Bringen Tod und Verderben,
Müssen sterben sehen,
Und können selbst nicht sterben . . .

Die Rose von Tiflis.

* * *

Gern schau ich in's dunkle Auge dir,
Mit den langen, seidnen Wimpern drauf —
Aus solchen Auges Nacht ging mir
Einst hell der Tag der Liebe auf.

Todt ist sie lange, kalt und todt —
Gebrochen ist der Zauberring,
Drin glühend mir das Morgenroth
Des Herzens auf- und unterging.

Doch du bist blühend, frisch und jung,
Kennst noch den Gram des Lebens nicht —
Und jungen Glücks Erinnerung
Lacht mir aus deinem Angesicht.

Drum schau ich so gern in's Auge dir,
Mit den langen seidnen Wimpern drauf:
Aus solchen Auges Nacht ging mir
Einst hell der Tag der Liebe auf.

Zürne nicht!

Anmuth gürtet deine Lenden,
Schönheit blüht um deine Glieder;
Schultern, die vor Weiße blenden,
Ziehen dunkle Locken nieder.
Wenn in deine Zauberkreise
  Mächtig mich dein Auge zieht:
Zürne nicht, daß ich dich preise,
  Hochbeseligte! im Lied.

Wenn der junge Frühling wieder
Kommt im blumigen Gewande,
Läßt er auch durch frohe Lieder
Laut verkünden durch die Lande,
Daß von Winters Schnee und Eise
  Drangvoll sich die Erde schied —
Zu des Frühlings Ruhm und Preise
  Singt die Nachtigall ihr Lied!

Mit den Füßchen, den behenden,
Bist du mir in's Herz gesprungen,
Hast mit deinen zarten Händen
Meine ganze Kraft bezwungen,
Daß ich gerne die Geleise
  Kalter Bücherweisheit mied:
Zürne nicht, wenn ich dich preise,
  Hochbeseligte! im Lied.

Mir das Lieblichste erwähl' ich
Anzubeten und zu loben,
Wer hier strauchelt, der wird selig,
Wer hier fällt, der wird erhoben;
Der ist nicht der rechte Weise
  Der nicht vor der Schönheit kniet —
Zürne nicht, wenn ich dich preise,
  Hochbeseligte! im Lied.

Ein Morgen in Tiflis.

Daß ich so früh dem Schlummer dich entwand,
O süßes Leben, zürne nicht darum;
Steh auf und kleide dich in Festgewand,
O, folge mir, du wirst verstehn warum!

Auch ich lag eben noch im Schlummer tief,
Gebannt durch ein lebendig Traumgesicht —
Da klang mir eine Stimme, die mich rief,
Ich folgte ihr, trat aus der Nacht an's Licht,
Und müde noch, rief ich im Zorn wie du:
»Was weckst du mich aus meiner nächt'gen Ruh?«
Doch schwand mein Zorn, denn was mir da geschehn,
War schöner, als was ich im Traum gesehn!
Von einer schönen Welt hatt' ich geträumt,
Wo Alles Liebe, Alles Seligkeit.
Die Erde war dem Himmel eingeräumt,
Versöhnt war alle Kreatur vom Streit,
Und Römer, Griechen, Moslem, Protestanten,
Begrüßten sich als nahe Blutsverwandten.

Der Zar kredenzt dem Sultan krimmschen Wein,
Der Papst, verliebt, will eine Türkin frein.
Rabbiner, Mufti's, Uhlich's, Hengstenberge,
Die Glaubensriesen und die Glaubenszwerge,
Sie sangen Alle wie aus Einem Mund:
Groß ist der Herr, und schön das Erdenrund!
Es legt der Mönch sein härenes Gewand ab,
Der Krieger läßt vom Morden seine Hand ab,
Und hassesmüd, auf allen Lebenswegen,
Umarmend tritt sich Mensch und Mensch entgegen.
Und alle schwangen sich in frohen Reihn,
Durch Erd' und Himmel ging die süße Regung,
Ich stimmte jubelnd in den Chor mit ein:
Liebe ist Leben, Leben ist Bewegung . . .

Da — klopften Rosenknospen an die Fenster
Des Schlafgemachs, verscheuchten die Gespenster,
Und riefen: »Auf vom Lager, säume nicht!
Die schöne Morgenzeit verträume nicht!
Es liegt der Tag im Kampfe mit der Nacht;
Schon sind die Blumen alle aufgewacht,
Die Vögel singen, alle Zweige klingen —
Die Morgenröthe zieht als Königin
Durch's Land, macht Alles froh, wie ich es bin,
Und läßt von Bergen, die gen Himmel ragen,
Sich des Gewandes Purpurschleppen tragen.
Wach auf, du träger Schläfer! säume nicht,
Die schöne Morgenzeit verträume nicht!«

Und ich stand auf und ging hinaus in's Freie;
Geblendet ward mein Aug', wohin es schweift':
Schon hatte fern der weißen Berge Reihe
Die nächtgen Nebelkleider abgestreift,

Und badete sich nackt im Morgenglühn.
Von Berg zu Berg die goldnen Strahlen sprangen.
Rings aus der Gärten morgenfeuchtem Grün
Die Blumen glühten und die Zweige klangen.
In seinen Ufern glüht' der Strom im Thale
Wie Feuerwein im goldenen Pokale.

Weiß dampft' es von den Felsen — zwischendurch
Erschimmerte glühroth die alte Burg
Mit ihrer weit herabgestreckten Mauer —
Ein Anblick sonst des Schreckens und der Trauer:
Jetzt aber lustig war sie anzusehen,
Ein schimmernder Palast, bewohnt von Feen . . .
Es hing ein Nebelstreif noch hin und wieder
Und flatterte am Fels wie eine Fahne.
Beim Karawanserai die Karawane
Ward ausgerüstet — vor dem Führer nieder
Beugt seine Knie' das zottige Dromedar,
Und wimmert, wie es seine Last empfangen;
Langsam erhebt es dann die schlanken Glieder,
Die Last ist leicht — der Blick wird wieder klar,
Im Glanz des Frühroths ist sein Gram vergangen . .
Schon rief der Muezzin vom Minaret
Die Gläubigen zum ersten Frühgebet.

Die Töchter Grusien's schliefen auf den Dächern,
Es war so schwül zur Nacht in den Gemächern —
Hell spielten um der Mädchen Angesicht
Die Sonnenstrahlen, und sie merkten's nicht.
Es standen selbst die Wachen an den Thoren
Ganz in der Morgenröthe Glanz verloren;
Und auch auf ihrer Mordgewehre Spitzen
Ließ friedlich sie die goldnen Strahlen blitzen.

Ihr milder Feuerschein hüllt Alles ein,
Verklärt die Welt in Herrlichkeit und Ruh,
Und nichts fehlt zu dem schönen Bild — als du!

O komm, du süßes Leben! säume nicht,
Die schöne Morgenzeit verträume nicht!
Durch frisches Blumenland will ich dich führen,
Will dein Gemüth durch Feierklänge rühren;
Sollst selber wie die Morgenröthe glühen
In ihrem Strahl, und mit den Blumen blühen.
O klage nicht, wo Alles jauchzt und lacht:
Dein Herz soll haben was es wünschen mag —
Komm, schönes Morgenroth! ich bin der Tag
Der dich heraufzieht aus des Lagers Nacht —
Komm! leb' der Freude, und die Sorge tödte!
Ich will dein Tag sein, schöne Morgenröthe!
Ich will dein Schleppenträger sein, dein Alles!
Und wenn du fällst: die Stütze deines Falles!

Genügsamkeit.

Mir dient das ganze Morgenland
Dich zu ergötzen, dich zu schmücken —
Es kann zum Kranz dir meine Hand
Die farbenreichsten Blumen pflücken.

So manche frische Rose blüht
Mir ihren duft'gen Hauch entgegen;
Es strahlt der Mond, die Sonne glüht
Des Morgenlands, mir auch entgegen.

Bochara sendet Narden mir,
Und Perlen senden mir die Meere —
Ich winke — und es tanzt vor dir
Die leichtgeschürzte Bajadere.

Duftwasser, Oele, Honigseim,
Laß ich durch meine Verse fließen —
Es ist kein Harem so geheim,
Sich meinem Liede zu verschließen!

Die Quellen, die empor vom Thal —
Und die vom Berge niederspringen:
Ich lasse sie, im Sonnenstrahl
Schimmernd, durch meine Lieder springen.

Die Nachtigall von Schiras schlägt
Mir herzverwandten Tons entgegen —
Was blüht und klingt und Lust erregt:
Ich kann es dir zu Füßen legen!

Doch thu' ich's nicht! wozu der Tand?
Ich will die Schönheit nicht entweihen:
Es kann das ganze Morgenland
Dir keinen würdgen Schmuck verleihen!

Vollkommen ist dein stolzer Wuchs,
Geist, Anmuth strahlt aus deinen Zügen:
Dein Leib bedarf nicht fremden Schmucks,
Mag sich in Schönheit selbst genügen!

Wem ist die Sonne nicht hell genug,
Daß er durch Kunst sie noch verkläre?
Wem nicht am Schönheitsquell genug,
Daß er noch Flitterstaat begehre?

Drum fort mit all dem Firlefanz! —
Bei dir, du herrlichste der Frauen,
Will ich nicht fremden Schmuck und Glanz,
Will ich nur dich — dich selbst nur schauen!

Sonne und Sterne.

Wohl ist es blendend, wenn ich spät
Durch Tiflis' krumme Straßen gehe,
Und rings, wohin das Auge späht,
Ein Labyrinth von Schönheit sehe.

Viel schlanke Jungfraun, weiß umhüllt,
Gespensterhaft vorüberschweben;
Die Dächer und Balkone füllt
Ein glänzend, zauberbuntes Leben.

Bald wird das Dach zum Piedestal,
Geschmückt mit Grusiens jungen Schönen —
Bald gleicht es einem offnen Saal,
Belebt von Tanz und Saitentönen.

Und Schleier flattern, Tücher wehn,
Es rauschen seidene Gewänder;
Auf Dächern und Balkonen stehn
Die Fraun, gedrängt bis an's Geländer.

Von Oben und von Unten bricht
Ein zitternd Leuchten durch das Dunkel:
Dort — Grusiens helles Sternenlicht,
Hier — dunkler Augen Sterngefunkel!

Daß man nicht weiß, geblendet ganz
Von all dem strahlenden Gewimmel,
Wo lieblicher der Sterne Glanz:
Ob auf der Erde, ob am Himmel? —

Doch fürchte nichts! ob ich auch spät
Durch Tiflis' krumme Straßen gehe,
Und rings, wohin das Auge späht,
So viele schmucke Mädchen sehe:

Im Herzen lebst du doch allein!
Du bist die Sonne — sie die Sterne;
Ich freue mich am Sternenschein
Nur wenn der Glanz des Tages ferne.

Abschied vom Kaukasus.

Die Gletscher leuchten
Im Mondenlicht,
Und Thränen feuchten
Mein Angesicht.
Die Stürme sausen,
Die Möven schrein,
Die Wogen brausen,
Ich denke dein!

Das Land entschwindet
Schon fern dem Blick,
Doch zu dir findet
Mein Herz zurück;
Ich will ihm Schwingen
Des Liedes leihn,
Es soll dir singen:
Ich denke dein!

Aus dem Buche Edlitam.

(1847 — 1851.)

Und eine lange Nacht war angebrochen.
Es kamen wieder all der Gram, die Sorgen,
Die schon verdunkelt meinen Lebensmorgen —
Das Schicksal hielt mir nicht, was es versprochen . . .

Du warst der erste Stern in meiner Nacht —
Sei auch der letzte! gleich dem Liebessterne,
Der, wenn die Sonne ihren Lauf vollbracht,
Zuerst sein mildes Licht strahlt aus der Ferne,
Und auch der letzte Stern ist in der Nacht!

Der Zar kredenzt dem Sultan krimmschen Wein,
Der Papst, verliebt, will eine Türkin frein.
Rabbiner, Mufti's, Uhlich's, Hengstenberge,
Die Glaubensriesen und die Glaubenszwerge,
Sie sangen Alle wie aus Einem Mund:
Groß ist der Herr, und schön das Erdenrund!
Es legt der Mönch sein härenes Gewand ab,
Der Krieger läßt vom Morden seine Hand ab,
Und hassesmüd, auf allen Lebenswegen,
Umarmend tritt sich Mensch und Mensch entgegen.
Und alle schwangen sich in frohen Reihn,
Durch Erd' und Himmel ging die süße Regung,
Ich stimmte jubelnd in den Chor mit ein:
Liebe ist Leben, Leben ist Bewegung . . .

Da — klopften Rosenknospen an die Fenster
Des Schlafgemachs, verscheuchten die Gespenster,
Und riefen: »Auf vom Lager, säume nicht!
Die schöne Morgenzeit verträume nicht!
Es liegt der Tag im Kampfe mit der Nacht;
Schon sind die Blumen alle aufgewacht,
Die Vögel singen, alle Zweige klingen —
Die Morgenröthe zieht als Königin
Durch's Land, macht Alles froh, wie ich es bin,
Und läßt von Bergen, die gen Himmel ragen,
Sich des Gewandes Purpurschleppen tragen.
Wach auf, du träger Schläfer! säume nicht,
Die schöne Morgenzeit verträume nicht!«

Und ich stand auf und ging hinaus in's Freie;
Geblendet ward mein Aug', wohin es schweift':
Schon hatte fern der weißen Berge Reihe
Die nächtgen Nebelkleider abgestreift,

Und badete sich nackt im Morgenglühn.
Von Berg zu Berg die goldnen Strahlen sprangen.
Rings aus der Gärten morgenfeuchtem Grün
Die Blumen glühten und die Zweige klangen.
In seinen Ufern glüht' der Strom im Thale
Wie Feuerwein im goldenen Pokale.

Weiß dampft' es von den Felsen — zwischendurch
Erschimmerte glühroth die alte Burg
Mit ihrer weit herabgestreckten Mauer —
Ein Anblick sonst des Schreckens und der Trauer:
Jetzt aber lustig war sie anzusehen,
Ein schimmernder Palast, bewohnt von Feen . . .
Es hing ein Nebelstreif noch hin und wieder
Und flatterte am Fels wie eine Fahne.
Beim Karawanserai die Karawane
Ward ausgerüstet — vor dem Führer nieder
Beugt seine Knie' das zottige Dromedar,
Und wimmert, wie es seine Last empfangen;
Langsam erhebt es dann die schlanken Glieder,
Die Last ist leicht — der Blick wird wieder klar,
Im Glanz des Frühroths ist sein Gram vergangen . .
Schon rief der Muezzin vom Minaret
Die Gläubigen zum ersten Frühgebet.

Die Töchter Grusien's schliefen auf den Dächern,
Es war so schwül zur Nacht in den Gemächern —
Hell spielten um der Mädchen Angesicht
Die Sonnenstrahlen, und sie merkten's nicht.
Es standen selbst die Wachen an den Thoren
Ganz in der Morgenröthe Glanz verloren;
Und auch auf ihrer Mordgewehre Spitzen
Ließ friedlich sie die goldnen Strahlen blitzen.

Ihr milder Feuerschein hüllt Alles ein,
Verklärt die Welt in Herrlichkeit und Ruh,
Und nichts fehlt zu dem schönen Bild — als du!

O komm, du süßes Leben! säume nicht,
Die schöne Morgenzeit verträume nicht!
Durch frisches Blumenland will ich dich führen,
Will dein Gemüth durch Feierklänge rühren;
Sollst selber wie die Morgenröthe glühen
In ihrem Strahl, und mit den Blumen blühen.
O klage nicht, wo Alles jauchzt und lacht:
Dein Herz soll haben was es wünschen mag —
Komm, schönes Morgenroth! ich bin der Tag
Der dich heraufzieht aus des Lagers Nacht —
Komm! leb' der Freude, und die Sorge tödte!
Ich will dein Tag sein, schöne Morgenröthe!
Ich will dein Schleppenträger sein, dein Alles!
Und wenn du fällst: die Stütze deines Falles!

Genügsamkeit.

Mir dient das ganze Morgenland
Dich zu ergötzen, dich zu schmücken —
Es kann zum Kranz dir meine Hand
Die farbenreichsten Blumen pflücken.

So manche frische Rose blüht
Mir ihren duft'gen Hauch entgegen;
Es strahlt der Mond, die Sonne glüht
Des Morgenlands, mir auch entgegen.

Bochara sendet Narden mir,
Und Perlen senden mir die Meere —
Ich winke — und es tanzt vor dir
Die leichtgeschürzte Bajadere.

Duftwasser, Oele, Honigseim,
Laß ich durch meine Verse fließen —
Es ist kein Harem so geheim,
Sich meinem Liede zu verschließen!

Die Quellen, die empor vom Thal —
Und die vom Berge niederspringen:
Ich lasse sie, im Sonnenstrahl
Schimmernd, durch meine Lieder springen.

Die Nachtigall von Schiras schlägt
Mir herzverwandten Tons entgegen —
Was blüht und klingt und Lust erregt:
Ich kann es dir zu Füßen legen!

Doch thu' ich's nicht! wozu der Tand?
Ich will die Schönheit nicht entweihen:
Es kann das ganze Morgenland
Dir keinen würdgen Schmuck verleihen!

Vollkommen ist dein stolzer Wuchs,
Geist, Anmuth strahlt aus deinen Zügen:
Dein Leib bedarf nicht fremden Schmucks,
Mag sich in Schönheit selbst genügen!

Wem ist die Sonne nicht hell genug,
Daß er durch Kunst sie noch verkläre?
Wem nicht am Schönheitsquell genug,
Daß er noch Flitterstaat begehre?

Drum fort mit all dem Firlefanz! —
Bei dir, du herrlichste der Frauen,
Will ich nicht fremden Schmuck und Glanz,
Will ich nur dich — dich selbst nur schauen!

Sonne und Sterne.

Wohl ist es blendend, wenn ich spät
Durch Tiflis' krumme Straßen gehe,
Und rings, wohin das Auge späht,
Ein Labyrinth von Schönheit sehe.

Viel schlanke Jungfraun, weiß umhüllt,
Gespensterhaft vorüberschweben;
Die Dächer und Balkone füllt
Ein glänzend, zauberbuntes Leben.

Bald wird das Dach zum Piedestal,
Geschmückt mit Grusiens jungen Schönen —
Bald gleicht es einem offnen Saal,
Belebt von Tanz und Saitentönen.

Und Schleier flattern, Tücher wehn,
Es rauschen seidene Gewänder;
Auf Dächern und Balkonen stehn
Die Fraun, gedrängt bis an's Geländer.

Von Oben und von Unten bricht
Ein zitternd Leuchten durch das Dunkel:
Dort — Grusiens helles Sternenlicht,
Hier — dunkler Augen Sterngefunkel!

Daß man nicht weiß, geblendet ganz
Von all dem strahlenden Gewimmel,
Wo lieblicher der Sterne Glanz:
Ob auf der Erde, ob am Himmel? —

Doch fürchte nichts! ob ich auch spät
Durch Tiflis' krumme Straßen gehe,
Und rings, wohin das Auge späht,
So viele schmucke Mädchen sehe:

Im Herzen lebst du doch allein!
Du bist die Sonne — sie die Sterne;
Ich freue mich am Sternenschein
Nur wenn der Glanz des Tages ferne.

Abschied vom Kaukasus.

Die Gletscher leuchten
Im Mondenlicht,
Und Thränen feuchten
Mein Angesicht.
Die Stürme sausen,
Die Möven schrein,
Die Wogen brausen,
Ich denke dein!

Das Land entschwindet
Schon fern dem Blick,
Doch zu dir findet
Mein Herz zurück;
Ich will ihm Schwingen
Des Liedes leihn,
Es soll dir singen:
Ich denke dein!

Aus dem Buche Edlitam.

(1847 — 1851.)

Und eine lange Nacht war angebrochen.
Es kamen wieder all der Gram, die Sorgen,
Die schon verdunkelt meinen Lebensmorgen —
Das Schicksal hielt mir nicht, was es versprochen . . .

Du warst der erste Stern in meiner Nacht —
Sei auch der letzte! gleich dem Liebessterne,
Der, wenn die Sonne ihren Lauf vollbracht,
Zuerst sein mildes Licht strahlt aus der Ferne,
Und auch der letzte Stern ist in der Nacht!

Sie wühlte in den Tönen.

Sie wühlte in den Tönen
Und spielte und sang mir vor,
Es scholl der Gesang der Schönen
Gar wundersam in mein Ohr.

Bald klang's wie laute Mahnung
Vergang'ner, schöner Zeit,
Und bald wie leise Ahnung
Zukünft'ger Seligkeit.

Wie Frühlingsluft umfächelte
Mich ihres Mundes Hauch,
Ich sah sie an und lächelte,
Und sie — sie lächelt auch!

O, laß dies Lächeln immer
Um deine Züge gehn,
Und lauschend will ich immer
Und selig bei dir stehn!

Ständchen.

Ich halte, Edlitam,
Am Fenster hier Wacht —
Schon deckt die Gefilde
Rings finstere Nacht.

Hier steh' ich allnächtig
Und singe ein Lied —
Und singe was mächtig
Das Herz mir durchzieht.

Von Lieben und Hoffen,
Von Freude und Pein —
Das Fenster steht offen,
Das Lied tönt hinein.

Und schallen die Töne
Zur Liebsten in's Haus,
Dann steckt meine Schöne
Ihr Köpfchen heraus.

Sie reicht mir das Händchen
Und giebt mir den Dank —
Vorbei ist das Ständchen,
Es schweigt der Gesang . .

Süße Bettelei.

Ein Bettler klopft' ich bei dir an
Um einen Kuß — du gabst ihn mir!
Ein Bettler kehrt' ich ein bei dir,
Und kam hervor ein reicher Mann,
So reich am höchsten Glück der Welt,
Daß alles Gold und alles Geld
Nicht solche Schätze kaufen kann!

Doch, ob des Augenblicks Genuß
Mein ganzes Leben auch verschönt,
Hat mich dein Geben so verwöhnt,
Daß ich stets weiter flehen muß
Um einen Kuß — und nimmer frei
Wirst du nun diese Bettelei
Um einen Kuß! um einen Kuß!

Mir träumte einst ein schöner Traum.

Mir träumte einst ein schöner Traum:
Mich liebte eine blonde Maid;
Es war im grünen Waldesraum,
Es war zur warmen Frühlingszeit:

Die Knospe sprang, der Waldbach schwoll,
Fern aus dem Dorfe scholl Geläut —
Wir waren ganzer Wonne voll,
Versunken ganz in Seligkeit.

Und schöner noch, als einst im Traum,
Begab es sich in Wirklichkeit —
Es war im grünen Waldesraum,
Es war zur warmen Frühlingszeit:

Der Waldbach schwoll, die Knospe sprang,
Geläut erscholl vom Dorfe her —
Ich hielt dich fest, ich hielt dich lang —
Und lasse dich nun nimmermehr!

O, frühlingsgrüner Waldesraum!
Du lebst in mir durch alle Zeit —
Dort ward die Wirklichkeit zum Traum,
Dort ward der Traum zur Wirklichkeit!

Wenn Küssen, Mädchen, Sünde ist,
Bin ich ein großer Sünder,
Und du, die mich so oft geküßt,
Du bist es dann nicht minder!
Doch wenn das Kind die Mutter küßt,
Die Mutter ihre Kinder —
Und wenn's für die nicht Sünde ist,
So ist's für uns noch minder! . . .

Oft sinn' ich hin und wieder.

Oft sinn' ich hin und wieder:
Was treibt mich zu ihr hin?
Sind's ihre süßen Lieder,
Oder ist's ihr froher Sinn?

Was hält mich so gefangen
Wenn ihre Stimme schallt?
Ist's unbewußt Verlangen,
Ist's ihres Aug's Gewalt?

's ist nicht der Wuchs, der schöne,
Und nicht des Auges Strahl,
Auch nicht die süßen Töne;
's ist Alles allzumal!

Verständigung.

Wir haben nicht Ringe gewechselt,
Das Herz zu legen in Banden;
Wir haben nicht Phrasen gedrechselt,
Und haben uns doch verstanden.

Wir haben nicht Eltern, noch Sippen
Dabei zu Rath gezogen —
Es haben Herzen und Lippen
Alleine Rath gepflogen.

Ein Blick herüber, hinüber,
Ein Kuß — ich hielt dich umwunden —
Die Herzen flossen uns über,
Wir waren auf ewig verbunden.

Ich singe dich, liebes Mädchen, du!

Ich singe dich, liebes Mädchen, du!
Du Herrliche, du Süße!
Dir jauchzen all meine Gedanken zu,
All meine Liebesgrüße!

Das Glück, das du mir im Leben bescheert,
Sing' ich im Liede wieder —
Und ist mein Singen auch deiner nicht werth:
Du adelst meine Lieder!

Du funkelst darin, wie ein Diamant,
Mit wunderbarem Feuer,
Und wären die Worte selbst nichtiger Tand:
Du machst sie werth und theuer!

Wie das dunkele niedere Gras im Thal
Vom nächt'gen Thau befeuchtet,
Selbst funkelt und blitzt in hellem Gestrahl,
Sobald die Sonne leuchtet.

Dir jauchzen all meine Gedanken zu,
Dir alle meine Lieder!
Der Sonne gleich strahlest und lächelst du
Verklärend darauf nieder!

Deine Liebe ist mein Himmel.

Deine Liebe ist mein Himmel,
Den ich schon auf Erden gewann!
Es hängen sich meine Lieder
Als goldene Sterne daran —
Als goldene, leuchtende Sterne,
Noch heller, als die drüben:
O, möge nimmermehr
Sich dieser Himmel trüben!

Deine Liebe ist mein Himmel,
Drin herrschest du ganz allein!
Führst alle guten Gedanken
Zu ewiger Seligkeit ein —
Doch alle schlechten Gedanken:
Sie werden vergessen, begraben;
O, laß mich immerdar
Nur gute Gedanken haben!

Deine Liebe ist mein Himmel,
Drin wohnet all mein Glück!
Aus deinem Herzen kommt es,
Kehrt in dein Herz zurück —
Zurück durch meine Lieder,
Die alle zu dir sich wenden.
O, was durch dich begann:
Laß es durch dich nie enden!

Abschiedsworte.

Noch einen Kuß! bevor ich geh',
Noch einen Kuß! und dann Ade!

Nun weine nicht, und klage nicht!
Vergräme deine Tage nicht!
Wir denken nicht an Trennungswehn,
Wir denken nur an Wiedersehn!

Die schlanke, liebliche Gestalt,
Das Haar, das blond zum Nacken wallt,
Das blaue Aug', der treue Blick:
Von Allem trennt mich mein Geschick. . .

Doch ob du lächelst, ob du weinst,
Ob trüb du oder heiter scheinst:
Es lebt genau dein Bild und Wort
Des Abschieds mir im Herzen fort!

Drum: soll dein Bild stets froh und rein
Lebendig meinem Geiste sein,
So weine nicht und klage nicht,
Vergräme deine Tage nicht!
Wir denken nicht an Trennungswehn,
Wir denken nur an Wiedersehn!

Auf der Reise.

„Nun leb wohl, Glück auf die Reise!“
— Danke! Grüß' von mir zu Haus! —
Und auf eisernem Geleise
Rollend, schnaubt der Zug hinaus.

Daß die Nähe schnell zur Ferne,
Fernes nah im Zuge wird;
Weilte oft das Auge gerne,
Wo es nur im Fluge irrt.

Also wechseln vielfach täglich
Berge, Thäler, Wald, Gefild —
Nur ein Bild steht unbeweglich
Ueber mir: — der Sonne Bild!

Viele Menschen gehn und kommen,
Drängen sich herein, hinaus;
Hat der Eine Platz genommen,
Springt der Andre wieder aus.

Und in jedem Dorfe, Städtchen,
Hübsche Mädchen, schmucke Fraun —
Schmucker Frauen, hübscher Mädchen
Giebt es viel in deutschen Gaun.

Doch sie kommen, schwinden täglich
Mir, wie Berg, Thal, Wald, Gefild —
Nur Ein Bild steht unbeweglich
Stets vor mir: Dein liebes Bild!

O, sieh die Perlen auf der Schnur

O, sieh die Perlen auf der Schnur,
In lichtem funkelndem Gestrahl —
Zerreiß das seidne Fädchen nur:
Die Perlen fallen allzumal!

Du siehst sie fallen, suche nur
Und sammle sie mit ems'ger Hand —
Zerrissen ist die seidne Schnur
Die alle schön zusammenband. —

Und was in meinen Liedern klingt,
Und meine ganze Herzenswelt:
Du bist's, um die sich Alles schlingt,
Die Alles schön zusammenhält.

O halte fest, zerreiße nicht!
Die Perlen fallen mit der Schnur —
Und nur durch dich lebt mein Gedicht,
Und auch durch dich ich selber nur!

Die Welt geht aus den Fugen.

(1848.)

Die Welt geht aus den Fugen,
Die Zeit naht der Zerstörung;
Durch alle Lande schlugen
Die Flammen der Empörung:
  Doch mag das All zertrümmern,
    Aufgehn die Welt in Flammen:
      Wir schauen lächelnd zu!
  Wir lassen's uns nicht kümmern,
    Wir halten fest zusammen,
      Edlitam! ich und du!

Es jubelt rachetönig,
Es jauchzt in wildem Hohne —
Kein Kaiser und kein König
Sitzt ruhig auf dem Throne;
  Nur uns erwächst kein Schaden:
    Was mich geplagt und kränkte,
      Schmilzt jetzt in Liebe hin,
  Für dich, von Gottes Gnaden
    Des Herzens unumschränkte
      Alleingebieterin!

Es strebt die Welt nach Spaltung
Und trotziger Verneinung —
W i r streben nach Erhaltung
Und liebender Vereinung!
Du bist das Heil der Welt mir,
Mir eine Welt des Heiles:
Dir jauchz' ich selig zu!
Mein schönes Loos gefällt mir,
Komm her mein Kind und theil' es,
Herzliebes Mädchen du!

(1862.)

Zum Heiligthum wird uns der Garten,
Heilig das kleinste Stückchen Land,
Wo wir der Blumen liebend warten,
Die wir gepflanzt mit eigner Hand.
Ob in den Gärten rings umher
Auch andre Blumen stolzer prangen:
Doch die uns selber aufgegangen,
Die eignen Blumen freun uns mehr.

Wir sehn im Lenz die Blätter sprießen,
Die künft'ge Rose ahnungsvoll
In zarter Knospe sich verschließen,
Die herrlich sich entfalten soll.
Und der verwelkte Rosenstrauch,
Deß Duft und Glanz uns einst entzückte,
Als ihn die Pracht des Sommers schmückte,
Bleibt theuer uns im Herbste auch.

So kann auch Liebe nicht vergessen,
Ob ihre Jugend längst verblüht,
Was sie an jungem Glück besessen,
Der Duft und Glanz lebt im Gemüth,
Und was der Winter auch verweht:
Die Zeit des Knospens und des Glanzes,
Bleibt uns im Geist als schönes Ganzes,
Wir wissen, daß es neu ersteht.

Mag mehr und mehr das Alter geizen
Mit dem was Jugend reichlich beut
An äußern Gaben, holden Reizen —
Wer sich bewährter Liebe freut,
Behält ihr bestes Theil zurück.
Was außen welkt, erblüht im Innern,
Das Herz bleibt jung und sein Erinnern
Bewahrt uns das vergangne Glück.

Die holden Knospen, unsre Kinder
Sind schon der Zeit der Blüthe nah,
Und du bist reizvoll mir nicht minder
Heut, als du warst da ich dich sah
Im Myrthenkranz am Hochzeitstag.
Magst andern Augen älter scheinen,
Jung wie du warst erscheinst du meinen,
Was auch die Zeit dir bringen mag.

Von der Nordsee.

(1864.)

1.

Die Seemuschel.

Ich hielt die große Muschel an's Ohr,
Die lange schon vom Meer entfernte;
Sie summte mir alte Weisen vor
Die weiland sie im Meere lernte.
Sie sang von nächtiger Wogenglut,
Von Blumen, die tiefunten ranken,
Derweilen hoch in Sturmesflut
Die Masten krachen und die Planken.
Sie sang von Schätzen auf dem Grund,
Bewacht von grimmen Ungeheuern;
Von Geisterschiffen, die im Bund
Mit unheilvollen Mächten steuern;
Von Schiffern, die das Meer verschlang
Schon nahe der ersehnten Landung . . .
Bald scholl's wie tausendstimmiger Sang,
Bald wie das Donnern ferner Brandung.
Und bunte Bilder tauchten auf,
Die sich mir selbst einst offenbarten,
Als ich in junger Jahre Lauf
Umtrieb auf fernen Meeresfahrten.
Und wieder zog's mich hin zum Meer
Gewaltsam wie mit Geisterhänden;
Mich drücken lange Leiden schwer,
Die Salzflut soll mir Heilung spenden.
O Meer, laß deinen ewigen Born
Des Lebens neu sich mir erschließen!

Laß deines Ueberflusses Horn
Ein Theilchen auch auf mich ergießen!
Erhebe den gebeugten Muth,
Mein Leid laß fortwehn mit den Winden —
Laß mich in deiner Segensflut
Die Perle der Gesundheit finden!

2.

Gruß an das Meer.

Gürtel der Erde,
Spiegel des Himmels,
Urborn des Lebens,
Wogende Meerflut,
Sei mir gegrüßt!

Hell glänzt mein Auge
Bei deinem Anblick,
Frisch wieder athm' ich
Bei deines Odems
Lösendem Hauch.

Göttergeschlechtern
Wurdest du weiland
Wiege und Grabmal —
In deiner Tiefe
Webt noch ihr Geist.

So bist du wechselnd
Schlachtfroh wie Odin,
Tückisch wie Loki,
Freundlich wie Baldur,
Stürmisch wie Thor.

Deiner Gewalten,
Deiner Zerstörung
Furchtbare Spuren
Prägen der Veste
Dauernd sich ein.

Aber du selber
Duldest nicht Spuren
Ird'scher Gewalten —
Unüberwindlich
Bleibt deine Macht.

Schiffe verschlingst du,
Trotzige Menschen
Die mit dir kämpfen,
Beutst du der Tiefe
Thieren zum Fraß.

Doch die dich lieben,
Die dir vertrauen,
Finden dich huldvoll —
Leidenden beutst du
Heilende Kraft.

Alles auf Erden
Altert und wechselt —
Du aber bleibst in
Jugend und Frische
Immer dir gleich.

Gürtel der Erde,
Spiegel des Himmels,
Urborn des Lebens,
Wogende Meerflut,
Sei mir gegrüßt!

3.

Verstimmung.

Ich ging hinaus an's öde Meer,
Schwer wogt es her und hin,
Und Wind und Welle scholl so leer,
So hohl, ganz ohne Sinn.

Ich wanderte auf und ab am Meer,
Trüb war mein Herz und Sinn —
Viel Muscheln lagen am Strand umher,
Doch keine Perle drin!

4.

Dämmerung.

Roth säumt die dunkle Wolkenwand
Sich an des Meeres fernem Rand
Im Abendschein.

Der Tag hat seinen Lauf vollbracht
Und hüllt sich königlich zur Nacht
In Purpur ein.

Doch kalt ist dieser Purpurglanz —
Schon trübt er sich — bald wird er ganz
Verschwunden sein.

5.

Es ruht das Meer in Sabbathruh.
Fernher vom Dorf schallt Festgeläute,
Der Himmel strahlt dem Eiland heute
All seinen Glanz und Frieden zu.

Es ruht das Meer in Sabbathruh.
Nur leise tönt der Brandung Schäumen.
Ich sitz' allein in schönen Träumen,
Durch meine Träume wandelst du!

6.

Um Mitternacht ging ich hinaus an die See,
War ganz allein.
Es brachen die Wellen sich weiß wie Schnee
Im Mondenschein.
Mir zog durch's Herz ein sehnend Weh,
Ich dachte dein!

7.

Der Seeadler.

Ich wandelte früh am Strande,
Gebeugt den Kopf und Sinn,
Da schwebte auf dem Sande
Ein Schatten um mich hin.

Als ich den Blick erhoben
Zu spähen was es war,
Wiegt über mir hochoben
Sich stolz ein Meeresaar.

Auf weitgespannten Schwingen
Schwebt' er in hehrer Ruh,
Doch seine Bahnen gingen
Lichtwärts, der Sonne zu.

Die Augen mit ihm schwangen
Sich auf in's Aethermeer —
Aus dumpfem Brüten sprangen
Gefühle licht und hehr.

Verschwunden war der Schatten
Des Adlers wie ein Hauch,
Und, die gebeugt mich hatten,
Des Geistes Schatten auch.

8.

An das Meer bei nächtlichem Leuchten.

Man versteht dich im Glanze des Tages nicht,
Man versteht dich nur bei der Nacht,
Wenn die Welle leuchtet von eigenem Licht,
Wenn das innerste Leben erwacht;
Wenn des Mondes Silber, der Sonne Gold,
Versunken in der Flut,
Aus dem Abgrund wieder zur Höhe rollt
In neuverklärter Glut.
Da rauscht's herauf, da wogt's empor,
Da hört man's klingen und ziehn,
Die Geister der Tiefe singen im Chor
Uralte Melodien:
Von Götterzorn und Riesenkampf,
Drachen- und Schlangenbrut,
Von Schlachtjungfrau'n und Roßgestampf,
Sturmes- und Menschenwuth.
Mit Feuerzungen im Dünensand
Saugt sich die Woge ein,
Es zittert rings um's Inselland
Ein geisterhafter Schein.
Die Flut wogt schimmernd auf und ab
Im ewigem Wechsellauf —
Eine Welle wird der andern Grab
Und neu taucht jede auf,
Voll unruhvollen Strebens,
Voll Sehnsucht ungestillt,
Ein Bild des ewigen Lebens
Das aus der Tiefe quillt.

—

9.

Norderney.

An * * *.

Auf Meeresfahrten sah ich weiland
Der Inseln mancherlei,
Doch nie kam ein so ödes Eiland
Mir vor wie Norderney.

Das Meer wälzt um die nackten Dünen
Sich schwer und grau wie Blei;
Die Blumen blühn, die Bäume grünen
Nie frisch auf Norderney.

Stark sind die biedern Inselsöhne,
Fischblütig auch dabei,
Doch Feueraugen, Frauenschöne
Sind fremd auf Norderney.

Nur fernher zog mir, holden Scheines,
Manch schönes Bild vorbei,
Und zu den liebsten zähl' ich deines,
Denk' ich an Norderney.

Berlin, gedruckt in der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker).







